<36635523070015

<36635523070015

Bayer. Staatsbibliothek

H. Eccl. A 24. - 1

Geschichte

der christlichen

Religion und Kirche.

Erster Band.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Kompagnie, 1792.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Was mich zur Herausgabe der gegenwärtigen Kirchengeschichte bewogen habe, dürften wohl viele meiner Leser, denen sowohl der Zustand der Litteratur, als die Lage und Bedürfnisse des Publikums bekannt sind, auch ohne meine Erinnerung errathen. Gewiß giebt es kaum ein wirksamers Mittel, den Menschen richtige Begriffe von Religionssachen beyzubringen, als eine mit Wahrheitsliebe geschriebene Kirchengeschichte. Sie kläret unsern Verstand auf, zeigt uns, was ehemals war und nicht war, reiniget uns von schädlichen Vorurtheilen, lehret uns, wie so manches in der Kirche mannigfaltigen Schicksalen und Veränderungen unterworfen, manches, was man hier und da mit Ehrfurcht als einen Befehl Gottes betrachtet hatte, nur die Wirkung eines Zufalles, oder wohl gar nur Menschenwerk war, und flösset uns eben dadurch eine gemäßigtere Denkungsart, mehr Bescheidenheit und Duldung gegen anders Denkende ein. In dieser Rücksicht ist es gewiß sehr zu wünschen, daß recht viele Menschen durch dieses Mittel in einer so wichtigen Sache sich belehren mögen.

In unserm Zeitalter, da jedes wissenschaftliche Fach mit so vielem Eifer betrieben wird, haben wir allerdings keinen Mangel an vortreflichen Werken dieser Art. Ich könnte hier eine grosse Zahl von Männern anführen, welche die Kirchengeschichte mit eben so viel Scharfsinn, als Wahrheitsliebe und Gründlichkeit, zum Theil auch mit Geschmack bearbeitet haben, wenn ich nicht wüßte, daß ihre Namen und Werke längst bekannt und berühmt sind. Gleichwohl wird jeder unbefangene Kenner mit mir gern eingestehen, daß aller der Vorzüge ungeachtet, womit diese Schriften prangen, doch nicht alle in jeder Rücksicht und für jede Gattung von Lesern gleich brauchbar seyen. Einige schrieben absichtlich nur für Gelehrte, und beschäftigten sich vornehmlich mit tiefsinnigen Untersuchungen, welche die Fassungskraft des gemeinen Mannes übersteigen. Andere bestimmten zwar ihre Werke zunächst für solche Leser, welche keine Gelegenheit haben, die Kirchengeschichte aus den Quellen selbst zu studiren; selbige fielen aber zum Theile so weitläufig aus, daß mancher nicht im Stande ist, sie sich anzuschaffen, und mancher weder Musse noch Lust hat, sie durchzulesen. Wieder andere faßten ihre Schriften über diesen Gegenstand zu kurz

ab; sie gaben gewissermassen nur eine Uebersicht über die Kirchenhistorie, und lieferten zu wenig Fakta, als daß sich jedermann durch dergleichen Bücher hinlänglich fruchtbar belehren könnte. Selbst die Absicht, in welcher manche kirchenhistorische Werke bearbeitet worden, machet sie für viele Leser weniger brauchbar. Viele schrieben blos in polemischer Rücksicht; viele in der Voraussetzung, alles, was der herrschenden Meinung ihrer Kirche widerspricht, sey Unwahrheit. Zu dieser letztern Gattung gehören besonders einige katholische Schriftsteller. Aus dem eben angegebenen Grunde blieben sie immer an der alten Ueberlieferung kleben; die Falschheit einer Thatsache mochte seit einiger Zeit noch so einleuchtend erwiesen worden seyn; sie stellten diese Thatsache in ihren Büchern doch als Wahrheit auf; entweder, weil man in ihrer Kirche von jeher gewohnt war, sie als Wahrheit anzunehmen, oder wohl gar, weil der Römische Hof, oder eine Versammlung von Bischöfen sich unterfangen hatte, eine falsche Thatsache zu einem Glaubenssatze zu erheben. So giebt es in der Römischen Kirche (ich spreche hier aus Erfahrung) noch immer Leute genug, welche das Daseyn einer nach der heutigen Verfassung gemodelten Hierarchie,

oder kirchlichen Regierungsform, schon im ersten christlichen Jahrhunderte, ja schon zur Zeit der Apostel aus dem Grunde behaupten, weil es das Koncilium zu Trient entschieden hat, daß sich die Sache so verhalten habe; gerade, als wenn das Zeugniß von Vätern, welche um sechzehn hundert Jahre später lebten, und denen der Römische Hof erwiesener massen partheyische, ihm vortheilhafte Aussprüche durch List und Gewalt abgenöthiget hat, gültiger wäre, als das ganz unbefangene Zeugniß solcher Männer, welche in eben derselben Zeit lebten, und das Gegentheil mit eigenen Augen sahen; oder als wenn eine historische Frage blos durch einen Machtspruch könnte entschieden werden. Einige katholische Geschichtschreiber, besonders aus der französischen Nation, haben sich zwar manchem Vorurtheile glücklich entschwungen, und ihren Gegenstand hier und da mit etwas mehr Freimüthigkeit behandelt. Dennoch blicket aus ihren Schriften eine gewisse Schüchternheit durch, die ihnen nicht allemale gestattet, die nackte Wahrheit unverhüllet darzustellen. Zu geschwinde schlüpfen einige aus ihnen über manche wichtige Stelle weg, welche dem Publikum am meisten Licht geben könnte; oder sie berühren manche Saite wohl gar

nicht, aus Furcht, der ungewohnt scharfe Klang möchte schwache Ohren beleidigen. Auch schrieben viele blos in der einseitigen Absicht, durch Kirchengeschichte den Pietismus zu befördern.

Die Betrachtung dieser Lage bewog mich, eine eigene Kirchengeschichte zu schreiben, und sie in Ansehung des Innhaltes so zu bearbeiten, daß die reine Wahrheit redlich gesagt, und nichts wichtiges verschwiegen werde; in Ansehung der Ausdehnung aber so, daß sie dem Leser weder durch ihre Kürze unbrauchbar werde, noch durch ihre Weitläufigkeit manchen Liebhaber ermüde, oder gar abschrecke. Was diese letztere Rücksicht betrift, so soll meine Schrift zwischen einem Kompendium, und einem sehr weitläufigen, aus vielen Bänden bestehenden Werke das Mittel halten. Ich gedenke daher, die ganze Kirchengeschichte in fünf mässige Bände zusammen zu fassen, die ich so geschwinde auf einander folgen lassen will, als es mir meine Umstände je erlauben. Und in Ansehung der erstern Bedingniß habe ich mich bemühet, mich in eine Fassung zu setzen, als gehörte ich zu gar keiner Religionsparthey; und in dieser Fassung habe ich ohne vorhergefaßte Meinung, ohne Nebenabsicht unbefangen nach der Wahrheit geforscht. Was ich ent-

deckte, sagte ich redlich ohne Zurückhaltung, und wo sich die Meinungen der Schriftsteller theilen, folgte ich nach einer strengen Prüfung derjenigen Parthey, welche mehrere und stärkere Gründe für sich hat.

Ich verkenne die grossen, fast unübersteiglichen Hindernisse nicht, welche mit der Ausarbeitung eines solchen Werkes verbunden sind. Man soll aus der unendlichen Menge von Begebenheiten nur solche herausheben, wodurch dem Leser der Anfang, die Aufnahme und die Hindernisse der Religion einleuchtend gemacht, und die Veranlassungen, Ursachen und Wirkungen eines jeden merkwürdigen Vorfalles, oder einer jeden wichtigen Einrichtung in der Kirche gezeigt werden; und soll dabey doch viele andere ebenfalls wichtige, wiewohl nicht gerade auf diesen Gesichtspunkt führende Nachrichten, z. B. von den Lebensumständen berühmter Kirchenväter oder christlicher Schriftsteller nicht ganz übergehen; soll mannigfaltige Begebenheiten, die sich an verschiedenen Oertern zu gleicher Zeit zugetragen haben, aber nicht zu gleicher Zeit zur Reife gediehen sind, in guter Verbindung miteinander vortragen; aber dabey doch die chronologische Ordnung nicht zu sehr verrücken; alles dieses ist gewiß schwerer,

als man glauben sollte. Je weiter ich in meiner Arbeit kam, desto mehr überzeugte ich mich selbst von dieser Wahrheit. Ich fühle nun selbst, wie viel meinem Plane, den ich befolgte, zur Vollkommenheit fehlet. Ich will hier zum Beyspiele nur einen einzigen Punkt berühren: Ganz eine andere Geschichte ist die evangelische Geschichte; eine andere die Geschichte des apostolischen Zeitalters; wieder eine andere die Geschichte des zweyten und dritten Jahrhunderts. Vielleicht habe ich in der Ausführung diese Zeitpunkte nicht hervorstechend genug unterschieden. Aber da doch vieles im zweyten und dritten Jahrhunderte ebenfalls vorhanden war, was schon im apostolischen Zeitalter existirte, so konnte ich doch nicht über einen jeden dieser Zeitpunkte eine besondere und doch vollständige Beschreibung aller Begebenheiten, Anstalten und Einrichtungen liefern, ohne öfters in den lästigen Fehler einer unnützen Wiederholung zu verfallen. Eben so verhält es sich mit vielen andern Punkten. Stellet man die Materien zusammen, welche mit einander in Verbindung stehen, so störet man oft den Zeitzusammenhang; läßt man im Gegentheile die Nachrichten in ihrer natürlichen Zeitordnung auf einander folgen, so leidet dadurch der Zusammen-

hang der Sachen, und man liefert auf solche Art größtentheils nur Bruchstücke. Kurz; die Entwerfung eines guten, befriedigenden Planes ist allemal mit vielen und ungemein grossen Schwierigkeiten verbunden.

Von billigen Lesern und Kennern hoffe ich aus eben dieser Ursache großmüthige Nachsicht. Ich bin zwar eben nicht jugendlich in meine eigenen Arbeiten verliebt. Daß ich einen gegründeten und bescheidenen Tadel mit Dank annehme, und erkannte Fehler gerne verbessere, habe ich schon anderswo öffentlich bewiesen. Aber um jedes Mißverständniß zu verhüten, muß ich doch mit einem Paar Worte sagen, was ich durch gegenwärtige Schrift leisten wollte.

Meine Absicht war, eine Kirchengeschichte zu liefern, wodurch sich sowohl der Unstudirte, als auch der Studirte, der aber die Kirchengeschichte nicht zu seinem besondern Studium machen kann, ohne Weitläufigkeit fruchtbar belehren könnte. Man suche also wenig, oder nichts neues in dieser Schrift. Genug; wenn das bisher Bekannte wahr und richtig vorgetragen ist. Aus eben diesem Grunde habe ich auch wenig citirt. Für Kirchenhistoriker von Profession schrieb ich nicht,

und andern, welche entweder keine Luſt oder keine Gelegenheit haben, die Quellen zu Rathe zu ziehen, können Citationen wenig nützen. Nur in dem Falle machte ich eine Ausnahme, wenn ich von der gewöhnlichen Meinung abgieng, und befürchtete, meine Behauptung möchte zarten Gewiſſen zu auffallend seyn, oder wenn ich die Denkungsart manches kirchlichen Schriftſtellers aus seinen Schriften selbſt zeigen wollte. Vielleicht hätten manche gewünſcht, daß ich in der Darſtellung der Geſchichte des erſten Zeitraumes, welcher nur die drey erſten Jahrhunderte in ſich faßt, weniger weitläufig geweſen wäre. Allein mir deucht, gerade dieſe Periode ſey die wichtigſte, und die Geſchichte derſelben verdiene vor allen ausführlich vorgetragen zu werden. Eine genaue Kenntniß derſelben kann die Menſchen über alles, was Religion und Kirche betrift, am meiſten aufklären. Durch eine umſtändliche Darſtellung deſſen, was man in dieſem Zeitalter über manchen Gegenſtand gedacht, was man für Einrichtungen gehabt, was man als blos zufällige Nebenſache betrachtet, oder gar als Mißbrauch verworfen habe, werden die Abweichungen von der urſprünglichen Reinigkeit und die menſchlichen Zuſätze der folgenden Jahrhunderte

erst recht einleuchtend, und dadurch wird die Kirchenhistorie erst vorzüglich lehrreich. Man erlanget dadurch festere und richtigere Begriffe von der Religion, und das traurige Vorurtheil verschwindet nach und nach, aus welchem mancher Christ ohne solche historische Kenntniß jede entbehrliche Nebensache mit blinder Ehrfurcht für ein wesentliches Stück seiner Religion ansieht. Ich wünsche nichts aufrichtiger, als daß diese meine Arbeit zu einer so heilsamen Wirkung etwas beytragen möchte!

Innhalt.

Erstes Buch.

Von Christus bis Konstantin den Grossen, oder von der Entstehung der christlichen Religion bis zur Zeit, da sie im Römischen Reiche die herrschende ward.

Jahr Christi 1—323.

Seite

Erstes Kapitel. Politische Verfassung der Länder im Orient und Occident. Litteratur und Gelehrsamkeit überhaupt; Philosophie ins Besondere. Zustand der Sitten und Religion. 1

Zweytes Kapitel. Entstehung einer neuen Religion durch Jesus Christus. Sein Hauptzweck und Hauptgrundsatz. Leben und Tod desselben. 33

Drittes Kapitel. Unternehmungen der Apostel. Ausbreitung der christlichen Religion. Entstehung mehrerer Gemeinden oder Kirchen. 47

Seite

Viertes Kapitel. Hinderniſſe des Chriſtenthumes. Verfolgungen, Märtyrer, Apologien. Neue chriſtliche Gemeinden bis zum Ausgange dieſer Periode. 57

Fünftes Kapitel. Heilige Bücher der Chriſten. Andere, ſowohl ächte, als unterſchobene Schriften chriſtlicher Verfaſſer. 90

Sechstes Kapitel. Innerer Zuſtand der Chriſten. Gottesdienſtliche Verfaſſung. Allmähliche Veränderung in der Denkungsart in Anſehung des praktiſchen Theiles der Religion. Montaniſten. 115

Siebentes Kapitel. Weitere Verfälſchung der Glaubenslehre und der Moral. Gnoſtiſche Ketzereyen und Schwärmereyen. Manichäer. 143

Achtes Kapitel. Einfluß der griechiſchen Philoſophie auf die Religion. Katecheten zu Alexandrien. Hypotheſen über die Perſon und Gottheit Chriſti. Mißlungene Verſuche, den Begriff des Wortes Logos, und die Dreyeinigkeit zu erklären. Antitrinitarier. 181

Neuntes Kapitel. Verſchiedene Meinungen über den Zuſtand der Seelen nach dem Tode, und über die Verheiſſungen Gottes. Hermogenes. Hierax. Arabiſche Ketzer. Chiliaſten. 218

Zehntes Kapitel. Beförderung des Bibelſtudiums. Zunehmende Hochachtung für die Traditionen. Strei-

Seite

tigkeiten über die Osterfeier und über die Ketzertaufe. 234

Eilftes Kapitel. Statistische Verfassung der Kirche. Eintheilung der Christen in Klerus und Layen. Entstehen eines Unterschiedes zwischen Bischöfen und Lehrern. 257

Zwölftes Kapitel. Fortsetzung des vorigen Innhalts. Metropolitane. Erste Spuren eines Versuches der Römischen Bischöfe, eine monarchische Regierungsform einzuführen. Irrungen in den Spanischen Kirchen wegen Martialis und Basilides. 279

Dreyzehntes Kapitel. Art, die kirchlichen Angelegenheiten zu besorgen. Kirchenversammlungen. Kirchengesetze. Irrung zwischen Demetrius und Origenes. 297

Vierzehntes Kapitel. Kirchenzucht. Verschiedene Verordnungen zur Beförderung derselben. Koncilium zu Elvira. Ausschliessung von der Gemeinde. Kirchenbusse. 316

Fünfzehntes Kapitel. Einfluß der Märtyrer und Bekenner in die Regierung der Kirche und in die Kirchenzucht. Streitigkeit über die abgefallenen Christen. 334

Sechszehntes Kapitel. Spaltung des Novatus und Fe-

Seite

licissimus zu Karthago. Novatianische Trennung in der Römischen Gemeinde. 348

Siebenzehntes Kapitel. Trennung des Meletius in Aegypten. Kirchengesetze des Bischofes Petrus zu Alexandrien. Anfang der Donatistischen Händel. Kirchenversammlungen zu Ancyra und Neu-Cäsarea. 367

Achtzehntes Kapitel. Politische Veränderungen im Römischen Reiche. Günstige Aussichten für das Christenthum. Bekehrung des Kaisers Konstantin. 401

Geschichte
der
christlichen Religion und Kirche.

Erstes Buch.

Von Christus bis Konstantin den Grossen, oder von der Entstehung der christlichen Religion bis zur Zeit, da sie im römischen Reiche die herrschende ward.

(Vom Jahr Christi 1 bis 323.)

Erstes Kapitel.

Politische Verfassung der Länder im Orient und Occident. Litteratur und Gelehrsamkeit überhaupt. Philosophie ins Besondere. Zustand der Sitten und Religion.

Zur Zeit, da die christliche Religion ihren Anfang nahm, gehorchte bereits der größte Theil des damals bekannten Erdkreises den Römern. Diese mächtige Nation, welche aus einer anfänglich ziemlich unbedeutenden Kolonie in der Folge der Zeit durch Thätigkeit, Reichthum, Volksmenge, und durch grosse bürgerliche Tugenden einen so ansehnlichen, auch den mächtigsten Nachbarn furchtbaren Staat gebildet, hatte sich nicht nur beinahe den ganzen Occident unterworfen, sondern ihre Eroberungen auch in einem grossen Theile von Asien und Afrika ausgebreitet. Ganz Griechenland, Macedonien, Pergamus, Pontus, Thrazien, Syrien, Armenien, Aegypten und andere grosse

Bezirke in diesen beyden Welttheilen stunden unter Römischer Oberherrschaft. Auch in Palästina, wo die neue Gesellschaft der Christen hervorgieng, fiengen die Römer eben an, festen Fuß zu fassen, und die Bewohner dieses Landes, die Hebräer, immer mehr unter ihren Gehorsam zu beugen. Dieses einst so mächtige, und nun so tief herabgesunkene Volk, das in der Zeit seines blühenden Glückes aus mehr als fünf Milionen ziemlich kultivirter Menschen bestand; erst in demokratischer Verfassung unter seinen Stammfürsten oder sogenannten Richtern lebte; dann die monarchische Regierungsform versuchte, und den Despotismus seiner Könige fühlte, der auch eine schädliche Trennung des Reiches in das Israelitische und Jüdische veranlaßte; das hierauf unter Nebukadnezar 70 Jahre hindurch, ausserhalb seines Vaterlandes zerstreuet, in der sogenannten babylonischen Gefangenschaft schmachtete; dann durch Kyrus wieder in die Freiheit gesetzt, unter Persischer Oberherrschaft durch seine Hohepriester regiert wurde; in der Folge nach und nach in die Botmäßigkeit Alexanders von Macedonien, der Ptolomäer und der Syrischen Könige gerieth; unter den Ptolomäern aufs neue getrennet, und zum Theile nach Aegypten verpflanzet ward; und endlich unter den Syrischen Königen, welche ihm ihre heidnische Religion aufdringen wollten, durch den heldenmüthigen Patriotismus und Religionseifer der Maccabäer aufgereitzt, mit den Waffen in der Hand sich die Freiheit wieder verschafte; dieses ärmliche, durch so harte und mannigfaltige Schläge des Schicksals niedergedrückte und mürrisch gemachte Volk hatte zwar eben jetzt in der Person des Herodes einen König wieder bekommen, aber nur unter Römischem Schutz und abhängig von Rom. Der stolze, grausame und üppige König mißbrauchte seine Gewalt in Kurzem so

sehr, daß sich 50 Juden nach Rom verfügten, und ihn bei dem Kaiser verklagten. Das Land ward nun getheilet; Archelaus bekam Judäa, Idumäa und Samaria unter dem Titel eines Ethnarchen; Herodes Antipas erhielt Galiläa und Peräa; Philippus die Landschaft Trachonitis samt Batanäa und Ituräa. Doch auch Archelaus empfand sehr bald die traurigen Folgen von dem Unwillen einer durch Bedrückung aufgebrachten Nation; er ward von den Juden verklagt, von den Römern abgesetzt, nach Vienne verwiesen, und Judäa wurde nun durch den Statthalter von Syrien, Publius Sulpitius Quirinius zu einer Römischen Provinz gemacht. So wie die Römer beinahe alle ihre auswärtige Provinzen durch Statthalter regieren liessen, so bekam jetzt Judäa Prokuratoren oder Landpfleger. Der erste war Coponius; ihm folgten nach und nach Markus Ambivius, Annius Rufus, Valerius Gratus, Pilatus ꝛc. Aber die jüdische Nation fühlte sich unter der Leitung dieser Männer nicht glücklicher, als es die Bewohner der übrigen Provinzen unter den Statthaltern waren. Ueppigkeit, Uebermuth, Geitz und Härte derselben machten so unauslöschlich tiefe Eindrücke auf die Juden, daß ihre Unzufriedenheit von Tage zu Tag wuchs, bis sie endlich gar die Waffen gegen die Römer ergriffen.

Auser dieser innerlichen Gährung, die unter den Juden und einigen andern Völkern herrschte, welche die eiserne Hand ihrer Despoten mit Unwillen fühlten; und ausser den innerlichen Zerrüttungen, welche die Herrschsucht der Grossen im Römischen Reiche, und etwas später der Uebermuth der Römischen Kriegsvölker hier und da anrichteten, genoß übrigens das Römische Reich einer erwünschten Ruhe, und eines beynahe allgemeinen Friedens. War gleich Roms

schönste Periode, die Zeit des erhabenen Patriotismus und seiner grossen bürgerlichen Tugenden, die man in Monarchien nicht suchen darf, bereits vorüber, so hatte das Römische Reich doch wenigst Gebiet, Volksmenge, Reichthum und militärische Macht genug, um ein grosser und blühender Staat zu heissen.

Alle schöne Künste und Wissenschaften stuhnden um diese Zeit zu Rom und in den benachbarten Provinzen im höchsten Flore. Eine beträchtliche Anzahl der besten Dichter, Redner und Geschichtschreiber beeiferten sich gleichsam in die Wette, den guten Geschmak unter ihren Landsleuten immer mehr zu verbreiten. Was der Wiz nur immer sinnreiches, die Einbildungskraft lebhaftes und mahlerisches, und die Empfindung rührendes und hinreissendes aufstellen konnte, das ward von den schönen Geistern Italiens in Schriften aufgestellet, und Geist und Herz des Publikums wurden dadurch zu edeln Empfindungen und erhabenen Gesinnugen empfänglich gemacht.

Nicht so sehr zeichneten sich um diese Zeit in Ansehung der schönen Wissenschaften die übrigen Provinzen des Römischen Reichs aus. Griechenland, ehemals der Hauptsiz der Musen, scheinet mit dem Verlust der Freiheit auch jene hohe Begeisterung verloren zu haben, ohne welche die redenden Künste niemals gedeihen können. Ausser Diodor von Sicilien, welcher eine Art von allgemeiner Weltgeschichte schrieb, und Strabo, welcher sich um die Erdkunde verdient machte, hatten die Griechen eben jetzt im Fache der schönen Wissenschaften keinen grossen Mann aufzuweisen. Mit desto mehr Eifer waren sie bis zu dieser Stunde der Philosophie zugethan geblieben, welche ihrem natürlichen Hange zur Spekulation und Spitzfindigkeit so sehr angemessen war. Auch die

Römer hatten sich mit ziemlich grossem Eifer, und zwar vielleicht mit etwas mehr Glück, als die Griechen, der Philosophie gewiedmet. Wenigst hatte sich ihr schon von Natur zum ernsthaften und gründlichen gestimmter Geist nicht in so viele eitle Spitzfindigkeiten verloren, und sie hatten mit ihren Systemen hier und da in einem ästhetisch schönen Vortrage weit mehr praktische Wahrheiten verbunden. Doch im Durchschnitte war die Philosophie bey den Römern, so wie bey den Griechen eine mangelhafte, schwankende und unsichere Wissenschaft; grossentheils ein Gewebe von Träumen, die dem menschlichen Verstande eben nicht zur Ehre gereichten; eine Reihe dunkler, manchmal unzusammenhängender Sätze, worinn sich nicht nur die auffallendsten Lüken befanden, sondern wovon sehr oft einer mit dem andern im offenbaren Widerspruch stuhnd. Ueberhaupt herrschte seit langer Zeit im ganzen Römischen Reiche eine doppelte Art der Philosophie, eine unter den Ungelehrten, und eine unter den Gelehrten. Jene hat wahrscheinlich ihren Ursprung und Hauptsitz in Orient gehabt, und sich von da aus in die übrigen Römischen Staaten verbreitet. Magie, Wunderthun, Wahrsagerei, Astrologie, Zeichendeuterei und Geisterseherei waren wichtige Theile derselben: oder sie bestuhnd vielleicht ganz in diesen Dingen allein; durch sie ward also der grosse Hang des Volkes zu allen Arten des Aberglaubens vorzüglich befördert. Die Philosophie der Gelehrten hingegen war eine Fortsetzung der ältern griechischen Weltweisheit, deren Anhänger sich aber in verschiedene Sekten theilten *). Die bekanntesten und damals gangbaresten Arten der Philosophie so

*) Joh. Aug. Eberhards allgemeine Geschichte der Philosophie. S. 195.

wohl unter den Griechen als unter den Römern waren die Platonische, die Stoische und die Epikurische. Alle diese, so wie alle übrigen Arten kammen darin überein, daß sie sichs zum Hauptzweck machten, den Ursprung und die Natur der Dinge ergründen zu wollen. Allein sie giengen von sehr verschiedenen Gesichtspunkten und ungleichen Grundsätzen aus, und durch die albernen Meinungen, auf die sie zuweilen verfielen, wurden sie eben so wohl die Nährschule des Aberglaubens, als es die Philosophie des Volkes von jeher gewesen war. Plato behauptete, das Wirkliche könne kein Gegenstand der menschlichen Wissenschaft, sondern nur ein Gegenstand der Meinung seyn, weil die Gegenstände der äussern Sinne in einem beständigen Flusse seyen, und ihnen also kein Prädikat immer und nothwendig zukomme. Ein Gegenstand der Wissenschaft seyen folglich nur die Wesen der Dinge; und die abstrakten Vorstellungen davon, oder die Ideen die Quellen derselben. Hieraus folgerte er, daß diese Ideen, die von Ewigkeit her gewesen, und ihre Gegenstände das einzige seyen, was in der That ist; die Welt sey geworden, indem Gott dieses Einzige (οντως οντα) mit der Materie verbunden; die Materie, welche von Ewigkeit her gewesen ist, gehöre daher nicht zu diesem Einzigen. Dadurch legte er nun den Grund zu seiner Lehre von Gott. Er nahm allerdings ein allervollkommenstes Wesen an, welches die Ideen mit der ewigen Materie verbunden und in Ordnung gebracht, das heißt, der Welt ihren Ursprung gegeben hat. Auch hielt er dieses Wesen für das einzige in seiner Art, für unkörperlich und unveränderlich. Er nahm aber nebst diesem Grundwesen noch ein anders an, welches ebenfalls von Ewigkeit her gewesen, nehmlich die Materie, oder den Grund-

stoff, woraus das göttliche Wesen, als wirkende Ursache alle körperliche Dinge entwickelt hat; dieser Materie legte er überdies einen eingepflanzten Hang zur Unordnung und zum Widerstand gegen den Willen Gottes bei, welcher das Schicksal ausmachet; und diesem schreibet er es zu, daß Gott die Welt nicht auf das vollkommenste bilden konnte, woraus dann alle Uebel in der Welt entstanden sind. Indessen nahm er doch an, daß ihr Gott den möglichsten Grad der Schönheit gegeben habe, und, um diesen zu erreichen, bei ihrer Ausbildung dem Vorbilde gefolgt sey, welches von Ewigkeit her in seinem Verstande befindlich gewesen, und unveränderlich in demselben bleibet. Diesen göttlichen Verstand, den er nach einer selbstbeliebigen Sprache bald νουν, bald λογον, bald λογισμον, bald ιδεαν nannte, betrachtete er als ein eigenes, jedoch von Gott abhängiges Grundwesen, da er sich im Gegentheile die zwei erstern, nehmlich Gott und die Urmaterie als von einander unabhängig, ja sogar einander entgegengesetzt dachte. Gleichwie aber zur Hervorbringung der Welt das Daseyn eines göttlichen Wesens und des göttlichen Verstandes ohne eine besondere, belebende Kraft noch nicht hinreichend war, so nahm er nebst diesen beiden noch ein andres Wesen als Ausfluß Gottes oder des göttlichen Verstandes an, nehmlich die Macht, wodurch das ganze vollendet wurde; und diese war seine Weltseele. Aus dieser Weltseele kamen nun wieder mehr andere Dämonen und Körperseelen hervor. Durch die obern Dämonen übet Gott seine Vorsehung und Regierung der Welt aus; die geringern sind die Menschen und Thierseelen. Einige verkündigen den Menschen den Willen dieser obern Dämonen, und sagen durch Zeichen und Vorbedeutungen künftige

Dinge vorher; andere söhnen die Materie und die Menschen mit selbigen aus. Da sich die höhern Wesen mit der groben Körperwelt nicht bemengen, so vertreten die geringern Dämonen die Seele der Mittelspersonen zwischen den Menschen und den höhern Dämonen, und bringen ihnen die menschlichen Gebete und Opfer. Uebrigens sind nach seinen Grundsätzen die Seelen der Menschen schon vor ihrer Vereinigung mit dem Körper in einem andern vollkommnern Zustande wirklich gewesen, und er gaubte, daß sie nach dem Tod des Körpers in einem Zustande der Vergeltung fortdauren werden. Seine Moral war grossentheils sokratisch. Das höchste Gut des Menschen, sagte er, besteht in der Erkenntnis Gottes, als des vollkommensten Guten; und der Endzweck dieser Erkenntnis ist, Gott so ähnlich zu werden, als es einem Menschen möglich ist. Diese Aehnlichkeit erlanget man durch Mässigkeit, Klugheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Die Platonische Philosophie wurde in der Folge von der ältern, mittlern und neuern Akademie fortgesetzt. Die ältere blieb allen platonischen Grundsätzen im Wesentlichen getreu. Die mittlere wich von selbigen nur darin ab, daß sie nicht allein der sinnlichen, sondern auch der wissenschaftlichen Erkenntnis des Plato alle Gewißheit absprach. Der menschliche Verstand war ihr zu unvermögend, um irgend eine Sache gewiß wissen zu können, weil einem jeden Satz ein anderer entgegen stehe, welcher eben so viel Gründe für sich habe. Die neuere Akademie hingegen unterschied sich von der mittlern dadurch, daß sie die gar zu strengen Sätze derselben von der Ungewißheit aller menschlichen Erkenntnis ein wenig milderte, und einige Grade der Wahrscheinlichkeit annahm.

Die Stoische Schule, deren Urheber Zeno gewesen, theilte die Begriffe in sinnliche oder Erfahrungsbegriffe, und in Verstandsbegriffe, welche letztern entweder aus Vergleichung, oder Zusammensetzung, oder Analogien entstehen. Den Ursprung der Verstandsbegriffe leitete sie von den Sinnen her; die Empfindung durch die Sinne hielt sie für wahr und getreu; sie nahm folglich die Begreiflichkeit als Kennzeichen der Wahrheit an. Nach dem Stoischen System gab es zwei Grundwesen: ein wirkendes, nehmlich Gott, der aus dem reinsten Aether oder Feuer besteht, und in dem äussersten Umkreise des Himmels wohnet, ewig, ungeboren, unvergänglich, gut und vollkommen ist; und ein leidendes Grundwesen, nämlich die von aller Qualität noch freie Materie, auf die Gott so gewirket hat, daß er ihr die in ihm selbst befindlichen Qualitäten eindrückte, und durch die Bildung der Elemente der gemischten Körper die Gestalt der Welt selbst bildete. Gott ist zwar der Verstand, oder die Seele der Welt, die, weil sie in der Materie, und in den daraus gebildeten Dingen wohnet, und sie durchdringet, alles weiß, alles wirket, und die Welt regiert und erhält; aber eben darum, weil er selbst ein Theil des Ganzen, und seinem Wesen nach in demselben begriffen ist, hänget er von der Natur dieses Ganzen ab, und ist zwar durch keine äussere Ursache, wohl aber durch seine eigene Natur eingeschränkt, der er, wie alles, was ein Theil von ihm ist, folgen muß. Dieser Zustand der Beschränkung heisset den Stoikern das Schicksal. Eine Folge dieses Schicksales sind die physischen und moralischen Uebel in der Welt. Uebrigens nahmen sie auch mehrere Klassen von Dämonen als eben so viele Theile oder Strahlen der Gottheit an. Einige aus denselben sind als Schutz-

geister der Menschen bestellet, welche verehret werden müssen. Auch die menschliche Seele ist ein Funke des göttlichen Wesens, ein ätherisches oder feuriges Wesen. Obwohl der Stoische Lehrbegriff für die von dem Körper geschiedenen Seelen der Menschen eine Art von Himmel, Hölle und Fegefeuer festsetzte, so legten doch wenigst die ältern Stoiker den Seelen keine für sich bestehende Fortdauer bei. In Ansehung der Moral hatte wohl keines aus allen philosophischen Systemen so viele Vorzüge, als das Stoische. Die wesentlichsten moralischen Grundsätze derselben sind ungefähr folgende: Der Mensch muß in seinem Verhalten auf den Endzweck sehen, und dieser besteht darin, der Natur, der nothwendigen Einrichtung der Welt gemäß, oder des göttlichen Wesens, wovon er ein Theil ist, würdig zu leben. Dieses kann nur durch die Ausübung der Tugend geschehen. Wahre Güter sind nur die innern Güter; denn diese stehen allein in unserer Gewalt und bleiben zu allen Zeiten und in allen Umständen Güter. Das höchste und einzige wahre Gut aber ist die Tugend, und diese ist nichts anders als die höchste moralische Vollkommenheit. Sich diese zu verschaffen hat der Mensch die gröste Pflicht; aber auch die beste Gelegenheit. Denn da die menschliche Seele ein Theil der Gottheit ist, so hat sie auch den Keim eines tugendhaften Wandels in sich selbst, welchen sie nur entwickeln darf. Jeder Mensch hat seinen eigenen Gott sowohl in sich selbst, als zunächst um sich. Die Pflichten theilten die Stoiker in Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen andere.

Epikur nahm in seiner Logik, die er Kanonik nannte, drei Kennzeichen der Wahrheit an: die äussere Empfindung, die Vorstellungen abwesender Gegen-

stände, und die innere Empfindung; in der Physik hingegen nur zwei Grundwesen, nehmlich die Atomen und den leeren Raum. Diese beiden waren ihm nicht nur die Grundmaterie, sondern auch die einzige wirkende Ursache. Die Welt entstuhnd, indem in dem leeren Raume die Atome in einer schiefen Richtung zusammenstiessen. Diese Bewegung, welche der Grund aller zusammengesezten Körper ist, war den Atomen von Ewigkeit her eigen. Die Welt aber, nehmlich Himmel und Erde samt allen darinn und darauf befindlichen Dingen ist nicht ewig; sondern hat ihren Anfang gehabt; sie ist nur ein Theil des Universums oder Weltalls, welches jederzeit so beschaffen gewesen, wie es gegenwärtig ist, und immer seyn wird. Schon aus diesem erhellet, daß Epikur zur Entstehung der Welt kein göttliches Wesen für nöthig gehalten; daher nahm er weder einen Gott, noch eine Vorsehung an. In seinen Augen war vielmehr alle Religion Aberglaube, und die Meinung von der Verbindlichkeit zum Dienste Gottes aus Furcht entstanden. Gleichwohl mischte er in sein System, wahrscheinlich um sich nicht durch Verwerfung der Volksreligion schlimme Folgen zuzuziehen, die Lehre von den Göttern ein, so wenig sie auch hineinpaßte. Nach seiner Aussage hatten sie die seligste Natur; doch kamen ihnen Sorge, Thätigkeit und Wirkung nicht zu, und sie waren, weil ihr Zustand der glükseligste war, weder des Zornes, noch der Gnade fähig. Daher verwarf er alle Gebete zu ihnen als unnütz, ob er gleich behauptete, daß sie wegen der Vortreflichkeit ihres Wesens verehret werden müßten. Die Seele ist seiner Meinung nach ein Körper, der aus den feinsten Theilen besteht. Bei dem Tode scheidet sie von dem Leibe, und wird in diejenigen Bestandtheile wieder auf-

gelöset, aus welchen sie zusammengesetzt war. Sie ist also nach dem Tode so wenig mehr vorhanden, als sie es vor der Geburt eines Menschen war; daher es auch keine Hölle giebt, als welche die lasterhaften Menschen schon in dieser Welt haben. Doch hielt Epikur eine Art von Auferstehung für möglich; denn er gab zu, daß alle Bestandtheile des menschlichen Körpers nach dem Tode sich von ungefähr wieder zusammen finden, und sich auf die vorige Art wieder vereinigen könnten. Wegen seiner Moral, die er als den wichtigsten Theil der Philosophie betrachtete, wurde er vorzüglich berühmt, denn er betrat eine beinahe ganz neue Bahn. Die Glückseligkeit, sagte er, ist das höchste Gut des Menschen, und diese besteht in der angenehmen Empfindung des Vergnügens (ἡδονη). Die innere Empfindung von Vergnügen und Schmerz (παθη) ist also das Kennzeichen desjenigen, was man begehren, oder verabscheuen muß. Das Vergnügen ist seiner Natur nach ein Gut, der Schmerz ein Uebel; allein nur jene Zufriedenheit und Gemüthsruhe, welche aus der Abwesenheit aller Unlust sowohl des Leibes als des Geistes entsteht, machet das wahre Vergnügen, und das wahrhaft glückliche Leben aus. Die Mittel dazu sind die Tugenden. Ohne Mäßigkeit, Klugheit, Standhaftigkeit und Gerechtigkeit läßt sich keine Glückseligkeit denken. Einige der angesehensten Philosophen behaupten noch heut zu Tage, Epikur habe die sinnliche Empfindung von Vergnügen und Schmerz für das ursprüngliche Kennzeichen des Guten und Bösen gehalten, und unter dem Vergnügen, welches er zum Grunde der menschlichen Glückseligkeit machte, die eigentliche Sinnenlust verstanden *). Vielleicht haben sich diese

*) S. Eberhard allgemeine Geschichte der Philosophie S. 178. f. Das Gegentheil behauptet der Verf. der Geschichte der Philosophie für Liebhaber. II. B. S. 38. ff.

Männer durch die Nachrichten der übrigen alten Philosophen aus andern Schulen täuschen lassen, welche freilich dem Neuerer Epikur ihre Eifersucht und ihren Haß in vollem Maase fühlen liessen. Vielleicht ist auch die Doppelsinnigkeit der griechischen Wörter ἡδονη und παθη und zugleich der Umstand an diesem harten Urtheile schuld, daß er die schönsten Quellen der Moralität verstopfte, indem er das Daseyn Gottes und der Vorsehung läugnete. So viel ist aber doch gewiß, daß sein System manche schwache Seite hatte, und daß es von seinen Nachfolgern gar sehr mißbraucht ward. Diese legten nach und nach seine Grundsätze nach ihrer eigenen Willkühr aus, stürzten alle Sittlichkeit über den Haufen, und erlaubten sich einem verdorbenen System zu Folge alle Wohllüste und Ausschweifungen. Die Zahl der epikurischen Philosophen wuchs nach und nach in verschiedenen Gegenden sehr an, und ward am Anfange des gegenwärtigen Zeitraumes besonders zu Rom sehr groß, wo sich diese bequeme Moral den verdorbenen, bis zur niedrigsten Weichlichkeit herabgestimmten Einwohnern vorzüglich beliebt machte.

Nicht so viele, wiewohl doch noch immer einige Anhänger zählte um diese Zeit die peripathetische und die skeptische Philosophie. Die erstere hatte noch um die Zeit des Kaisers Augustus zu Athen eine Schule. Ihr Stifter Aristoteles war der erste verdienstvolle Weltweise gewesen, der die Regeln der Vernunfterkenntniß tiefsinnig entwickelte, und beinahe vollständig vortrug. Allein in einigen andern Theilen seiner Philosophie war er so dunkel, daß es sich aus seinen Schriften nicht einmal mit Gewißheit erkennen läßt, ob er eine Unsterblichkeit der Seele zugegeben habe, oder nicht. Die Seele war ihm die erste thätige Kraft (εντελεχεια) eines natürlichen organisirten Körpers,

welche zwar der Grund des Lebens ist, sich aber nicht selbst beweget, weil jede Bewegung eine erste bewegende Ursache hat. Diese Ursache war nun sein Gott. Er dachte sich ihn ohne alle Materie, worinn er beinahe von allen Systemen seiner Vorgänger abwich. Allein diesem Gott gestuhnd er nur das Recht zu, den Himmel zu bewegen; die Bewegung der untern Sphären hingegen überließ er andern immateriellen, ewigen und verständigen Substanzen, welche die griechischen Götter sind. In seiner Moral setzte er zwar die Glückseligkeit des Menschen in die Tugend; er erklärte aber diese in Ansehung der Leidenschaften und Handlungen nur als das Mittel zwischen zwei entgegengesetzten Lastern, deren eines in der Sache zu viel, das andere aber zu wenig thut, wodurch die ganze Tugendlehre zweideutig und unsicher ward.

Von der skeptischen und alles bezweifelnden Philosophie war Pyrrho das Haupt gewesen. Nach seiner Meinung ist gar nichts gewiß; nicht einmal der Satz: Es ist nichts gewiß; denn, sagt er, es giebt keinen Grund, dem sich nicht ein anderer eben so wichtiger entgegen setzen läßt. Schon aus diesem wenigen läßt sich errathen, wie seine Lehr von Gott, von der Vorsehung, von der Unsterblichkeit der Seele ꝛc. beschaffen gewesen. Er billigte zwar den Glauben an Gott und an eine Vorsehung für das gemeine Leben; aber einen Begriff von Gott, und einen Beweis von dessen Daseyn hielt er für unmöglich. Auch seine Moral baute er auf die Ungewißheit der menschlichen Erkenntniß. Der Endzweck der Philosophie, sagte er, ist die Enthaltung alles Urtheilens nnd die Gemüthsruhe und Gleichgültigkeit. Diese aber erlanget man durch das Mißtrauen in unsre Erkenntnisse; denn vermöge desselben können wir etwas weder für gewiß gut, noch für gewiß böse halten. Da Pyrrho alle

Systeme seiner Vorgänger durch das seinige umstieß, und aller Philosophie überhaupt dadurch den Abschied gab, so darf man sich gar nicht wundern, daß er unter allen Stiftern philosophischer Sekten am wenigsten Freunde und Anhänger gehabt hat.

Philosophen aus allen diesen, und noch weit mehr andern Schulen lebten um diese Zeit in grosser Anzahl in Aegypten. Der philosophische Scharfsinn der Griechen, womit der Eroberer Alexander Aegypten zum Theile besetzt hatte, flößte nach und nach auch den übrigen Einwohnern jenen Untersuchungsgeist und Hang zur Spekulation ein, den jene auch unter allen Asiatischen Völkern bereits verbreitet hatten. Die freie Uebung der Religion, welche Alexander einem jeden gestattete, der Schutz und die Achtung, welche die Gelehrsamkeit unter der Regierung des Königes Ptolomäus Philadelphus genoß, die kostbare Büchersammlung, welche zu Alexandria zum gemeinnützigen Gebrauche angelegt ward, und der blühende Zustand überhaupt, worinn sich damals Aegypten befand, beförderte in diesem Lande, besonders in der Hauptstadt desselben das Studium der Weltweisheit so sehr, daß nun Alexandria wegen der Gelehrsamkeit, welche dort blühte, sich zu einer eben so hohen Stuffe des Ruhms erhoben sah, als einst Athen zur Zeit seiner größten philosophischen Kultur kaum hatte ersteigen können. Die platonische Lehre mit allen ihren verschiedenen Abarten, zählte hier die meisten Verehrer; aber ein halbes Wunder würde es gewesen seyn, wenn sich ein Volk, welches in einem sehr warmen Klima für alles, was eine überspannte Einbildungskraft Schwärmerisches hervorbringen konnte, in einem so hohen Grade empfänglich war, mit den bisher bekannten Systemen eines Plato, Zeno, Epikur, Aristoteles allein begnügt hätte. Keines aus allen diesen Lehrgebäu-

den, nicht einmal das dem mystischen Tiefsinne so günstige System des Plato konnte der feurigen Einbildungskraft der Eingebornen Aegyptier eine hinlängliche Nahrung verschaffen. Kein Wunder also, daß die pythagorische Philosophie bey diesen die beliebteste war. Die Absicht dieser Philosophie war, durch die Erkenntniß der unendlichen und geistigen Dinge zur Erkenntniß Gottes zu gelangen, und ihm ähnlich zu werden; dieses aber hoffte sie theils durch das Nachforschen, theils durch die Bezwingung der Sinnlichkeit und durch die Kasteyung der Materie zu bewirken. Ja sie glaubte es durch diese zwey Mittel so weit bringen zu können, daß sie sich noch in diesem Leben ganz in das göttliche Wesen versenken könnte. Eben darum wurde sie, wenn gleich die Tugenden gegen sich und gegen andere der Hauptgegenstand des praktischen Theiles dieser Philosophie waren, eine reichliche Quelle der Schwärmerei und des Aberglaubens. Auf der einen Seite konnte das Bestreben, die Seele von der Herrschaft der Sinne und der Materie zu befreien, leicht zu weit getrieben werden; auf der andern setzte sie die Wahrsagerei, Zeichendeuterei, Astrologie feierlich auf den Thron, indem sie die genaue Beobachtung der Vorbedeutungen, die sie für Winke der Götter ausgab, als ein wichtiges Stück der Verehrung derselben aufstellte. In einem eben so hohen, oder vielleicht noch höhern Grade schwärmerisch war durchgehends auch der theoretische Theil dieser Philosophie. Die Monas oder Einheit, so lautete das System, hat die Dyas oder Zweyheit hervorgebracht, und sie als einen Grundstoff bearbeitet. Aus der Monas und der noch unbestimmten Dias, ist die Trias oder Dreiheit entstanden. Und durch dieses Bild glaubten die Pythagoräer eine sinnreiche Vorstellung von der Gottheit und der

Schö-

Schöpfung gegeben zu haben. Aus der Gottheit, welche ihnen die Weltseele war, liessen sie vier Klassen unsichtbarer Wesen, nämlich Götter, Dämonen, Helden und die Seelen der Menschen ausfliessen; und indem sie lehrten, daß es Mittel gebe, diejenigen, welche in der Luft wohnen, und welchen sie die Träume, die Gesundheit und die Krankheiten der Menschen und der Thiere zuschrieben, zu versöhnen und zu beherrschen; so öffneten sie dadurch natürlich der Magie und der Kunst Geister zu bannen, alle Thore. Ihre Meinung von der Unsterblichkeit der Seele, oder von der Seelenwanderung, ist bekannt genug. Sie nahmen an, die vernünftige Seele, welche sie von dem weit gröbern aus den Elementen entsprungenen Empfindungs- und Begehrungsvermögen unterschieden, irre, so bald sie vom Körper geschieden ist, eine Zeitlang in der Luft herum, wandere dann in neue, entweder menschliche oder thierische Körper, und das so oft und so lange, bis sie von den Gebrechen der Materie hinlänglich geläutert worden, und sich für immer mit dem höchsten Wesen vereiniget. Kurz diese Philosophie war mit ihren kurzen bildlichen Sätzen, aus denen sie grossentheils bestund, und mit dem politisch heiligen Dunkel, in welches sie sich hüllte, vorzüglich geschickt, Mystiker und Schwärmer hervorzubringen.

Ein Auswuchs des Pythagorischen mehrerer philosophischer Systeme, welche miteinander vermenget wurden, scheinet die gnostische Philosophie gewesen zu seyn, welche um diese Zeit nicht nur in Aegypten, sondern auch in verschiedenen Gegenden Asiens bey vielen beliebt war. Der Ort und die Art ihres Ursprunges sind nicht hinlänglich bekannt. Vielleicht bildete sie sich, wie einige wollen, im Orient, und war eine Fortsetzung der Philosophie der Chaldäer.

Vielleicht entstund sie, wie andere behaupten, aus der Vermischung der Platonischen Mythen von der Einwirkung der Dämonen auf die Welt mit den alten Mythologischen Religionen des Orients. Ihr ehemaliges Daseyn aber ist gewiß. Sie wurde die gnostische Philosophie genannt, weil sich ihre Anhänger einer besondern, geheimen Erkenntniß der göttlichen Dinge (γνωσεως) rühmten. Aus diesem allein ersieht man, daß der vornehmste Zweck dieser Philosophie dahin gieng, die Entwickelung des ganzen Weltalls aus dem Wesen Gottes zu zeigen. Sie nahm zwey Dinge an, die von Ewigkeit her da gewesen sind: Gott, als die erste Ursache aller Dinge, und die Materie, als ein rohes, dunkles, ohne Ordnung bestehendes Wesen. Aus Gott, dem sie seine Wohnung aus der Fülle (πληρωμα) anwies, ließ sie stuffenweise mehrere Substanzen oder Aeonen ausfliessen, welche nach und nach immer böser geworden, und wovon einer oder mehrere die Schöpfer der Welt und der Menschen gewesen sind. Daraus leitete sie das physische und moralische Uebel her. Von Gott hatte sie sich ziemlich eingeschränkte Begriffe gebildet; sie setzte ihm nicht nur ein andres gleich ewiges Ding, die Materie, an die Seite, sondern glaubte auch, Gott sey durch die Weltschöpfer daran gehindert worden, dem physischen und moralischen Uebel in der Welt abzuhelfen. Dem Menschen legte sie eine zweyfache Seele bey: eine sinnliche, durch die er empfindet, und die ihm der Weltschöpfer gab; und eine vernünftige, die er von Gott erhielt. Den übrigen Geistern und untern Kräften, deren sie mehrere annahm, schrieb sie die Macht zu, verschiedene schädliche Wirkungen in der Welt hervorzubringen; setzte ihnen aber die magischen Kräfte der Beschwörungen entgegen, wodurch

sie könnten bezwungen werden. Eine dem Aberglauben zum Theile so sehr geneigte Theorie war natürlich ganz geschickt, eine eben so schwärmende Moral auf dieselbe zu gründen. Da die Gnostiker alles moralische Böse dem Körper oder der Materie, und dem Weltschöpfer, der sie beherrschet, zur Last legten, so folgt ganz natürlich daraus, daß der höchste Zweck ihrer moralischen Philosophie dahin gieng, sich von den sinnlichen Lüsten und von der Gewalt des Weltschöpfers zu befreien. Als die sichersten Mittel, zu diesem Zwecke zu gelangen, empfahlen sie daher theils die Betrachtung erhabener geistlicher Wahrheiten, theils die Abtödtung des Körpers. Diese bestund nach ihren Grundsätzen darin, daß man dem Körper verschiedene ihm unangenehme Empfindungen zufüge, sich des Weintrinkens, des Fleischessens, des Beyschlafes enthalte. Durch dergleichen Uebungen glaubten sie, trete die vernünftige Seele in eine Vereinigung mit Gott, werde von der Sünde befreiet, und gelange endlich, wann sie nach dem Tode noch manche Reinigung überstanden hat, zur vollkommensten Belohnung der Tugend.

Hierin bestunden die wesentlichsten Lehren der gnostischen Philosophie. In Nebendingen stimmten aber nicht alle Gnostiker überein. Je nachdem einer mehr Hang zur Spekulation oder eine lebhaftere Einbildungskraft besaß, erfand er bald diesen, bald jenen neuen Satz, womit er das herrschende System berichtigen, ergänzen und ausschmücken wollte. Die Gnostiker waren daher in sehr viele Partheien getheilet.

Alle diese Gattungen philosophischer Systeme, die ich bisher beschrieben habe, herrschten theils in Aegypten und den umliegenden Gegenden, theils in Griechenland und Asien, theils zu Rom und in Ita-

lien unter den Heiden. Die Juden — sowohl diejegen, welche sich in grosser Anzahl in Aegypten befanden, als diejenigen, die in ihrer Heimath, in Palästina lebten, hatten ebenfalls ihre Philosophie. Allein sie hatten selbige nie so sehr kultivirt, daß sie gleich andern philosophischen Sekten einiges Aufsehen hätten erregen können. Mangel an Kultur, Anhänglichkeit an das Mosaische Gesetz, welches das Selbstdenken und Forschen eben nicht begünstigte, sondern vielmehr absichtlich erschwerte, eine eben daher rührende Schüchternheit, und vielleicht auch Verdrossenheit über so mannigfaltige und harte Schicksale, hatten bisher immer ihren Geist so sehr niedergedrückt, daß sie keine Schöpfer neuer Systeme wurden. Nur von andern, besonders von den Gnostikern und Pythagoräern, nahmen sie manches an, und suchten ihr Religionssystem damit zu vereinigen. Sie theilten sich vornehmlich in drey Partheien, in die Sadducäer, Pharisäer und Essener. Aber eben darum, weil sie bey ihren Behauptungen mehr auf das Mosaische Gesetz, als auf philosophische Gründe sahen, und alle philosophischen Vorkenntnisse ganz ausser Acht ließen, kann man sie mit grösserm Rechte kirchliche, als philosophische Sekten nennen.

Eine gewisse Klasse schwärmerisch frommer Leute unter den Juden, die unter dem Namen der Hasidäer bekannt waren, und nebst der strengen Beobachtung des Gesetzes auch mehr andere im Gesetze nicht gebotene Tugenden ausübten, hatten schon seit sehr langer Zeit eine Trennung unter dem Volke verursachet. Da sie ihre willkührlichen Uebungen nach und nach zur Nothwendigkeit und selbst zum Gesetz erhoben, so hielten andere mit desto mehr Eifer über dem Buchstaben des Gesetzes, und blieben die orthodoxe Parthey. Diese theilte sich in die

Karaiten und Sadducäer, jene in die Pharisäer und Essener.

Die Sadducäer, welche alles, was in Moses Büchern nicht buchstäblich enthalten war, als Irrthum betrachteten, läugneten die Auferstehung, die Unsterblichkeit der Seele, die Belohnung oder Strafe nach dem Tode, und das Daseyn für sich bestehender Engel und Geister. Gegen die bekannte Lehre anderer Philosophen vom Schicksale behaupteten sie, es stehe in des Menschen eigener Gewalt, sich glücklich oder unglücklich zu machen. Dabey aber lebten die meisten strenge nach dem Gesetze, gerechter als manche, die einer grössern Tugend sich rühmten. Die Karaiten unterschieden sich von den erstern darin, daß sie bey aller ihrer Anhänglichkeit an den Buchstaben des Gesetzes doch auch einige mündlich fortgepflanzte Lehren beybehielten, welche dem geschriebenen Gesetze nicht ausdrücklich widersprachen. Aus ihrem System war daher die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und von einer Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode nicht verbannet. Vielmehr glaubten sie, die tugendhafte Seele werde nach dem Tode mit der Geisterwelt vereiniget, und dort ewig dauern; die lasterhafte aber gequälet werden. Ihnen ward die Welt von dem höchsten unerschaffenen und einfachen Wesen in der Zeit aus Nichts hervorgebracht; sie läugneten also die Ewigkeit der Materie, und verwarfen alle mystischen und allegorischen Auslegungen des Gesetzes.

Ihre heftigsten Gegner waren die Pharisäer. Sie begnügten sich schlechterdings nicht mit dem geschriebenen Gesetze, sondern nahmen noch ein anders an, welches mündlich fortgepflanzt worden. Auf dieses setzten sie einen ungemein hohen Werth. Sie dehnten es aber auch so weit aus, und überluden eben

darum ihre Religion mit einer so großen Menge von Ceremonien und Menschensatzungen, daß selbige darüber beynahe unkenntlich wurde. Wie weit sie sich in eigentlich philosophische Meinungen eingelassen, ist nicht hinlänglich bekannt. So viel versichert der Jude Josephus, daß sie eine Art von Seelenwanderung glaubten *). Doch war vielleicht ihre Erklärung, daß die Seelen der Rechtschaffenen in andere Körper wandern, die Seelen der Lasterhaften hingegen ewig gepeiniget werden, wie bey den Pythagoräern, nur ein allegorisches Kleid, unter welchem sie ihre wahre Meinung sinnlicher vorstellten. Gewiß ists, daß der Zweck aller ihrer Spekulationen und Erfindungen mehr theologisch als philosophisch war.

Mit weit mehr Recht kann man die Essäer oder Essener in die Klasse eigentlicher Philosophen setzen. Nicht undeutliche Spuren der griechischen Philosophie wird man bey ihnen gewahr. Ihnen war die menschliche Seele der feinste Aether, welchen der natürliche Reiz angezogen, und in den Körper, wie in einen Kerker, verschlossen hat. Diejenigen Seelen, die sich endlich aus dieser Gefangenschaft losgewunden, liessen sie, wenn sie Seelen guter Menschen waren, jenseits des Oceans in einer Gegend, die weder von Regen, noch von Schnee, noch von zu grosser Hitze geplagt wird, unter sanft wehenden Lüftchen einer ewigen Ruhe geniessen. Die Seelen der Lasterhaften hingegen verwiesen sie in abgelegene, winterliche und stürmische Gegenden, die unaufhörlich vom Geheule derjenigen ertönen, welche dort ewig gepeiniget werden. Auch die Kunst, künftige Dinge vorherzusagen, machte einen Theil ihrer Philosophie aus. Ihre Moral war auf ihre Lehre von der menschlichen Seele

*) *Flav. Joseph. de bello Judaico Lib. 2. cap. 7.*

gegründet. Um einst auch an jenem glücklichen Zustande in der angenehmsten Gegend jenseits des Oceans Theil nehmen zu können, übten sie unter sich Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Bruderliebe und manche andere schöne Tugend aus. Sie hatten alle Güter mit einander gemein; Rangordnung herrschte unter ihnen nicht, wenn man die höhere Würde ihrer Priester wegrechnet; sie schärften strengen Gehorsam gegen die Obrigkeit ein, und in Ansehung der Enthaltsamkeit schritten sie beynahe über die billigen Grenzen. Doch gab es eine besondere Parthey unter ihnen, welche die Ehe nicht schlechterdings mißbilligte, wie die übrigen, aber sich doch der Rechte, welche dieselbe gewähret, überaus mässig bediente *). Es ist leicht zu erachten, daß diese ganz eigene Lebensart der Essener auch einen eigenen Wohnplatz für sie nothwendig machte. Abgesöndert von den übrigen Juden lebten sie größtentheils in der Gegend von Jericho.

Nahe waren die Therapevten mit ihnen verwandt. Sie hatten ihren Sitz in Aegypten; wiewohl es wahrscheinlich auch in Palästina einige gab. Ihre vorzüglichste Bemühung gieng dahin, die Sinnlichkeit durch Mässigkeit und Bezähmung der Begierden zu bestreiten. Daß Einsamkeit, bis zur Schwärmerey getriebene Enthaltsamkeit, Andächteley, Selbstpeinigung und ein gewisses mürrisches Wesen die Folge davon gewesen, läßt sich leicht denken. Doch hatte bey ihnen die Beschaulichkeit vor allen Uebungen den Vorzug. Darin unterschieden sie sich vornehmlich von den Essenern. Diese handelten mehr; die Therapevten gaben sich mehr mit trockenen Betrachtungen ab.

Aus dem Zustande der Philosophie, welche zu dieser

*) *Joseph. de bell. Jud. loc. cit.*

Zeit unter den Völkern herrschte, kann man sich ungefähr auch ein Bild von dem Zustande ihrer Religion abziehen. Gemeiniglich geht sie neben der Philosophie mit gleichen Schritten einher, und je mehr diese bey irgend einem Volke reinen Grundsätzen und der Wahrheit sich nähert, desto geläuterter sind auch die Religionsbegriffe bey demselben. Zwo Religionen waren bisher in der ganzen bekannten Welt die herrschenden gewesen: die heidnische und die jüdische. Die erstere, ursprünglich ganz eine Frucht der Eindrücke von Freude und Dankbarkeit, von Furcht und Schrecken, oder von Staunen und Hang zum Idealisiren, welche nützliche oder schädliche, oder unerklärbar auffallende Gegenstände auf den noch rohen Verstand und auf das ungebildete Herz der Menschen gemacht hatten, gründete sich auf die Mehrheit der Götter. Der Dienst, den man selbigen erwies, bestund in Opfern, Gebeten, Reinigungen, Gelübden, im Feiern der Festtage und in Prozessionen. Die Priester, von denen man glaubte, daß sie in einer nähern Verbindung mit der Gottheit stünden, waren mehr Diener der Gottheit, bestimmt, im Tempel die zum Dienste derselben gehörigen Verrichtungen vorzunehmen, als eigentliche Lehrer des Volkes. Glaube an Zaubereien und Vorbedeutungen, Orakel, Weissagungen und Beschwörungen waren natürliche Geburten dieser Religion. Doch bey aller Uebereinstimmung der Denkungsart in Ansehung der Mehrheit der Götter dachten die Völker in Ansehung der Gegenstände, die sie als Gottheiten verehrten, und in Ansehung des Dienstes, den sie ihnen erwiesen, sehr verschieden. Je nachdem das Temperament eines Volkes lebhafter, seine Einbildungskraft mehr erhizt, sein Hang zum Sinnlichen gröber war; je nachdem andere phy-

fische und moralische Umstände auf seinen Verstand und sein Herz einen Einfluß behaupteten, hatte auch seine Religion einen höhern Grad von Schwärmerey oder Sinnlichkeit Die Griechen und Römer hatten sich geistige Gottheiten geschaffen; sie verehrten ihre Helden und ausserordentlichen Männer als Götter. Auch Gegenstände der Natur beteten sie an, und sogar Tugenden und Laster hatten die letztern zu Göttern gemacht. Die Aegypter stunden in Ansehung ihrer Religionsbegriffe noch um eine Stufe tiefer; sie waren bis zum Dienste sinnlicher Gottheiten herabgesunken, und beteten sogar Thiere und Pflanzen an. Alle heidnische Völker aber stimmten in Ansehung der Begriffe, die sie sich von ihren Göttern, und von den Mitteln, sie zu gewinnen, machten, auf eine bewundernswürdige Art überein. Alle legten denselben menschliche Bedürfnisse, menschliche Leidenschaften und Laster bey, trauten ihren Eigennutz genug zu, sich von den Menschen gleichsam bestechen zu lassen, und glaubten, durch solche Mittel ihre Gunst gewinnen, oder ihren Zorn abwenden zu können.

Es fehlte zwar um diese Zeit auch unter den Heiden nicht an Männern, welche das Unzulängliche, Schwankende und Ungereimte dieser positiven Religion kannten, und sich im Stillen besserer Einsichten erfreuten. Viele gaben sich Mühe, der Religion durch die Hilfe der Philosophie eine vernünftigere Gestalt zu geben; Vornehme und Gelehrte hatten gemeiniglich ihre eigene Privatreligion, und lachten heimlich, oder wohl gar öffentlich über den Aberglauben des Volkes. Man hatte Mysterien, oder geheime Schulen, worin den Zöglingen gewisse geheime Kenntnisse mitgetheilet wurden. Diese trugen sehr vieles bey, bessere Religionsbegriffe, wenigst unter einer gewissen Klasse von Menschen, zu verbreiten.

Man lehrte darinn das Daseyn eines einzigen Gottes; man trug die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und von den Belohnungen und Strafen nach dem Tode vor. Allein das Volk blieb im Durchschnitte doch seinem rohen Irrthum ergeben; die höhern Einsichten waren nur das Eigenthum einiger wenigen, der Priester, der Regenten und der Gelehrten.

Einen ungleich grössern Vorzug hatte die jüdische Religion vor jener der Heiden. Sie gieng von dem Begriffe eines einzigen Gottes aus, und zog aus selbigem sehr wohlthätige theoretische und praktische Lehren. Die Juden hatten ihre Schulen und Synagogen, worin die Grundsätze ihrer Religion öffentlich vorgetragen, und die Schriften der Propheten vorgelesen und erkläret wurden. Ihre Priester waren nicht blos Diener des Tempels, sondern auch Lehrer des Volkes. Aber ihre Trennung in mehrere philosophische, oder vielmehr theologische Partheien, hatte eine unangenehme Disharmonie in ihren religiösen Grundsätzen hervorgebracht. Die philosophischen Ideen, die sie hier und da in ihre Theologie mischten, die Anhänglichkeit an Traditionen, deren sie sich in der Erklärung der heiligen Schrift bedienten, die vielen menschlichen Zusätze, womit sie das Mosaische Gesetz bereicherten, und die Menge Ceremonien, womit sie den äussern Gottesdienst überluden, hinderten gar sehr den wohlthätigen Einfluß, den eine auf die Erkenntniß eines einzigen Gottes gebaute Religion nothwendig haben sollte. Ihre Lehre von den Dämonen, denen sie eine grosse Macht, selbst über das sittliche Betragen der Menschen zuschrieben, und ihre sinnlichen Vorstellungen von dem durch die Propheten verkündigten Messias, den sie sich als einen Eroberer dachten, der sie von fremder Oberherrschaft befreien, und ein neues weltliches Reich stiften wür-

de, thaten ebenfalls nicht die beste Wirkung auf sie zum Vortheile der wahren Religion.

Noch mehr wird jeder vortheilhafte Begriff, den man sich je von der Religion der Völker selbiger Zeit machen könnte, durch die Sitten verenget, welche unter ihnen herrschten. Heiden und Juden hatten zwar ihre einzelnen Männer, welche nach moralischer Vollkommenheit strebten, und darin das Wesen der wahren Religion erkannten. Aber ihre geringe Anzahl kömmt in keine Betrachtung. Die wenigsten bekümmerten sich um eine genaue Kenntniß ihres innern Zustandes; die meisten überliessen sich unbedingt ihren Leidenschaften. Die Asiaten und Griechen fröhnten ihrem Hange zur Wohllust und Weichlichkeit, waren üppig und stolz, und befleckten durch Feigheit, Treulosigkeit, Verrätherey, und andere schändliche Laster den Ruhm, den sich ihre Vorfahren durch Heldenmuth und Patriotismus erworben hatten. Unversöhnlichkeit in ihren Feindschaften, bittern Groll gegen jeden, von dem sie sich beleidiget glaubten, Rachgierde und Grausamkeit konnte aus Formeln bestehende Philosophie, welche höchstens nur den Verstand beschäftiget, und eine auf eben so schlechte Gründe gebaute Religion nicht hindern. Bey den Römern waren Ueppigkeit, Luxus, Schwelgerey und Wohllust aufs höchste gestiegen. Das Bewußtseyn ihrer grossen Macht, ihrer Reichthümer, des hohen Grades ihrer Kultur, und der Gedanke, daß sie nunmehro die Herren der ganzen Welt geworden seyen, hatten sie übermüthig gemacht, und sie verpraßten nun ihre Tage im Taumel übermässiger Freuden. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber, zum Theil ihre eigenen Landsleute, geben uns das abscheulichste Gemählde von ihren Sitten. Zügellose Ueppigkeit, Schlemmerey und übermässiger Aufwand,

welche zum Bedürfnisse geworden waren, auf der einen, und Ehrgeiz und Uebermuth auf der andern Seite, brachten eine Reihe der abscheulichsten Laster hervor, Habsucht, Betrügerey, Unterdrückung des Schwächern, Neid, Rachsucht und Heucheley. In der Wohllust schweiften sie über alle Grenzen aus. Männer liessen sich wie Weiber zu den unnatürlichsten Lüsten mißbrauchen; Frauenzimmer boten ihre Keuschheit öffentlich feil; Knaben wurden verführt und geschändet*).

Weit strenger waren die Sitten der Juden. So viel Luxus und Schwelgerey, und so schändliche Ausschweifungen in der Wohllust herrschten unter ihnen nicht allgemein; vielmehr stach die üppige Lebensart am Hofe ihrer Tetrarchen, besonders ihres Königs Herodes, gegen die allgemeinen Sitten der Juden auffallend ab. Aber ihre Moralität hatte, wenn sie gleich ihr Herz vom Laster der Schwelgerey und Unzucht grossentheils rein behielten, doch eine andere schlimme Seite, die ihnen den Ruhm eines ganz tugendhaften Volkes nicht zu Theil werden ließ. Sie entsprang zum Theil aus ihren philosophisch theologischen Systemen. Die Essener, welche das Wesen der Tugend und die ganze Vollkommenheit des Menschen beynahe einzig und allein in der Bestreitung der Sinnlichkeit fanden, zogen gar zu weite Folgen aus diesem Lehrsatze. Gefühllos gegen die Stimme der Menschheit, und unbekannt mit jeder geselligen Tugend, lebten sie gleichsam nur für sich, nicht auch für andere, und brachten ihr ganzes Leben mit Kasteyungen ihres Körpers zu. Die Therapeuten setzten in die einsame Beschaulichkeit einen zu grossen Werth. Darüber wurde manche wahre und eigentliche Tugend vernachlässiget. Unbiegsamer

*) *Sallust. Bell. Catilin.*

Starrsinn, Schwärmerey und Aberglauben, nahmen ihre Stelle ein, und der Name der Tugend, womit man entbehrliche Uebungen, Nebensachen und die Vernachlässigung mancher heiligen Pflicht belegte, galt bey ihnen für die Tugend selbst. Eben dieses kann auch mit allem Rechte von den Pharisäern behauptet werden. Sie, bey weitem die stärkste Parthey, waren Heuchler. Ihre Tugend bestund in Worten; im Herzen hatten sie keine. Es ist schon öfter bemerket worden, daß Menschen, je mehr Mittel zur Seligkeit ausser der Tugend man ihnen vorleget, desto mehr sich von der Tugend selbst entfernen. So giengs auch den Pharisäern, sowohl Lehrern als Lehrlingen und Untergebenen. Bey aller ihrer strengen Beobachtung des Sabbats, der Fasten, der Ceremonien, und der äusserlichen Religionsgesetze, bey allem ihren Vielbeten und Opfern, waren sie intolerant, rachsüchtig, eigennützig und ohne Menschenliebe; und Hochmuth, Verachtung anderer, und Praleren und Herrschsucht, hatten sich ganz ihres Herzens bemächtiget. Selbstgewählten, in dem Gesetze nicht gebotenen Uebungen, gaben sie einen grossen Vorzug vor der Beobachtung der Gebote Gottes. Den Tempel zu bereichern war nach ihrer Lehre verdienstlicher, als etwas zur Unterstützung armer Anverwandten beytragen. Die Traditionen häuften sie ungemein an, und drangen dem Volke die Annahme derselben als eine Nothwendigkeit auf. Ihre Miene war fromm, ihr Herz boshaft, und von den Leidenschaften gefesselt.

Diese gewiß nicht vortheilhafte moralische Lage der Heiden und Juden, die ungereimte, der Sittlichkeit wohl gar schädliche positive Religion der erstern; die durch Zusätze und Verunstaltungen unbrauchbar gemachte Religion der andern; die schlechte Kenntniß,

und beynahe gar keine Ausübung der innern Religion; die größtentheils auf spitzfindige Spekulationen hinauslaufenden philosophischen Systeme, wovon eines dem andern widersprach, und welche mehr den Verstand beschäftigten, als das Herz besserten; diese und mehr andere Umstände machten unstreitig eine neue Anstalt überaus nöthig, welche alle Nationen zur gemeinschaftlichen Erreichung eines grossen moralischen Zweckes, zur Erlangung besserer Kenntnisse von Gott, der Seele, und der Bestimmung des Menschen, zur Annahme einer bessern Denkungsart, und reiner Sitten vereinigte. Gewiß waren aber auch die Zeitumstände zur Bewirkung einer so wohlthätigen Revolution nie so vortheilhaft gewesen, als sie es eben jezt waren.

Der größte Theil der Welt stund damals unter der Herrschaft der Römer, einer Nation, welche ausser dem ägyptischen Gottesdienste allen damals bekannten Religionen, vorzüglich der jüdischen mit allen ihren verschiedenen Sekten eine beynahe ganz uneingeschränkte Toleranz und Freiheit angedeihen ließ. Ohne allen Widerstand von Seite des Staates konnte daher, wenigst unter derjenigen Gattung Römischer Unterthanen, die dem Heidenthum schon zum voraus nicht zugethan waren, eine Anstalt hervorgehen, welche ihrer ganzen Denkungsart, ihren Religionsbegriffen, ihren Sitten einen andern Schwung gab. Der Friede, welchen zu dieser Zeit alle Länder des Römischen Reiches genossen, verschaffte sowohl den Heiden als Juden Musse zum Nachdenken, und jene sanfte Ruhe, welche zur eigenen Ueberzeugung von bessern Grundsätzen erfodert wird. Selbst die besondere politische Lage der Juden trug viel dazu bey, daß sie für irgend eine grosse Veränderung empfänglich wurden. Sie hatten bisher viele harte Schicksale

erduldet, und konnten es kaum ertragen, daß sie ihre eigene unabhängige Verfassung verloren hatten, und nun, nachdem ihr Schicksal sie bereits in die Dienstbarkeit so vieler fremder Könige geworfen hatte, unter die stolze Herrschaft der Römer sich schmiegen mußten. Aeusserst mißvergnügt über dieses traurige Loos, sahen sie mit ungeduldiger Sehnsucht einer Revolution entgegen, welche ihnen längst durch ihre Propheten war verkündiget worden, die aber freilich die meisten aus ihnen in einem ganz falschen Gesichtspunkt ins Auge faßten. Die Heiden, worunter die Griechen und Römer obenan stehen, machte der hohe Grad der Kultur, den sie bereits erreichet hatten, vorzüglich geschickt, sich dem Wahren und Guten mit warmen Gefühle zu nähern. Viele aus ihnen hatten bereits einen ernsten Blick auf ihren innern moralischen und religiösen Zustand geworfen. Sie fühlten selbst das Mangelhafte, Ungereimte, Schädliche ihres Heidenthums; fühlten, welche unwürdige Begriffe von Gott, von seiner Verehrung, von der Natur der menschlichen Seele, und von ihrer Beschaffenheit nach dem Tode sie hatten, und wie wenig hinlänglich eine Religion sey, welche auf Meinungen, willkührliche Uebungen und äusserliche Gebräuche gegründet, auf das Herz des Menschen nicht einwirket, um es zu bessern. Weise Männer und Philosophen, die diese Blösse entdeckt hatten, suchten dieser Religion von Zeit zu Zeit durch Berichtigungen, Ergänzungen, oder ganz neue Lehrgebäude eine bessere Gestalt zu geben; allein es war nur die Aussenseite, welche diese Männer mit zusammengeborgten Lappen behängten, um ihre häßliche Gestalt zu verbergen; im Wesentlichen blieb doch die alte Mißgeburt stehen. Aber bey dem grossen Untersuchungsgeist, welcher bereits durch die Betrieb-

samkeit der Philosophie erwachet war, und durch den Widerspruch so mannigfaltiger Systeme befördert ward, war es beynahe unmöglich, daß nicht die Schwäche der Religion noch lebhafter in die Augen fiel. Je mehr man sich bemühte, sie herauszuputzen, desto verdächtiger wurde sie selbst dem gemeinen Menschenverstande. Eine natürliche Folge davon war, daß man sich im Stillen nach etwas Bessern sehnte. Die Aufklärung, welche die Kultur der Wissenschaften unter den Heiden hervorgebracht hatte, die Beurtheilungskraft, und der philosophische Scharfsinn, womit sie ausgerüstet waren, setzten sie nun glücklich in den Stand, neue Grundsätze zu prüfen, sie mit ihren bisherigen zu vergleichen, und sich so der Wahrheit zu nähern. Die Bemühungen einzelner Philosophen, welche bereits die Meinung von dem hohen Werthe der Opfer und Ceremonien herabgesetzt, und Unschuld, Tugend und Erfüllung der Pflichten als den eigentlichen Gott gefälligen Dienst angegeben hatten, erleichterten gar sehr die Annahme einer ganz neuen Religion. So war beynahe alles schon vorbereitet; der menschliche Geist hatte bereits schon zum Voraus die nöthige Stimmung, um ein neues Lehrgebäude nicht unnöthig oder unbillig zu finden, oder um nicht neuen Grundsätzen die Ohren eigensinnig zu verschliessen.

Zweytes Kapitel.

Entstehung einer neuen Religion durch Jesus Christus. Sein Hauptzweck und Hauptgrundsatz. Leben und Tod desselben.

In diesem heilsam kritischen Zustande der Juden und Heiden, welcher einen Versuch in Mittheilung höherer Wahrheiten nicht nur möglich, sondern auch einen guten Erfolg sehr wahrscheinlich machte, trat Jesus mit dem Vorsatze in Palästina auf, die Menschen zur richtigern Erkenntniß eines einzigen Gottes zu führen, und die bisherige Privatreligion einzelner tugendhafter Männer und Gelehrten in einer noch weit vortreflichern Gestalt zur öffentlichen zu machen. Er ward im 40zigsten oder 41zigsten Jahre der Regierung des römischen Kaisers Augustus, gerade zur Zeit, da in Judäa der kaiserlichen Ordnung zu Folge durch den Statthalter in Syrien, Publius Sulpitius Quirinus, eine Zählung des Volkes vorgenommen wurde, zu Bethlehem, einem Städtchen in Judäa, von der Jungfrau Maria geboren. Diese Frucht war, wie es Marien schon zum voraus durch einen Engel war verkündiget worden, eine Wirkung des heiligen Geistes gewesen; der Nährvater des Kindes und Mariens Gemahl war Joseph, von Nazareth, ein Zimmermann, welcher von dieser wunderbaren Begebenheit ebenfalls schon zuvor durch ein Traumgesicht war belehret worden *). Der grosse Zusammenfluß von Menschen zu Bethlehem, die sich dort der Zählung wegen einfinden mußten, war Ursache, daß Joseph und Maria keine Herberge fanden, und Jesus in einem Stalle geboren ward **).

*) *Luc. cap.* 1. und *Matth. cap.* 1. *v.* 18.

**) *Luc. cap.* 2.

Nach acht Tagen wurde er der Vorschrift des Mosaischen Gesetzes zu Folge beschnitten.

Damals war ganz Judäa voller Erwartung des Messias, dessen Ankunft die Propheten schon oft und seit langer Zeit vorhergesagt hatten. Allgemein dachte man sich selbige sehr nahe, und zwar um so näher, je mehr man sie wünschte. Der Ruf davon hatte sich auch ausserhalb Judäa verbreitet. Eben jezt erscheinet ein Komet; drey Sternkundige im Morgenlande, vermuthlich in Arabien, halten ihn — wie dann damals im Orient die Sterndeuterey die gangbarste Wissenschaft war — sogleich für ein untrügliches Wahrzeichen, daß die allgemeine Erwartung wirklich erfüllet sey, und machen sich auf den Weg, den Messias anzubeten. Zu Jerusalem fragen sie an, wo der neugeborne König der Juden sey? Als aber Herodes dieses vernahm, gerieth er, und mit ihm ganz Jerusalem in Bestürzung. Er, und die meisten übrigen hatten sich von dem Messias, der ihnen als Erlöser von den Propheten war geweissaget worden, sehr sinnliche und rohe Begriffe gemacht. Sie stellten sich an ihm nichts anders, als einen irdischen König, einen Wiederhersteller des unabhängigen Israelitischen Reiches, einen Befreier sowohl von der lästigen Oberherrschaft der Römer, als auch von der drückenden Regierung einheimischer Despoten vor *); eine Denkungsart, welche freilich der damaligen Lage der Juden und ihren Staatsbedürfnissen sehr angemessen war. Ursache genug für den König Herodes, für seine üppigen Hofleute, und für alle diejenigen, welche eine grosse Rolle unter den Juden spielten, durch die Nachricht der Sternkundigen im Innersten mächtig erschüttert zu werden, und für die Fortdauer

*) *Flav. Joseph. de bell. Jud. l. 7. cap.* 13. *Act. Apost. cap.* 1. *v.* 16.

ihres Ansehens und ihrer Macht alles zu befürchten. Kaum hatte Herodes durch die Hohenpriester und Schriftgelehrten erfahren, daß die Geburt des neuen Königs der Juden der Prophezeihung gemäß zu Bethlehem müsse erfolgt seyn, als ihm Herrschsucht und Furcht, und die Begierde durch die Vertilgung des neugebornen Königs die Gefahr von sich abzuwälzen, den grausamen Entschluß einflößten, alle Knaben aus Bethlehem und der umliegenden Gegend, deren Alter über das zweyte Jahr nicht hinausreichte, hinrichten zu lassen. Er führte auch sogleich dieses unselige Vorhaben aus. Joseph aber, den ein Engel von der nahen Gefahr belehret, hatte sich samt Maria und dem Kinde nach Aegypten geflüchtet.

Nach dem Tode des Königs Herodes, der noch in eben demselben Jahre erfolgte, kehrte endlich Joseph mit Jesus und Maria aus Aegypten wieder zurück, und ließ sich in seiner Heimath zu Nazareth nieder. Als Jesus zwölf Jahre seines Alters zählte, begaben sich seine Aeltern mit ihm nach Jerusalem, um das Osterfest zu feiern. Eine nicht undeutliche Spur seiner höhern Bestimmung war es nun allerdings, daß er, als ihn seine Aeltern verloren hatten, im Tempel mitten unter den Schriftgelehrten gefunden ward, wie er ihrem Vortrage zuhörte, und zum grossen Erstaunen aller Anwesenden Fragen aufwarf und beantwortete *). Auch ließ sich in der Anstalt, daß um eben diese Zeit Johannes, ein Sohn des Priesters Zacharias und der Elisabeth, aus seinem heiligen Dunkel hervortrat, und den Messias verkündigte, ein absichtlich angelegter höherer Plan unmöglich verkennen. Johannes, dessen Geburt seinem Vater durch einen himmlischen Boten angekündiget,

*) *Luc. cap. 2. v. 42.*

und dann von manchen wunderbaren Umständen begleitet ward, mußte erst, nachdem er eine Zeitlang nach Essenischen Grundsätzen in einer Einöde ein strenges Leben geführt hatte, den Juden die Annäherung des neuen göttlichen Reiches des Messias verkündigen, mußte sie zur Busse auffodern, sie im Wasser taufen, und sie belehren, daß derjenige, welcher nach ihm kommen wird, sie im heiligen Geist und Feuer taufen werde; durch alle diese Umstände mußten die Juden erst vorbereitet werden, ehe Jesus sein öffentliches Lehramt fruchtbar antreten konnte. Jesus selbst unterzieht sich den Foderungen des gedachten Planes, und läßt sich durch die Taufe, die er vom Johannes im Flusse Jordan empfängt, zu seinem öffentlichen Lehramt einweihen. Der Geist Gottes senkte sich bey dieser Gelegenheit auf ihn herab, und eine Stimme tönte vom Himmel: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe *). Jesus aber verfüget sich hierauf in die Wüste, fastet vierzig Tage und Nächte, und widersteht den Versuchungen des Satans, worauf ihm Engel erscheinen, und ihn bedienen **). Bey einem so sinnlichen Volke, wovon wenigst ein grosser Theil so viele Vorliebe zum Wunderbaren und Mystischen hatte, mußte sich Jesus gerade durch solche Uebungen auszeichnen, welche demselben als vorzügliche Beweise der Heiligkeit einleuchteten, und nothwendig mußte er sich durch einige vorläufige Wunder empfehlen, um den Glauben an seine göttliche Sendung gelten zu machen.

Eigentlich war erst diese Zeit, nämlich das dreyssig-

*) *Matth. cap. 3. v. 16. & 17. Marc. cap. 1. 10. & 11. Luc. cap. 3. v. 21.*

**) *Matth. cap. 4. v. 1 — 10. Marc. cap. 1. v. 12, Luc. cap. 4. v. 1—8.*

ste Jahr seines Alters, die Periode, da Jesus anfieng, für seinen Zweck zu wirken, und in seinem Kreise die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Bereits hatte sich Nikodemus, einer der ersten unter den Juden aus der pharisäischen Sekte, dem er die Absicht seiner Sendung entdeckt hatte, voll Ehrfurcht im Herzen für ihn erkläret. Schon hatte er sich einige Schüler geworben, die Apostel Petrus, Andreas, Jakobus, Johannes, Philippus, Bartholomäus, Thomas, Matthäus, Jakobus Alphäi Sohn, Thaddäus, Simon von Cananäa, und Judas Ischariot, und über diese nach und nach mehr andere Jünger, die er erst selbst in seinen Grundsätzen unterrichtete, um dann das grosse Geschäft unter ihrem Beystande auszuführen. Nachdem er die erstere hinlänglich belehret, und durch göttliche Weisheit gestärkt findet, schicket er sie in alle Gegenden Judäens aus, das Daseyn des Himmelreiches zu predigen, und jeden, der daran glauben würde, zu taufen. Er selbst trägt bey jeder bequemen Gelegenheit die erhabensten Wahrheiten vor. Er prediget öffentlich an verschiedenen Orten, spricht in faßlichen Parabeln vom Himmelreiche, vom Hauptgesetze der Religion, und ermahnet die Juden zur Busse und Besserung. Es ist rührend schön, zu sehen, wie er von ganz andern Grundsätzen ausgieng, als bisher die Juden und Heiden ausgegangen waren, wie er aufrichtige Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit einschärfte, wie er allenthalben Liebe, Sanftmuth und Duldung empfahl, und durchgehends auf Bestreitung der Sinnlichkeit (σαρξ), und auf Beherrschung derselben durch die Vernunft (πνευμα) drang.

Im Grunde war eben dieses der Hauptzweck, welchen Christus zu bewirken gekommen war. Die grosse Revolution, wovon die meisten Juden so fanatische

Hofnungen hatten, sollte eine moralische seyn; an die Stelle der bisherigen sinnlichen Religionen, die nur in äusserlichen Verrichtungen bestunden, sollte eine unsinnliche treten; die innere Religion, nämlich die sittliche Vollkommenheit des Menschen, sollte der Zweck, die äussere Religion nur das Mittel seyn, zu selbigem zu führen. Mit deutlichen Worten erklärte dieses Christus, als ihm einige Schriftgelehrte listig die Frage vorlegten, welches das erste und größte Gebot sey? Du sollst Gott deinen Herrn lieben, sprach er, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, nach allen deinen Kräften. Das zweyte aber ist dem ersten gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst *). Ihr habt gehört, sagte er ferner, ihr sollt diejenigen lieben, die euch wohlthun; ich aber sage euch, liebet eure Feinde; denn das erste thun auch die Heiden. Die Theorie, woraus diese wohlthätige Lehre natürlich fliesset, und welche eigentlich den Grund des Glaubens und der Religionserkenntnisse ausmachet, ist einfach und fruchtbar. Es sey ein einziger Gott, lehrte er, dieser sey Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist. Gott der Vater sey der Schöpfer der Welt, Christus der Sohn Gottes und der Erlöser derselben, der heilige Geist, den er und der Vater senden werden, der vortreflichste Lehrer; der Vater habe die ewige Wohlfahrt für alle Menschen bestimmet, die sich nicht durch boshaften Wandel derselben unwürdig machen. Die Seele des Menschen sey unsterblich, nach dem Tode finde eine Belohnung und Strafe statt; eine Auferstehung der Todten sey zu erwarten, und ein letztes Gericht. Er sey gekommen, die Menschen durch Lehre, Beyspiel, und den Tod, den er für sie ausstehen würde, dem Verderben zu entreissen; keiner aber würde sei-

*) *Matth.* 22. *v.* 37—41.

ner Hilfe theilhaftig werden, der nicht wahre Busse thäte und sich besserte. Denjenigen, die an ihn glauben, und tugendhaft leben würden, versprach er das ewige Leben. Uebrigens drang er auf die Abschaffung der jüdischen Gebräuche und Ceremonien; fand es aber bey einem so sinnlichen Volke, mit dem er zu thun hatte, doch für nöthig, anstatt der bisher beobachteten Gebräuche einige andere äusserliche Uebungen einzuführen; so mußte sich jeder, der sich zu seiner Lehre bekennen wollte, erst durch das Wasser und den heiligen Geist taufen lassen, um die Menschen durch dieses sinnliche Zeichen beym Eintritte in die christliche Kirche an ihre moralische Wiedergeburt, nämlich an die wichtige Veränderung zu erinnern, die in ihrem Verstande und in ihrem Herzen vorgehen sollte. So führte er das Abendmahl zu seinem Andenken ein, und verband mit jeder äusserlichen gottesdienstlichen Handlung, die er vorschrieb, einen wichtigen moralischen Zweck. Erkenntniß des wahren Gottes, eine Anbetung desselben, Erfüllung der Pflichten, und Ausübung der Tugend und einer uneingeschränkten Menschenliebe, blieben immer die Hauptsache, auf welche alles hinausgieng. Es haben sich über mehrere Punkte seiner Lehre, besonders über den Artikel von der Dreyeinigkeit, sehr bald unter verschiedenen kirchlichen Partheien Streitigkeiten erhoben, worüber sie sich noch bis zu dieser Stunde nicht vereiniget haben: ob zum Beyspiele unter dem Vater, Sohne und heiligen Geiste wirklich drey verschiedene Personen, oder nur drey verschiedene Verhältnisse und Eigenschaften eines und desselben Gottes zu verstehen seyen; ob das Brod und der Wein im Abendmahle wirklich der Leib und das Blut Christi, oder nur ein Sinnbild davon seyen; wie viel Sakramente Christus eingesetzt habe, u. d. m. Allein

die Erörterung dieser Fragen überläßt man billig der hermenevtischen Theologie; in eine Geschichte gehöret sie nicht.

Die Lehre Jesu war überhaupt der Natur und den Bedürfnissen der Menschen so wohlthätig anpassend, und sie empfahl sich durch ihre natürliche Simplicität, und durch das Edle, wodurch sie sich durchgehends auszeichnete, selbst dem gemeinen Menschenverstande so sehr, daß es ein Wunder gewesen seyn würde, wenn sich nicht in kurzer Zeit viele für sie erkläret hätten. Freilich hält es gemeiniglich überaus schwer, die Menschen zu bewegen, daß sie die so nahe ihnen am Herzen liegende Religion ihrer Väter verlassen sollten. Nicht leicht ist der menschliche Verstand für die Wahrheit empfänglich, sey sie auch noch so einleuchtend und wohlthätig, wenn veraltete Vorurtheile denselben in Fesseln halten. Diese Wahrheit bestätigte sich klar an den Einwohnern von Nazareth. Sie waren allen Neuerungen in Religionssachen so gram, daß sie Jesum von einem Berge gestürzet haben würden, wenn er ihnen nicht entgangen wäre. Auch seine zweyte Unterredung mit ihnen that keine bessere Wirkung *). Aber in andern Gegenden wurden dafür seine Unternehmungen mit einem desto herrlicherm Erfolge gekrönet. Der grosse Werth seiner eben so erhabenen als liebenswürdigen Lehren, der wenigst unbefangenen Personen einleuchten mußte, die Heiligkeit seines Lebenswandels, sein sanftes, liebevolles Betragen, das er bey jeder Gelegenheit und gegen jeden bewies, und endlich die vielen Wunder, die er während seines Lehramtes verrichtete, (er machte Kranke gesund, gab Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache wieder, u. d. m.), waren eben so viele Proben der

*) *Luc. cap.* 4. *Matth. cap.* 13.

göttlichen Sendung eines Mannes, der, selbst das erhabenste Muster der reinsten Moralität, von oben herab bestimmet war, die Menschheit reine Moral zu lehren, und zur höchsten Stufe der Glückseligkeit zu führen. Eben diese Umstände machten hier und da selbst auf Hartgläubige so wirksame Eindrücke, daß ihn nun eine grosse Menge Menschen als den wahren Messias erkannte, der Anhänglichkeit an ihre bisheegen Lehrer entsagte, und ihm folgte.

Aber eben diese grosse Hochachtung, die sich Christus erwarb; der Umstand, daß er sich zu keiner der jüdischen Partheien hielt, sondern die Gebrechen einer jeden freimüthig rügte, und die scharfen Strafpredigten, die er der Heucheley der Pharisäer hielt, beleidigten den Ehrgeiz der jüdischen Lehrer, deren Weisheit nun zu Schanden wurde, und flammte ihre Eifersucht und ihren Haß gegen ihn an. Lange schon hatten sich die Pharisäer und die Schriftgelehrten geärgert, daß Christus mit den Zöllnern und Sündern so liebevoll umgieng, und mit ihnen aß und trank; daß seine Jünger die Fasten nicht beobachteten, den Sabbath nicht feierten, und mit ungewaschenen Händen zur Speise griffen; und daß er gerade das mit Verachtung als unbedeutende äussere Ceremonie verwarf, was sie als ein unentbehrliches Heilsmittel mit so grossem Gepränge empfahlen. Da indessen die Zahl seiner Anhänger durch die vielen und menschenfreundlichen Wunder, die er verrichtete, von Tage zu Tag wuchs, so faßten sie endlich mit den Herodianern den festen Entschluß, diesen verhaßten Mann zu unterdrücken. Selbst der Tetrarch Herodes wurde immer mehr und mehr aufmerksam auf den thätigen Mann, welcher die Kunst verstund, das Volk in grosser Menge auf seine Seite zu ziehen. Anfänglich versuchten die Pharisäer ein sehr gemeines

Mittel, ihn um die Hochachtung des Volkes und um seinen Einfluß zu bringen: sie verläumdeten ihn. Die Wunder, sagten sie, verrichte er im Namen des Teufels; er selbst sey vom Teufel besessen, er lästere Gott, und verführe das Volk. Da diese Kabale die Eindrücke, welche seine auffallenden Wunder machten, nicht schwächen konnte, sprachen sie über alle diejenigen die Verdammung aus, welche an ihn glaubten; ja sie schlossen sogar einen Blindgebornen, dem Jesus an einem Sabbath das Gesicht wieder gegeben hatte, von ihrer Kirchengemeinschaft aus, weil er ihrem Urtheile nicht beypflichtete. Daß nun aber Jesus sie gerade über dieses Verfahren wieder beschämte, daß er Verläumdungen, Drohungen, und Steine, die sie mehrmalen von der Erde hoben, ihn zu tödten, nicht achtete, sondern mit unerschütterter Standhaftigkeit zu lehren und zu handeln fortfuhr; daß er die Pharisäer bey jeder Gelegenheit, wann sie ihm Fragen vorlegten, oder sein Betragen tadelten, oder neue Wunder von ihm foderten, mit Schande zurecht wies, und das Volk öffentlich vor ihren Sitten und ihrer Denkungsart warnte, mußte nothwendig das Herz solcher Leute sich vollends empören, in deren Karakter Stolz, Ehrgeiz, Herrschsucht, Eigennutz und Intoleranz die Hauptzüge waren. Vergebens nimmt sich Nikodemus im Synedrion seiner an; sie beharren eigensinnig auf ihrem Vorsatze, den gefährlichen Mann zu stürzen. Da er im Tempel öffentlich wieder lehret, fragen sie ihn, wer ihn zu so eigenmächtigen Unternehmungen berechtiget habe? und Jesus antwortet ihnen mit Würde. Gern hätten sie ihn nun sogleich ergriffen, und ihn dem Verderben überliefert, hätte nicht die Furcht vor dem Volke sie zurückgehalten, das ihn als einen grossen Propheten betrachtete. Doch die eine Zeitlang im

Busen verschlossene Wuth brach sehr bald desto fürchterlicher gegen ihn los. Die Hohenpriester und Aeltesten des Volkes versammeln sich im Pallaste des Hohenpriesters Kaiphas, und fassen da einmüthig den Schluß ab, daß man sich der Person Jesu durch List bemächtigen, und ihn hinrichten sollte.

Jesus hatte es seinen Jüngern schon mehrmalen vorhergesagt, was im unveränderlichen Plane Gottes lag, daß er vieles werde leiden müssen, daß er von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten zum Tode verurtheilet werden, und am dritten Tage wieder auferstehen werde. Jezt da die Zeit gekommen war, da der ewige Rathschluß Gottes in Erfüllung gehen sollte, hält Jesus, nachdem er seinen Jüngern erst die Füsse gewaschen, und ihnen vorhergesagt hatte, daß ihn einer aus ihnen verrathen werde, das Passahmahl, und ordnet bey dieser Gelegenheit ein Gedächtnißmahl seines Todes an. Noch einmal nennet er jezt seinen Verräther, verkündiget ihnen zugleich, daß ihn Petrus verläugnen werde, und geht dann mit seinen Jüngern an den Olivenberg nach Gethsemane. Die tiefeste Beklemmung befällt nun sein Herz; er entfernet sich von ihnen, und betet dreymal zu Gott, und ermahnet seine Jünger, zu wachen und zu beten, damit sie nicht in Versuchung fallen. Und da er sich eben zum letztenmale zu ihnen verfüget, und ihnen angekündiget, daß die Stunde seiner Gefangennehmung wirklich gekommen sey; sieh! da kömmt Judas der Verräther, einer aus den zwölf Aposteln, mit der Wache und mit den Gerichtsdienern, und giebt ihnen, da ihnen Jesus entgegen geht, das verabredete Zeichen. Von heiligem Eifer ergriffen zieht Petrus das Schwert, seinen Lehrer zu retten, und hauet einem der Knechte das Ohr ab. Jesus aber giebt dem Petrus deswegen einen Ver-

weis, und heilet den Knecht. Die Wache und die Gerichtsdiener bemächtigen sich seiner Person, und führen ihn zu Ananas, und dann zu Kaiphas, wo er verhöret wurde.

Unstreitig war es ein Beweis einer sehr schlimmen Sache, daß es das Synedrion für nöthig fand, falsche Zeugen gegen ihn zu werben. Zween Menschen traten mit falschen Beschuldigungen gegen ihn auf. Jesus beantwortete diese Anklagen mit Stillschweigen. Als ihn hierauf der Oberpriester fragte, ob er Gottes Sohn, der Messias sey, und Jesus dieses bekräftigte, ward er von dem Synedrion als ein Gotteslästerer des Todes schuldig erkläret. Und die Gerichtsdiener spotteten seiner und mißhandelten ihn.

Am folgenden Morgen bestätigten die Hohenpriester und Aeltesten des Volkes noch einmal das Todesurtheil, das sie bereits über ihn gefället hatten, und liessen ihn gebunden dem Landpfleger Pontius Pilatus ausliefern. Diesem war in einem besondern Verhöre, das er mit ihm vornahm, seine Unschuld nicht entgangen, und er scheute sich nicht feierlich zu erklären, daß er ihn tadellos finde. Denn die Anklage, daß er sich für einen König der Juden ausgebe, was freilich die vornehmsten aus ihnen am meisten fürchteten, hatte er durch die Erklärung schon widerlegt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sey; und die übrigen Beschuldigungen, die man gegen ihn vorbrachte, fand er eben so ungegründet. Auf neue Klagen der Priester, daß er eine Gährung unter dem Volk errege, ließ er ihn jedoch zu Herodes Antipas führen, weil er in die Gerichtsbarkeit desselben gehörte. Allein Herodes sah ihn mit Verachtung an, ließ ihn, als dem neuen Könige der Juden, ein weisses Kleid anziehen, um seiner zu spotten, und schickte ihn zu Pilatus wieder zurück.

Damals saß eben ein ruchloser Mensch, Namens Barabbas, wegen einer Aufruhr, die er in der Stadt angezettelt, und eines Todschlages, den er begangen hatte, gefangen. Eine alte Gewohnheit aber brachte es mit sich, daß allemale vor dem Passahfeste einer aus denjenigen, welche zum Tode verurtheilet waren, losgelassen werden mußte. Pilatus, welcher Jesum so gerne gerettet hätte, und dem auch seine Gemahlin menschenfreundliche Gesinnungen gegen ihn eingeflößt hatte, läßt nun den Priestern und dem Volke die freye Wahl zwischen Jesus und diesem Verbrecher. Allein alle schrien sogleich mit lauter Stimme: Man lasse uns Barabban los, und hefte Jesum ans Kreuz!

Noch einmal führet ihn jezt Pilatus vor das Volk, nachdem er ihn hatte geiseln lassen; auch nimmt er noch einmal ein besonders Verhör mit ihm vor, um ja alles zu versuchen, was immer zu seiner Rettung etwas möchte beytragen können. Da aber die Juden, erbittert über dieses absichtliche Zaudern, ihm mit der Ungnade des Cäsars drohen, da sinket endlich seine Standhaftigkeit; er leget zwar aufs Neue ein öffentliches Zeugniß ab, daß er ihn unschuldig finde; verurtheilet ihn aber dessen ungeachtet zum Tode. Römische Soldaten übernehmen ihn, und führen ihn nebst zween andern Verbrechern nach Golgatha. Die Priester frohlocken im Stillen, ihren beleidigten Ehrgeiz gerochen zu haben. Der Pöbel spottet seiner, und nennet das Urtheil gerecht. Nur wenige edelmüthige Menschen folgen ihm einsam und traurig, und trocknen sich eine stille Thräne vom Auge, die ihnen das Mitleid mit dem harten Schicksale des unschuldigen Wohlthäters der Menschheit, und die tiefeste Wehemuth ausgepreßt hatte *). An das Kreuz,

*) *Matth. c. 27. Marc. c. 15. Luc. c. 23. v. 27. sq.*

an welches Jesus geheftet ward, wurde die Aufschrift gesetzt: Dieser ist Jesus, der König der Juden; ein lauter Beweis, daß es die gemeine Meinung gewesen ist, er habe die Absicht gehabt, eine politische Revolution zu bewirken.

Rührend waren die Umstände, unter welchen Jesus seinen Geist aufgab. Mit göttlicher Großmuth rief er flehend zu seinem Vater, daß er seinen Feinden vergeben möge; empfahl zärtlich seine Mutter dem Jünger Johannes; sprach noch die letzten Worte: Vater! in deine Hände empfehle ich meinen Geist, und starb. Die Wunder, die seinen Tod begleiteten, waren laute Zeugen seiner göttlichen Sendung, welche selbst seine Verfolger im Innersten mit Schrecken erfüllten. Der Vorhang des Tempels zerriß in zwey Stücke von oben bis unten; die Sonne verfinsterte sich, die Erde erbebte, die Felsen spalteten sich, die Gräber öffneten sich, und die darin begrabenen Leichname stunden auf. Joseph von Arimathäa, und Nikodemus, liessen den Leichnam Jesu einbalsamiren und zu Erde bestatten.

Am dritten Tage stund Jesus vom Tod auf, wie er es in seinem Leben vorhergesagt hatte. Eine fürchterliche Erschütterung der Erde kündigte diese Begebenheit an, und die Wächter, welche das Grab bewachten, waren von Schrecken betäubt. Denn der Rath hatte aus Furcht, die Jünger Jesu möchten den Leichnam entwenden, und dann durch die falsche Nachricht, er sey seinem Versprechen zu Folge vom Tod erstanden, das Volk in Bewegung setzen, das Grabmal bewachen lassen. Der Ruf von dieser wundervollen Auferstehung verbreitete sich bald. Die ersten, die sich selbst davon überzeugt hatten, waren Maria von Magdala, Salome, Maria, Petrus und Johannes. Jesus selbst zeigte sich ihnen nach und

nach, und hielt noch manche Unterredung mit seinen Jüngern. Bey einer solchen Gelegenheit übertrug er ihnen feierlich das Lehramt. Gehet hin, sagte er, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; und beobachtet alles, was ich euch aufgetragen habe; ich werde stets bis zum Ende der Welt bey euch seyn *).

Bey der Annäherung des Pfingstfestes giengen die Jünger nach Jerusalem. Jesus verspricht ihnen, daß er ihnen seinen Geist mittheilen wolle, nimmt sie mit sich gegen Bethanien an den Olivenberg, unterredet sich zum letztenmale mit ihnen, segnet sie, und fährt in ihrem Angesichte glorreich gen Himmel.

Drittes Kapitel.

Unternehmungen der Apostel. Ausbreitung der christlichen Religion. Entstehung mehrerer Gemeinden oder Kirchen.

Die Apostel harrten jezt zu Jerusalem in stiller Ehrfurcht auf die Erfüllung der Verheissung Jesu, daß er ihnen den Geist Gottes mittheilen werde, der sie in den Stand setzen sollte, das grosse Geschäft zu vollenden, und dadurch, so wie durch neue Wunder, die Ehre Jesu zu retten. In der Zwischenzeit schritten sie zur Wahl eines neuen Apostels, um die Stelle des Verräthers Judas Ischariot zu ersetzen, der aus Verzweifelung sich selbst das Leben geraubt hatte. Unter zweenen, welche in Vorschlag kamen, fiel das Loos auf Mathias. Durch ihn ward also die Zahl der zwölf Apostel ergänzet. Am grossen Aerntefeste der Juden, am fünfzigsten Tage nach der Auferste-

*) *Matth. cap. 28. v. 19. & 20.*

hung Jesu, und am zehnten nach seiner Himmelfahrt, erfolgte endlich die so sehnlich erwartete, an wichtigen Folgen so fruchtbare Begebenheit. Ein gewaltiger Schall tönte, wie die heilige Urkunde sich ausdrücket *), plötzlich vom Himmel, feurig scheinende Zungen schwebten über den Häuptern der Versammelten, alle fühlten sich begeistert, und fiengen an, in fremden Sprachen zu reden. Erstaunt über diesen ausserordentlichen Vorfall, sah von dem Volk einer den andern an, und Parther, Medier, Aelamiten, Einwohner von Mesopotamien, Judäa und Kappadocien, von Pontus, Asien, Phrygien, Pamphilien, Aegypten, und den Gegenden Lybiens um Cyrene, und Fremdlinge aus Rom, und Kreter und Araber (denn aus allen diesen Ländern befanden sich Juden zu Jerusalem), fragten sich verwundernd: Sind nicht alle diese, die da sprechen, Galiläer, und wie kömmts, daß ein jeder von ihnen unsere Muttersprache redet? Da nahm Petrus das Wort, und erklärte dem Volke, daß dieses eine Wirkung des heiligen Geistes sey, der sich dem Versprechen zu Folge, das ihnen Jesus vor seiner Auferstehung von dem Tode gethan hatte, über sie ausgegossen, und ermahnte es zur Busse und Besserung. Diese Rede, welcher das auffallende Wunder ein besonders Gewicht gab, machte einen so wirksamen Eindruck auf die Gemüther der Juden, daß sich auf der Stelle ungefähr drey tausend derselben zur Lehre Christi bekannten, und sich taufen liessen. Ein neues Wunder, welches Petrus in Gesellschaft mit Johannes beym Eintritt in den Tempel verrichtete, daß er einen vierzigjährigen Lahmen, welcher an der Porte desselben Almosen sammelte, auf der Stelle heilte, verstärkte das Erstaunen und den Enthusiasmus noch mehr;

alles

*) *Act. Apost. cap. 2.*

alles drängte sich zu Petrus heran, und auf seine Erklärung, daß er dieses durch die Kraft Jesu gethan habe, vermehrte sich die Zahl der Gläubigen bis zu fünftausend *).

Ein so ausserordentliches Glück, welches die Sache Jesu in einer so erstaunenswürdigen Geschwindigkeit machte, mußte nothwendig die Schriftgelehrten und Priester aufs Aeusserste bringen. Sie hatten sich mit so rastlosem Eifer bemühet, die ihnen verhaßte Anstalt Jesu durch seine Hinrichtung gänzlich zu unterdrücken; und nun mußten sie mit bitterm Schmerzen erblicken, daß selbige nicht nur nicht unterdrücket sey, sondern vielmehr von Tage zu Tag gesegneter aufblühe. Die Hochachtung insonderheit, welche die letzte, öffentlich vor allem Volke vorgenommene, Heilung des Lahmen der Sache Jesu verschaffet, und die Bewegung, welche sie in ganz Jerusalem hervorgebracht hatte, war in ihren Augen ihrer eigenen Sache zu nachtheilig, als daß sie es ohne öffentliche, ernsthafte Rüge hätten sollen geschehen lassen. Sie riefen daher die Apostel vor das Synedrion, foderten sie auf, sich zu verantworten, durch wessen Kraft oder in wessen Namen sie solche Dinge unternähmen, und verboten ihnen, da jene freimüthig ein für Jesum ehrenvolles Bekenntniß ablegten, künftig zu lehren, oder in seinem Namen mit jemanden zu sprechen. Aber eben die Standhaftigkeit, mit welcher die Apostel der Wahrheit selbst im Angesichte der ansehnlichsten Versammlung getreu blieben, und das richtige Urtheil manches einsichtsvollern Mannes, der es einer höhern Vorsehung zuschrieb, daß auch die eifrigsten Bemühungen einer ganzen Versammlung nicht durchdringen konnten, die neue Lehre zu unterdrücken, beförderte die Aufnahme der christlichen Par-

*) *Act. Apost. cap. 2. 3, & 4.*

they ungemein stark. Als aber die Apostel noch immer fortfuhren, Wunder auf Wunder zu häufen, so daß die Einwohner Jerusalems ihre Kranken sogar auf die Strasse setzten, damit selbige bey der Ankunft Petri auch nur durch dessen Schatten geheilet werden möchten; so vermehrte sich die Anzahl der Gläubigen nicht nur in der Hauptstadt von Tage zu Tag, sondern auch die benachbarten Städte, Flecken und Dörfer, wurden durch den lauten Ruf erwecket, zur neuen Parthey zu treten.

Noch einmal versuchten es zwar die jüdischen Priester, ihr sinkendes Ansehen zu retten, und liessen die Apostel in das Gefängniß werfen. Und als diese hierauf des andern Morgens wieder im Tempel gefunden wurden, wie sie das Volk lehrten, (denn ein Engel hatte sie noch in derselben Nacht aus dem Gefängnisse befreiet) so wurden sie aufs Neue vor den grossen Rath geführt, welcher nun, durch alle bisherigen Vorfälle noch mehr erbittert, den festen Entschluß gefaßt hatte, die Gefahr, die seinem Ansehen drohte, zu entfernen, es möge kosten, was es wolle. Schon war man wirklich im Begriffe, sie zum Tode zu verurtheilen; da stund endlich Gamaliel auf, und widersetzte sich mit den Worten: Ist dieses Werk ein Menschenwerk, so wird es bald durch sich selbst zerfallen; ist es aber Gottes Werk, so werdet ihr es unmöglich hindern können *). Dieser in Wahrheit sehr weise Spruch rettete den Aposteln das Leben. Zwar kamen sie nachher noch öfter in Untersuchung und Gefahr. Aber eben der Umstand, daß keine Drohung, keine Gefahr, keine Strafe sie bewegen konnte, auf ihr Lehramt und auf die Verrichtung verschiedener Wunder Verzicht zu thun; und dann die sichtbaren Merkmale einer höhern Fügung, die man darin

*) *Act. Apost. c.* 5.

nicht verkennen konnte, daß gerade ein Mitglied der Rathsversammlung selbst das Werkzeug ihrer Rettung seyn mußte, verschaften gewiß dem werdenden Christenthum entscheidende Vortheile.

Bisher hatte sich selbiges nur in den engen Bezirk um Jerusalem ausgebreitet. Die Anzahl der Gläubigen machte eine Gemeinde oder Gesellschaft aus (εκκλησιαν), welche unter dem Namen einer Kirche bekannt wurde. Nun breitete sich aber das Christenthum allmählig auch in entferntere Gegenden aus. Samaria war eines der ersten Länder, welche das Evangelium annahmen. Die allgemeine Erwartung, mit der die Samariter schon zum voraus dem Messias, und zwar als einem von Gott zu sendenden Lehrer, entgegen sahen, hatte sie schon auf den Diakon Philippus ungemein aufmerksam gemacht, welcher gekommen war, ihnen die göttliche Sendung und Würde des Messias, seine Auferstehung und seine Lehre zu predigen. Da sie nun aber Lahme, Schlagflüssige, Gliedersüchtige und andere Kranke blos durch die Anrufung des Namens Jesu gesund werden sahen; sahen, wie selbst der von ihnen bewunderte Simon der Magier den Vorzug der Wunderkräfte des Diakons vor den seinigen nicht nur gestund, sondern sich sogar durch die Taufe in diese neue Gesellschaft einweihen ließ; da ihnen in der Folge die Apostel Petrus und Johannes, welche von den übrigen Aposteln zu ihnen geschickt worden waren, durch die Auflegung der Hände endlich selbst verschiedene Geistesgaben mittheilten; da zweifelten die meisten aus ihnen keinen Augenblick mehr, daß Jesus der wahre Messias sey, und nicht nur die Hauptstadt, sondern auch die umliegenden Oerter huldigten mit grossem Eifer dem Christenthum.

Philippus predigte hierauf zu Joppe, Lydda und

Cäsarea mit ungemein gutem Erfolge; Petrus gewann dem Christenthume noch mehr neue Mitglieder zu Lydda und Joppe, da er an dem erstern Orte den Aeneas wieder heilte, welcher acht Jahre hindurch an der Gicht gelegen hatte, und an dem letztern die von den Armen so sehr beweinte Thabitha vom Tode erweckte. Paulus lehrte zu Damaskus; dann in Arabien, und in Gesellschaft mit Barnabas zu Antiochien. So breitete sich dann die christliche Religion nach und nach nicht nur in Judäa, Galiläa und Samaria, sondern auch in Syrien, Arabien, Phönicien, auf der Insel Cypern, und in mehr andern Gegenden aus.

Doch die neue wohlthätige Anstalt sollte sich nicht blos auf Israel, sondern auf das ganze Menschengeschlecht erstrecken; alle Menschen, Juden und Heiden, sollten als Brüder an der höchsten Glückseligkeit Theil nehmen; dieses war der unveränderliche Wille der Gottheit. Candace, Schatzmeister der Königin von Aethiopien, welcher nach der Gewohnheit mehrerer Heiden aus Hochachtung gegen den Gott der Juden sein Gebet in ihrem Tempel verrichtet hatte, war der erste, welcher bekehret wurde. Er las eben auf dem Rückwege die Stelle des Propheten Jesaias, worin das Leiden und Sterben Jesu vorhergesagt ist, als ihm Philippus begegnete. Auf sein Verlangen erklärte ihm dieser die Stelle, und er ward von der Göttlichkeit der Religion Jesu so sehr überzeugt, daß er sich auf der Stelle taufen ließ. Der zweyte war der Römische Hauptmann Kornelius. Einer geheimen Eingebung zu Folge ließ er Petrum von Joppe zu sich berufen, nahm seinen Unterricht an, und ward Christ. Zwar hatten die Judenchristen aus angewöhntem Nationalstolze, weil sie von jeher das auserwählte Volk, und unter allen Nationen allein

im Besitze einer richtigern Erkenntniß des wahren Gottes waren, sich lange Zeit hindurch nicht vorstellen können, daß diese neue Anstalt des Heiles eine allgemeine seyn, und sich auch auf Nationen ausdehnen sollte, welche sie aus Vorurtheil nie eines genauern Umganges gewürdiget hatten. Selbst Petrus, der doch von Jesus zuerst zum Apostel auserseshen worden, und die Gaben des heiligen Geistes bereits empfangen hatte, war von diesem jüdischen Vorurtheile noch angestecket, und mußte erst durch einen ausdrücklichen Befehl Gottes aufgefodert werden, sich zum Hauptmanne Kornelius zu verfügen, und ihn zum Christen zu machen *). Als er nach der Vollendung dieses Geschäftes wieder nach Jerasalem zurückgekehret war, machten ihm auch die neubekehrten Juden daselbst Vorwürfe, daß er sich durch den Umgang mit einem Unbeschnittenen beflecket habe. Aber bald wurde es unter ihnen bekannt, daß Jesus durch seine Anstalt auch den Heiden den Weg zur Seligkeit habe öffnen wollen, und daß nicht etwa nur ein einzelnes Volk, sondern alle diejenigen die Auserwählten seyen, welche Gott aufrichtig verehren, und durch einen tugendhaften Wandel sich auszeichnen. Paulus war von dem Herrn vorzüglich auserseshen, durch das Licht der Wahrheit die finstern Gegenden der Heiden zu beleuchten. Dieser grosse Apostel, welcher zuvor, unter dem Namen Saulus bekannt, einer der heftigsten Verfolger der Christen unter den Juden gewesen war, wurde auf eine sehr wunderbare Art zum eifrigsten Prediger des Christenthums umgeschaffen. Er war eben im Begriffe gewesen, sich aller neubekehrten Juden zu Damaskus zu bemächtigen, und sie dann nach Jerusalem zur Bestrafung zu liefern. Plötzlich überfällt ihn auf dem

*) *Act. Apost.* c. 10. & 11.

Wege ein himmlisches Licht, von welchem er geblendet zu Boden stürzet, und eine Stimme rufet vom Himmel: Saul, Saul, warum verfolgest du mich? Auf göttlichen Befehl verfüget er sich hierauf nach Damaskus, wo ihm Ananias die Hände auflegt, wodurch er sein Gesicht wieder erhält. Sogleich läßt er sich taufen; Jesus selbst offenbaret ihm das Evangelium besonders, und gesellet ihn den Aposteln zu; und Paulus prediget nun das Christenthum zum grossen Erstaunen der Juden erst den Juden zu Damaskus und in Arabien, und dann unter den Heiden. Die Apostel selbst hatten ihn besonders zu diesem letztern Geschäft eingeweiht, und ihn der Eingebung des heiligen Geistes zu Folge dem Apostel Barnabas zum Gehülfen gegeben. Durch ihre Bemühung wurden nun in der Insel Cypern, in Pamphilien, Pisidien, Lykaonien neue christliche Gemeinden gestiftet. Als hierauf Paulus und Barnabas mit einander zerfielen, und sich förmlich trennten, weil letzterer gegen den Willen des erstern den Johannes Markus ebenfalls als Mitgehülfen herbey rufen wollte, so bildete Paulus in Gesellschaft mit Silas in Macedonien, Griechenland, Achaja, besonders zu Ephesus neue Gemeinden, während daß Barnabas mit Johannes Markus auf der Insel Cypern die dort schon bestehenden Gemeinden mit neuen Mitgliedern vermehrte.

In welchen Gegenden ausserdem die übrigen Apostel das Christenthum in Aufnahme gebracht haben, ist nicht ganz zuverlässig bekannt. Nicht ohne Grund läßt sichs annehmen, daß Thomas das Evangelium unter den Parthern und Persern verbreitet, und Markus die Gemeinde zu Alexandien in Aegypten gestiftet hat. Der erste Brief Petri berechtiget uns, zu schliessen, daß dieser Apostel nach Kleinasien, Pon-

tus, Galatien, Kappadocien und Bithynien gekommen ist. Daß er auch zu Rom war, ist gewiß; eben so gewiß ist es aber auch, daß Paulus schon um einige Jahre früher nach Rom gekommen war, und daß Petrus in dieser Stadt schon eine christliche Gemeinde antraf *). Ausser den bisher angezeigten Oertern kamen die Apostel wahrscheinlich in Asien nicht über die Grenzen der heutigen Türkey und des Persischen Reiches, in Afrika höchstens an die äthiopische Küste, und in Europa nach Illyrikum oder Dalmatien, in einige Inseln des Archipelagus und des mittelländischen Meeres, nach Rom, und in einige Gegenden des untern Italiens.

Auf solche Art entstunden dann unter den Heiden in kurzer Zeit beynahe mehr christliche Gemeinden, oder Kirchen, als unter den Juden. Nebst vielen Umständen, welche auch den Juden Hochachtung für die Religion Jesu einflößten, dem reinen, untadelhaften Lebenswandel der Apostel, den vielen Wundern, welche sie wirkten, den anhaltenden Bemühungen wackerer Lehrer ꝛc. waren für die Heiden besonders noch um einige Triebfedern mehrere vorhanden, welche sie zur Annahme des Christenthums reizten. Viele aus ihnen hielten die Lehre Jesu für eine Art von Philosophie, einer Wissenschaft, der sie seit langer Zeit von ganzem Herzen hold waren. Daß sie sich wirklich einen solchen Begriff davon gemacht haben, beweiset die Bekehrungsgeschichte Justius des Märtyrers in seinem Gespräche mit Tryphon. Sie hatten es bereits zur Genüge gefühlt, wie unzulänglich und schwankend alle bisher bekannten philosophischen Systeme waren. Desto angenehmer mußte ihnen eine Philosophie seyn, welche so natürlich, so einfach,

*) Petrus und Paulus leiteten dann diese Gemeinde eine Zeitlang gemeinschaftlich.

selbst dem gemeinsten Menschenverstande, wenigst in Ansehung des praktischen Theiles, so faßlich, und den menschlichen Bedürfnissen, so wie der menschlichen Natur so anpassend und allgemein brauchbar war. Noch werther wurde sie manchem, da einige Kirchenlehrer anfiengen, die griechische Philosophie mit dem Vortrage des Christenthums wirklich zu verbinden. Viele Heiden waren auch schon zum Voraus mit Hochachtung gegen den Gott der Juden erfüllet, und begaben sich öfters in ihre Tempel, dort ihr Gebet zu verrichten. Die Vorstellungen, die ihnen von diesem Gotte beygebracht worden, und selbst der Dienst, der ihm von den Juden erwiesen wurde, schienen ihnen doch der Vernunft weit gemässer, als die unwürdigen Begriffe, welche von den heidnischen Gottheiten gangbar waren, und die abentheuerliche Verehrung derselben. Nun da der jüdische Gott sich auf eine die gesunde Vernunft so sehr befriedigende Art noch deutlicher geoffenbaret hatte, da sein Dienst noch mehr vereinfachet, und ganz den menschlichen Fähigkeiten und Bedürfnissen angepaßt worden, so mußte dieses natürlich ihre Hochachtung für diesen Gott vermehren, und sie für jene, an sich schon liebenswürdige Religion gewinnen, welche er vorgeschrieben hatte. Ohne Zweifel trug auch das grosse Sittenverderbniß der Heiden, besonders der schlechte Lebenswandel der heidnischen Priester, zur Sinnesänderung der Bessern unter ihnen sehr vieles bey. Je mehr sie im Gegentheile durch das musterhafte Leben der christlichen Lehrer, und selbst einiger gemeinen Christen erbauet wurden, desto stärker mußte ihre Neigung erwachen, einer so rühmlich sich auszeichnenden Parthey sich gleichfalls zuzugesellen.

Viertes Kapitel.

Hindernisse des Christenthums. Verfolgungen, Martyrer, Apologien. Neue christliche Gemeinden bis zum Ausgange dieser Periode.

Bey allen den vortheilhaften Umständen, wodurch das Christenthum unter Juden und Heiden begünstiget ward, fehlte es doch auch nicht an mächtigen Hindernissen. Der auffallende Nationalstolz der Juden ließ unter vielen den Gedanken nicht aufkommen, daß die einzig wahre Religion einem auserwählten Volke, wie sie sich selbst betrachteten, nicht schon von jeher vollkommen sollte geoffenbaret worden seyn, und daß ihre väterliche aufhören könne, die wahre zu seyn. Ihre Eigenliebe ward empfindlich beleidiget bey der Vorstellung, daß auch andere, von ihnen bisher verabscheute Nationen an der höchsten Glückseligkeit sollten Theil nehmen dürfen. Freilich erwarteten die Juden zu dieser Zeit allgemein den Messias; aber die meisten nur als einen Gesandten Gottes, der das weltliche Jsraelitische Reich, unabhängig von fremder Macht, in seinem ganzen Ansehen wieder herstellen würde. Daß dieser Messias eigentlich nur Lehrer, nur Stifter eines moralischen Reiches seyn sollte, davon hatten sie keinen Begriff. Die allgemeine Erwartung konnte daher nur für den einsichtsvollern Theil der Nation ein Beweggrund seyn, dem Christenthume zu huldigen; der übrige blieb hartnäckig an seinem Vorurtheile hängen.

Zu diesem Umstande kam noch die Wuth der jüdischen Priester und Schriftgelehrten, welche bey dieser neuen Anstalt freilich sehr viel verloren. In der Voraussehung ihres unausbleiblichen Sturzes boten sie allen Kräften auf, durch rasendes Eifern gegen die

neue Lehre, durch Lästerungen und falsche Nachrichten ihr sinkendes Ansehen aufrecht zu erhalten. Sie schrien Jesum und seine Apostel für Betrüger, für Verführer des Volkes und für Gotteslästerer aus. Die von den alten Vorurtheilen eingenommene Parthey der Juden wurde dadurch in selbigen noch mehr bestärket. Viele, die mit sich noch nicht ganz einig waren, ob sie der alten Parthey getreu bleiben, oder sich zur neuen bekennen sollten, wurden durch das Verketzern der Priester schüchtern gemacht, und durch ihre Drohungen vom Wege des Heiles zurückgeschrecket. Als aber diese Mittel eine grosse Ausbreitung der Wahrheit doch nicht hemmen konnten, suchten die Priester selbige mit Gewalt zu unterdrücken, und fiengen an, die Bekenner Jesu durch öffentliche Bestrafung zu verfolgen.

Da Petrus und Johannes noch zu Jerusalem lehrten, wurden sie auf Befehl des hohen Rathes ins Gefängniß geworfen, und endlich gegeisselt. Der Diakon Stephan hatte durch Lehren und Wunder viele Juden an sich gezogen. Einige fanatisch orthodoxe Juden verklagten ihn deswegen als einen Lästerer der jüdischen Religion. Stephan mußte sich vor dem hohen Rathe vertheidigen. Allein da er den Juden unerschrocken die Wahrheit sagte, steinigten sie ihn, ohne das Urtheil des Rathes zu erwarten. Alle Schüler Jesu wurden hierauf zu Jerusalem heftig verfolgt. Saulus, ein hebräischer Jude aus Tharsus, bezeigte sich dabey besonders geschäftig; er warf alle, welche sich zu Jesu bekannten, ins Gefängniß, und ließ sie so lange geiseln, bis sie den Namen Jesu lästerten. Seine wundervolle Bekehrung bey dieser Gelegenheit ist bereits erzählet worden. Bald darauf stellten die Juden zu Damaskus auch ihm nach dem Leben. Herodes Agrippa suchte

sich gleich am Anfange seiner Regierung durch die Verfolgung der Christen bey den Juden beliebt zu machen. Er ließ den Apostel Jakob den ältern enthaupten. (§. 44.) Gerührt durch die Standhaftigkeit dieses Apostels bekannte sich nun sein Ankläger selbst zum Christenthum, wurde aber zugleich mie ihm hingerichtet. Agrippa ließ hierauf Petrum ins Gefängniß werfen. Schon war der Tag zur Hinrichtung bestimmet; da wurde Petrus wunderbarer Weise durch einen Engel aus dem Gefängnisse befreiet. Zu Antiochien hatten es die Juden ebenfalls dahin gebracht, daß Paulus und Barnabas aus der Stadt vertrieben wurden. Auch zu Ikonium mußten sie vor der Uebermacht der ungläubigen Juden und Heiden fliehen; und zu Lystra wurde Paulus von den Juden gesteiniget, so daß er halb todt zur Stadt hinausgeschleppet wurde.

So sehr auch die jüdischen Priester bemühet waren, die verhaßte neue Religion zu unterdrücken, so erreichten sie dadurch doch ihre Absicht nicht ganz. Hier und da mußte einigen das Mittel, dessen sich der hohe Rath bediente, doch zu menschlich scheinen, und es war sehr natürlich, wenn ihnen gegen die Göttlichkeit und Wahrheit einer Religion ein Verdacht aufstieg, die man durch Gewaltthätigkeiten zu erhalten gezwungen war. Und daß sie aller gewaltsamen Mittel ungeachtet die Zahl der Christen gleichsam von Tage zu Tag anwachsen sahen; daß nun selbst einige Lehrer der Juden, und andere, welche zuvor die eifrigsten Vertheidiger der Mosaischen Religion gewesen waren, und die Christen heftig verfolgt hatten, zur christlichen Parthey übertraten, wie wir an Saulus und dem Ankläger Jakobs des ersten ein Beyspiel gesehen haben, das mußte auch andern einen hohen Begriff von dem Werthe des Christenthums beybrin-

gen. Wenn auch gleich der hohe Rath einen beträchlichen Anhang vom Volke hatte, so war doch auch im Gegentheile eine grosse Parthey des Volkes mit Hochachtung gegen das Christenthum erfüllet. Und gerade das war ein überaus grosser Vortheil für die Aufnahme desselben. Hätten zuerst die Priester, die Schriftgelehrten und Regenten des Volkes sich für die neue Parthey erkläret; kaum würde eine so grosse und schnelle Ausbreitung gelungen seyn. Selten machet eine Aufklärung oder Reformation ihr Glück, wenn sie von der Obrigkeit herab erst auf das Volk sich ergiessen soll. Ist aber dieses zuerst in Enthusiasmus für dieselbe gesetzt, so dringet es mächtig durch jedes Hinderniß, und die Regenten sind nicht im Stande, es in seinem raschen Lauf aufzuhalten. Denn das Volk hat gemeiniglich seine eigenen Launen; es nimmt gern die Gegenparthey, wenn es die Obrigkeit sprechen höret, und thut gerade das Gegentheil dessen, was es von jener befohlen sieht. Es ist gewiß, daß das Christenthum erst seit der Zeit, da der hohe Rath zu Jerusalem angefangen hat, es zu verfolgen, sich auch ausserhalb dieser Stadt merklich verbreitet hat. Viele flüchteten sich zur Zeit der Verfolgungen aus jenen Städten, wo das Christenthum blühte, und machten es dann in andern Gegenden, wo sie sich niederliessen, ebenfalls bekannt. Bald nach der Hinrichtung Stephans hatten einige tausend Christen Jerusalem verlassen, und in Judäa, Samaria, Galiläa, im benachbarten Syrien und Arabien den Grund zu neuen christlichen Gemeinden gelegt. Auch in Phönicien, auf der Insel Cypern und in Antiochien hatten solche Flüchtlinge zuerst den Saamen des Evangeliums ausgestreuet. So mußten also die Verfolgungen, wodurch der hohe Rath die christliche Parthey unterdrücken wollte, gerade dazu dienen, sie zu vergrössern.

Nicht geringere Schwierigkeiten hatte das Christenthum bey den Heiden zu überwinden. Was dem edlern Theile derselben ein Antrieb war, dem Christenthume beyzutreten, nämlich die vorgeschriebene Reinigkeit der Sitten, die es ehrwürdig machte, wirkte unter dem grossen Haufen gerade das Gegentheil. Viele waren zu sehr gewohnt, ihren Leidenschaften freien Zügel zu lassen, als daß sie sich hätten entschliessen können, dem zu entsagen, was ihnen so süsse schmeichelte. Sie konnten es über sich nicht erhalten, die angenehm anlockende Bahn des Lasters zu verlassen, und einer Religion entgegen zu gehen, deren vornehmste Lehre auf Bestreitung der Sinnlichkeit und Selbstüberwindung hinausgieng. Dieser veraltete Hang zur Weichlichkeit, und zum Laster überhaupt, hielt Ohren und Herzen der Heiden vor den Lehren der neuen Religion verschlossen.

Dieser Umstand, wozu noch die Verläumdungen der heidnischen Priester und Philosophen kamen, welche sie gegen das Christenthum ausstiessen, hinderte allerdings eine schnellere Vermehrung der Christen. Aber durch ein anders Mittel, das noch weit eingreifender war, verminderte man sogar die Zahl der bereits vorhandenen. Aeltere Schriftsteller haben zehn Hauptverfolgungen angegeben, welche auf Befehl der Römischen Kaiser über selbige ergangen seyn sollen. Nach genauerer Untersuchung aber entdeckte man, daß die Zahl derselben sich so hoch nicht beläuft. Nicht jede Bedrückung der Christen, die man für eine Hauptverfolgung ausgab, war von den Kaisern befohlen worden; nicht jede wüthete im ganzen Römischen Reiche, oder wenigst in einem grossen Theile desselben, oder lange Zeit hindurch. Die erste erfolgte unter den Kaiser Nero. (§. 64.) Dieser wohllüstige Tyran ließ die Stadt Rom in den Oelbu-

den heimlich anzünden, um sich das Vergnügen zu machen, sie brennen zu sehen, und alsdann prächtiger wieder aufbauen zu können. Allein Nero's Charakter war zu bekannt, als daß nicht der Verdacht wegen dieses schändlichen Unternehmens auf ihn hätte fallen sollen *). Um den Haß des Volkes von sich abzuwälzen, legte er nun die Schuld den Christen bey, und ließ nicht nur in Rom, sondern auch im übrigen Italien eine grosse Anzahl derselben hinrichten. Auch die Apostel Petrus und Paulus verloren bey dieser Gelegenheit das Leben; jener am Kreuze, und dieser durchs Schwert. (§. 95.) Domitian erneuerte die Verfolgung; sie dauerte aber nur eine sehr kurze Zeit. Die vorzüglichste Ursache derselben war vielleicht seine grausame Gemüthsart; doch nebenher mag auch ein anderer Umstand die Veranlassung dazu gegeben haben. Domitian hörte vieles von einer sichtbaren Zukunft Christi reden, welche die Christen erwarteten. Die allgemeine Sage war ihm nicht unbekannt, daß einer aus dem Geschlechte Davids ein neues Reich errichten würde; wie so viele Juden und Christen verstund auch der Kaiser ein weltliches Reich darunter, und, wie einst Herodes, glaubte er Ursache zu haben, für die Aufrechthaltung seiner Herrschaft besorgt zu seyn. Mit dem festen Vorsatze also, diese Gefahr zu vernichten, ließ er die Anverwandten Jesu, als Abkömmlinge der Familie Davids aufsuchen, und verfolgte die Christen **). Der Kaiser Trajan, dieser gütige sanfte Regent, hätte vielleicht der Christen gern geschonet. Dieses läßt wenigst der Auftrag vermuthen, den er seinem Statthalter in Bithynien, Plinius Cäcilius Secundus, auf dessen Anfrage ertheilte, künftig die Christen durch die Obrigkeit nicht auf-

*) *Tacit. Annal. lib. XV. c. 44.*

**) *Hegesippus ap. Euseb. l. III. c. 20.*

suchen zu lassen, noch die Klagen ungenannter Personen gegen sie anzunehmen, sondern sie nur alsdann zu bestrafen, wenn sie vor Gericht ordentlich angeklagt, und des Christenthums überwiesen würden *). Allein nicht alle Obrigkeiten hatten so viel Nachsicht, wie Trajan und Plinius, welcher die Christen in seiner Anfrage selbst gewissermassen entschuldiget hatte. Viele Christen wurden während seiner Regierung (§. 102.) blutige Opfer des Hasses der Heiden. Die Statthalter und Unterobrigkeiten nahmen bey der Bestrafung der Christen nicht allemal die Befehle der Kaiser, sondern öfters nur ihre Intoleranz, ihren Privathaß, ihre Grausamkeit, oder die blutdürstigen Eingebungen ergrimmter Priester oder des lärmenden Pöbels zur Richtschnur. So wurden unter Trajans Nachfolger Adrian, der doch das gelindere System seines Vorfahren nur fortsetzen wollte, ohne eine eigene Hauptverfolgung zu verordnen, noch immer Christen genug auch ohne vorhergegangene gesetzmässige Anklage und Untersuchung gestrafet. Die Verfolgung, welche unter dem Kaiser Markus Aurelius ausbrach (§. 161.), war heftig und langwierig, und schränkte sich nicht blos auf Italien ein, sondern erstreckte sich auch auf die auswärtigen Provinzen. Unter denjenigen, welche in derselben getödtet worden, bemerket man vorzüglich den Bischof Polykarpus zu Smirna, und den berühmten christlichen Schriftsteller Justinus. Aber eine grosse Zahl noch anderer

*) *Epist. Trajani ad Plinium Caecil. Secund. inter epp. Plinianas XCVIII.* Der nunmehro sel. Doktor Semler hat in seinen neuen Versuchen, die Kirchenhistorie der ersten Jahrhunderte mehr aufzuklären, Leipz. 1788. die Aechtheit des Plinianischen Berichtes uud der Antwort Trajans bestritten. Allein so scharfsinnig und wahrscheinlich einige seiner Gründe sind, so scheinen sie mir doch nicht entscheidend.

Christen wurde bey dieser Gelegenheit hingerichtet. Von einem Kaiser, welcher den Beynamen des Philosophen mit so vielem Rechte verdienet hatte, hätte man freilich so ungerechte, die Menschheit beleidigende Handlungen gar nicht erwarten sollen. Vielleicht war aber eben der Umstand, daß er Philosoph war, die vorzüglichste Ursache. Mehrere Philosophen hegten gegen das Christenthum eine bittere Feindschaft im Busen. Einige Schriftsteller erzählen, in dem Kriege der Römer mit den Markomannen sey das Römische Heer bereits in Gefahr gewesen, wegen des Mangels an Wasser gänzlich zu Grunde zu gehen; in dieser Noth habe eine christliche Legion, die sich darunter befand, zum Himmel um Beystand gefleht; sogleich habe ein plötzlicher Regen den Römern für sich und ihre Pferde Wasser verschaffet, ein fürchterlicher mit Donner vermischter Hagel aber die Feinde zu Boden geschlagen. (§. 174.) Der Kaiser Markus Aurelius, erschüttert durch diese Begebenheit, habe hierauf sogleich in einem Ausschreiben bey Lebensstrafe verboten, die Christen zu verfolgen; die Legion aber habe seitdem den Namen der Donnernden erhalten. Allein eine genauere Untersuchung hat dieser Erzählung heut zu Tage allen Glauben benommen. Nicht zu gedenken, daß ein plötzliches Gewitter mit Regen ganz natürlich ohne alles Mirakel entstehen kann, so ist es gar nicht wahrscheinlich, daß besonders zu einer Zeit, da man ohnehin so viel Mißtrauen gegen die Christen hatte, eine ganze Legion aus solchen soll bestanden haben. Zudem ist es aus der Römischen Geschichte bekannt, daß eine Legion unter dem Namen der Donnernden schon zur Zeit des Kaisers Augustus bey den Römern ihr Daseyn gehabt habe. Das Schreiben des Kaisers Markus Aurelius, das er dieser Sache wegen ergehen

ließ,

ließ, und welches hinter Justins zwoter Apologie abgedruckt ist, wird nun mit Recht von den Gelehrten als unterschoben verworfen. Im Gegentheile ist es vielmehr höchst wahrscheinlich, daß der Kaiser den gerühmten Befehl zum Vortheile der Christen schon um fünf Jahre früher, folglich schon vor dem Anfange des Markomannischen Krieges, gegeben habe. In einem noch heut zu Tage vorhandenen Denkmale, der berühmten Antoninischen Säule, wird diese Begebenheit dem regenbringenden Jupiter (Jovi pluvio) zugeschrieben. Diese Aesserung beweiset nun freilich nicht, daß Markus Aurelius Antoninus im Ernste geglaubt habe, Jupiter habe dieses Wunder gewirket. Weise politische Vorsicht, es mit den orthodoxen Eiferern unter den Heiden nicht zu verderben, deren Zahl noch immer die stärkere war, kann diese Aufschrift veranlasset haben. Wenn man aber bedenket, daß wenige Jahre nach dieser Begebenheit, um deren Willen der Kaiser die Verfolgung aufgehoben haben soll, selbige zu Lyon und Vienne, freilich nur gegen montanistische Schwärmer, neuerdings ausbrach (§. 177.), so kann man kaum glauben, daß die gedachte, für ihn so vortheilhafte Begebenheit, ihm Ehrfurcht für die Christen eingeflößt haben sollte. Kaum würde sie so geschwind aus seinem Herzen wieder haben verschwinden können. Die ganze Glaubswürdigkeit beruhet auf Tertullians Ansehen, der als Lobredner alles, es mochte passen oder nicht, es mochte wahr oder falsch seyn, mit Gewalt hervorzog, um die Vorzüge seiner Parthey herauszustreichen. Der Geschichtschreiber Eusebius aber war einer ganz andern Meinung. Jedermann, sagt er, mag von dieser Begebenheit glauben, was er will *).

Unter der Regierung des K. Kommodus, und am

*) *Euseb. Hist. eccles. l. c.*

Anfange der Regierung des K Septimius Severus, genoß die christliche Kirche der gewünschten Ruhe wieder. Nun empören sich aber die Juden, und sein Befehl, daß niemand ein Jude oder ein Christ werden sollte, wird ihren Feinden das Signal zur Verfolgung. Sie dauerte neun Jahre, und wüthete vorzüglich in Illyrien, Gallien, zu Alexandrien und in mehrern Gegenden von Afrika. Der berühmte Bischof Irenäus von Lyon verlor darin sein Leben.

Nun folgte eine Reihe lasterhafter Kaiser, unter welchen die Kirche unverfolgt blieb; vielleicht, weil sie ihre träge Weichlichkeit auf selbige weniger aufmerksam werden ließ. Alexander Severus, durch seine Mutter, Julia Mammäa, zum Freunde der Christen gemacht, verehrte sogar Jesum als einen grossen Mann. Die Bedrückung, welche die Christen unter dem K. Maximinus erlitten (J. 237.), war von kurzer Dauer; eben dieses gilt von einem Auflaufe, welchen zu Alexandria ein für seine Götter eifernder Dichter gegen sie erregt hatte; aber die Verfolgung des K. Decius war grausam. (J. 249.) In allen Verfolgungen hatten bisher die Christen eine bewundernswürdige Standhaftigkeit bezeigt. Dieses gab dem Kaiser den grausamen Entschluß ein, durch eine grössere Schärfe und längere Dauer der Strafen sie endlich doch zu erschüttern. Dieses Mittel hatte auch seinen Zweck nicht verfehlet. Durch diese Grausamkeit in Schrecken gesetzt, ergriffen viele die Flucht. Andere, welche bereits in den Händen der Verfolger waren, konnten die schrecklichen Martern nicht aushalten, und fielen ab; ein Verbrechen, dessen sich die Christen zur Zeit der ersten Verfolgungen wahrscheinlich nie würden schuldig gemacht haben. So sehr erlosch nach einem Zwischenraume von Ruhe und durch die Länge der Zeit das heftigste Feuer des Enthusias-

mus! Diejenigen, welche bey dieser und ähnlichen Gelegenheiten von der christlichen Kirche abgefallen waren (Lapsi), kommen bey den gleichzeitigen Schriftstellern unter verschiedenen Benennungen vor, welche die Art ihres Abfalles anzeigen. Hatten sie den heidnischen Göttern geopfert, so wurden sie Sacrificati und Thurificati genannt. Jene, welche den heidnischen Obrigkeiten die heilige Schrift oder die Kirchengefässe ausgeliefert hatten, hiessen Traditores. Die Libellatici waren Leute, welche sich von den heidnischen Obrigkeiten Schutzbriefe oder Zeugnisse hatten ertheilen lassen, daß sie keine Christen seyen.

Der Kaiser Gallus setzte die alte Bedrückung nur eine kurze Zeit fort. Aber in der Verfolgung des Kaisers Valerian (§. 257.) wurden vorzüglich die Lehrer der Christen aufgesuchet und bestrafet. Eine grosse Anzahl von Bischöfen und Priestern wurde theils ins Elend verwiesen, theils getödtet. Der in der Kirchengeschichte so oft genannte Lehrer und Bischof Cyprian wurde erst verbannet, und dann enthauptet. Der Diakon der Römischen Kirche Laurentius ward auf einem glühenden Rost gebraten.

Nach einem Zwischenraume von Ruhe, welche der Kaiser Gallienus, und selbst der Kaiser Aurelian in den ersten Jahren seiner Regierung den Christen wenigst im allgemeinen verschaften (denn einzeln wurden sie von Zeit zu Zeit noch immer bedrücket), ertheilte endlich der letztere den Befehl, sie zu bestrafen. Schon wirklich waren einige standhafte Christen gemartert und hingerichtet worden, als der Tod des Kaisers die weitern Fortschritte der Verfolgung hemmte; denn in entferntern Provinzen waren seine scharfen Edikte zu dieser Zeit noch nicht angekommen. Auch unter Diokletian genossen die Christen in den ersten achtzehn Jahren seiner Regierung einer voll-

kommenen Religionsfreiheit. Vielleicht erweckte dieses blühende Glück den Neid und Haß der Heiden aufs Neue. Vielleicht aber mißbrauchten die Christen diese Freiheit zur Ausführung geheimer Absichten, wobey der Staat nicht gleichgültig zusehen konnte. Kurz: Diokletian faßte den Entschluß, alle Christen mit Gewalt auszurotten. Diese Verfolgung war die letzte; aber auch — gleich als hätte das Heidenthum in der geheimen Ahndung, daß es dem Christenthume bald gänzlich werde unterliegen müssen, zuletzt aus Verzweifelung noch alle seine Kräfte zusammen genommen, — die fürchterlichste aus allen, welche bisher die Christen betroffen hatten. Alle Ehrenstellen und bürgerlichen Rechte wurden ihnen genommen; ihre heiligen Bücher wurden verbrannt, ihre Kirchen zerstöret, alle Zusammenkünfte zum Gottesdienste verboten, und viele tausend Christen wurden nach den schrecklichsten Martern die blutigen Opfer der rasenden Erbitterung der Heiden.

Da bey den Römern bekanntlich die Duldung beynahe aller Religionen und Sekten verfassungsmäßig war *), und dieses System sich auch auf die Juden mit allen ihren Sekten erstrekte, so lohnet es sich gewiß der Mühe, daß man untersuche, was sie dann bewogen haben mag, die Christen allein zu verfolgen. Ein genaueres Nachforschen belehret uns, daß diese selbst ziemlich viel Anlaß dazu gegeben haben.

Es ist wahr; die Haupttriebfeder der grausamen Bedrückungen waren vor allen die heidnischen Priester. Je mehr die christliche Parthey sich verstärkte; je mehr Menschen die Wahrheit und Güte der heidnischen Religion verdächtig wurde, desto tiefer sanken ihre Einkünfte und ihr Ansehen herab. Die Tempel

*) *Livius Lib. XXXIX. cap.* 18.

der Götter wurden bereits bey weitem nicht mehr so häufig besucht, wie ehemals; die öffentlichen Feste, die einst so glänzend waren, blieben einsam und prachtlos; zu den Opferthieren fanden sich nur noch wenige Käufer *). Eifersucht und Brodneid der Priester erzeugten den Haß gegen die Christen; und der Haß stieß geifernd Verläumdungen gegen sie aus, welche die Obrigkeit und das Volk gegen sie reizten. Man warf ihnen Unzucht, Blutschande, Kindermord, Genuß des Menschenfleisches, und mehr andere abscheuliche Laster vor. Gewisse Handwerker, Künstler und Kaufleute, die sich bisher durch den Verkauf verschiedener Produkte, welche zum heidnischen Gottesdienst nöthig waren, reichlich genähret hatten, empfanden nun schmerzlich eine beträchtliche Verminderung ihres Gewerbes, und bestrebten sich eifrigst, durch Lärmen und Lästern die Vertilgung der neuen Parthey zu befördern. Der übrige Pöbel ließ sich, wie gewöhnlich, vom Strome hinreissen, und stimmte blindlings mit ein in den rasenden Lärmen. So ward der Haß der Heiden gegen die Christen verstärket.

Eben dasselbe Interesse, welches die Götzenpriester zur Verläumdung und Rache begeisterte, hatten auch viele heidnische Philosophen, das Christenthum verhaßt zu machen. Sie mögen nun selbiges blos als eine philosophische Sekte, oder als eine neue Religion betrachtet haben, so war in jedem Falle ihre Selbstliebe beleidiget, da sie ihre Weisheit durch eine weit vernünftigere Lehre, und ihren Wandel durch die reinere Sitten manches Christen beschämet sahen. Empfindlich mußte sie der Fall kränken, daß ihre Lehren, die man ehe als Orakel verehrte, nun immer mehr auffer Achtung kamen, und daß man ihre

*) *Plin. Epist.* 97. *ad Trajan.*

Parthey eben so häufig verließ, wie den Götzendienst selbst. Mit grossem Eifer widersetzten sich daher mehrere Philosophen, besonders die Anhänger der neuen Platonischen Schule, dem Christenthume mündlich und schriftlich. Bekannt sind die heftigen Angriffe des Epikurischen Philosophen Celsus gegen selbiges. Sein Buch unter dem Titel: Reden der Wahrheit, worin er den Christen unter andern auch ihre eigene Uneinigkeit, und Trennung in verschiedene Sekten, vorwarf, wurde zwar von Origenes widerlegt; allein die widrigen Eindrücke, die es bey vielen gemacht hatte, konnten doch durch diese Widerlegung nicht wieder ausgelöscht werden. Der berühmte Neuplatoniker Porphyrius schrieb ein Werk von fünfzehn Büchern gegen die Christen, und in seiner Lebensbeschreibung des Philosophen Pythagoras suchte er durch die Vergleichung der Lehren und Handlungen dieses Weltweisen mit den Lehren und Handlungen Jesu zu erweisen, daß letzterer keine Vorzüge vor erstern gehabt habe. Der Cyniker Crescentius zog ebenfalls sehr heftig gegen das Christenthum los, und Hierokles war eifrig bemüht, die Widersprüche in der heiligen Schrift zu zeigen, und die vorgeblichen Wunder des berühmten philosophischen Schwärmers Apollonius von Thyana über die Wunder Jesu zu erheben. Wenn gleich diese und ähnliche Versuche der heidnischen Philosophen dem Christenthume keine Hauptniederlage beybrachten, so schadeten sie demselben doch im Kleinen. Mancher, der den Philosophen zu viel Einsicht und Redlichkeit zutraute, wurde durch ihr Eifern von dem Beytritte zum Christenthume abgehalten; und mancher anderer, der den Christen schon zum voraus abgeneigt war, wurde durch solche Schriften in seinem Hasse bestärket, und gleichsam selbst zu Verfolgungen aufgefodert.

Die Grausamkeit manches Kaisers bedurfte oft nur eines solchen Winkes, um mit aller Wuth über die Christen auszubrechen. Denn daß oft Blutdurst und Grausamkeit dieses oder jenes Kaisers der einzige Grund mancher heftigen Verfolgung der Christen war, kann wirklich nicht bezweifelt werden. Wer kennet nicht den schändlichen Charakter eines Nero, Domitian, und anderer? Selbst der größte Theil des Publikums zu Rom, obwohl er die Christen nicht für unschuldig hielt, war doch der festen Meinung, daß sie in der Verfolgung des Kaisers Nero nicht so fast um des gemeinen Besten willen auf eine so unmenschliche Art dem Tod überliefert wurden, als vielmehr um die Grausamkeit eines einzigen zu befriedigen *). Domitians Blutgierde hatten sogar die vornehmsten unter den Heiden erfahren müssen; wie hätte sie nicht auch über die Christen herfallen sollen? Selbst die Standhaftigkeit, mit welcher diese ihrer Religion getreu blieben, und dem härtesten Tod entgegen giengen, erbitterte manchen Kaiser, manchen Statthalter, oder manche Unterobrigkeit noch mehr gegen sie. Denn unter Despoten ist Standhaftigkeit ein Verbrechen, und unschuldige Männer, und eifrige Freunde der Wahrheit, sind ihnen jederzeit fürchterlicher, als Bösewichter und Dummköpfe.

Aber ganz erwünscht gaben die Christen den Heiden hier und da selbst den Stoff an die Hand, sie als gefährliche Menschen zu verschreien, und Verfolgungen über sie zu verhängen. Ihre Zahl war bereits überaus angewachsen. Ganze Dörfer, Flecken und Städte waren schon zur Zeit des Kaisers Trajan mit Christen besetzt **); ein Umstand, welcher für den

*) *Tacit. Annal. Lib. XV. cap. 44.*

**) *Plin. Ep. ad Traj. 97. Tacit. Annal. loc. cit.* Auch Tertullian sagt: Hesterni sumus & vestra omnia impleuimus.

moralischen Zustand dieser Leute eben kein gutes Vorurtheil erwecket. Unter einer grossen Menge von Menschen, seyen sie Heiden, oder Juden oder Christen, befinden sich gemeiniglich nur gar zu viele, welche ohne Wahl und Ueberzeugung blos mit dem Strome hinschwimmen; Leute von schlechter Denkungsart und unedlem Charakter. Nur gar zu bald traten in der christlichen Kirche verschiedene Sekten hervor, welche theils durch Verfolgungsgeist und Unruhen, die sie untereinander selbst erregten, theils durch fanatische Grundsätze und Handlungen, theils durch grobe Ausschweifungen und einen schändlichen Lebenswandel sich selbst den lasterhaften Heiden verabscheuungswürdig machten. Einige scheinen durch übertriebene Strenge, durch beleidigende Verachtung alles Zeitlichen, durch eine zu buchstäbliche Auslegung jener Schriftstelle: man soll Vater, Mutter, Bruder und Schwester hassen, zu dem Vorwurfe, daß sie das Menschengeschlecht hassen, Anlaß gegeben zu haben Die Montanisten gehörten ohne Zweifel nicht zu dieser Klasse. Andere, vorzüglich die Kainiten, die Nikolaiten, und besondere Partheien der Gnostiker, nämlich Basilidianer, Adamiten, Valentinianer, waren der schändlichsten Unzucht ergeben. Kein Wunder also, daß die Heiden den Christen so abscheuliche Laster vorwarfen. Jederzeit legt der Haß gern einer ganzen Gesellschaft das zur Last, was nur einzelne Theile derselben verbrochen haben. Die Christen überhaupt wurden von den Heiden nicht nach ihrer wahren unverfälschten Lehre, oder nach der bessern Parthey, sondern meist nach einzelnen schlimmern Sekten beurtheilet. Aber selbst bey derjenigen Gemeinde, welche sich allein für die rechtgläubige und bessere hielt, fiengen die Sitten an, immer mehr auszuarten. Stolz, Habsucht, hier und da auch

Ausschweifungen in der Wohllust selbst unter den Geistlichen, konnten keinen vortheilhaften Begriff von der neuen Religion geben, die sie so sehr zu verbreiten bemühet waren. Cyprian selbst sah die Verfolgungen, welche die Christen ausstunden, als eine Strafe Gottes wegen der groben Laster an, deren sie sich schuldig machten *). Auch Eusebius dachte so. Wenn nun die Heiden noch überdies sahen, wie unter der Geistlichkeit Streitsucht und Rechthaberey sehr frühezeitig einrissen, wie die Christen, selbst über den Lehrbegriff uneinig, in verschiedene Sekten sich trennten, wie eine Parthey die andere verketzerte, haßte, verfolgte, wie der Ehrgeiz mancher Bischöfe Eifersucht, Zänkereien und Spaltungen hervorbrachte, welche zuweilen lärmend genug waren **); so mußten die Römer sich wohl fürchten, diese Unruhen möchten endlich selbst für den Staat gefährliche Folgen haben.

Wirklich war auch ihre Furcht, wenigst von einer andern Seite her, nicht ganz ohne Grund. Sehr viele Christen, welche ehe Juden gewesen waren, hatten nun ihre jüdischen Gesinnungen, ihre menschlichen Absichten und Wünsche auch in die christliche Gesellschaft mitgebracht, ohne sich davon losreissen zu können. Der jüdische Nationalstolz, und das alte

*) *Cyprian. de Lapsis.*

**) Z. B. der ehrgeizige Streit des Bischofes Demetrius von Alexandrien mit Origenes, der sich auf seiner Reise von den Bischöfen zu Cäsarea und Jerusalem zum Presbyter hatte erheben lassen, welches Demetrius sehr übel nahm. *Eusеb. Histor. eccles. L.* 6. *c.* 8. Die bekannten Streitigkeiten Novatians, der sich aus Aergerniß, daß Kornelius zum Bischof in Rom erwählet worden, selbst zum Bischofe weihen ließ, und grosse Unruhen stiftete. S. *Cornel. ep. ad Cyprian.* Die Streitigkeit der abgesetzten Spanischen Bischöfe, welche der B. Stephan zu Rom in Schutz nahm, mit ihren Gegnern ꝛc.

Vorurtheil, mit welchem der Jude von jeher auf alle Nichtjuden, als auf unwürdigere, von Gott verworfene Menschen herabsah, äusserte sich auch an diesen Judenchristen ziemlich laut. Kaum könnte man sichs sonst erklären, was der Haß gegen das Menschengeschlecht bedeuten soll, dessen sie, wie Tacitus sagt, unter dem Kaiser Nero überwiesen worden *). Sie wollten nämlich mit andern Völkern sich in gar keine Gemeinschaft einlassen, und hatten jenen Aposteln sogar Vorwürfe gemacht, welche zu den Heiden ausgegangen waren, sie zu bekehren. Dieses unwürdige Vorurtheil hatte in ihnen einen unwiderstehlichen Groll hervorgebracht, und nährte den Empörungsgeist, den sie schon einige male als Juden in thätliche Folgen hatten ausbrechen lassen. Paulus selbst fand sich deswegen genöthiget, diese niedrige Denkungsart zu bestreiten, und ihnen insonderheit Gehorsam gegen die Obrigkeit einzuschärfen **).

Zu dieser natürlichen Abneigung gegen die heidnische Obrigkeit kamen nun noch andere Vorurtheile. Viele aus ihnen glaubten an eine sichtbare Wiederkunft Christi; sie hofften auf ein neu zu errichtendes Reich Christi auf Erde, und verbanden ganz weltliche, blos ihren Leidenschaften schmeichelnde Ideen mit dieser Hoffnung. Viele hielten die Römische Monarchie für den Antichrist, und seinen Umsturz für sehr nahe. Einige Schwärmer und falsche Propheten, die unter ihnen aufstunden, bestärkten sie in diesen Meinungen, und gaben dem Fanatismus neue Nahrung. Den Kaiser Nero hatten diese Christen ganz gewiß als den Antichrist betrachtet, und es durfte nach ihm nur ein anderer Kaiser sich durch eben so viele Greuelthaten verhaßt machen, um diese Vorstellung neuerdings aufzuwecken. Ein gewisser Ju-

*) Odio humani generis conuicti sunt. *Tacit. Annal. loc. cit.*

**) *Epist. Pauli ad Hebr.*

das, der über die siebenzig Wochen Daniels schrieb, ermangelte auch nicht, den Kaiser Septimius Severus zum Antichrist zu machen. Selbst Eusebius meldet es, daß mehrere Christen den Kaiser Severus für den Antichrist angesehen haben *). Manche bedenkliche Rede über diesen Gegenstand mochte nun diesen unruhigen Köpfen im Angesichte der Heiden entfallen seyn; in der rastlosen Bestrebung, die Erfüllung ihrer fanatischen Hoffnungen so geschwind als möglich zu befördern, mögen sie manches gethan haben, was die Aufmerksamkeit der Römer erregen, was ihnen gewissermassen Vorbereitung zur Empörung scheinen mußte. Für das monarchische System, oder wenigst für den Despotismus, waren damals ohnehin gefährliche Zeiten. Die abscheulichen Laster und Ungerechtigkeiten der Kaiser hatten beynahe alle Unterthanen, selbst die Heiden, zum lebhaftesten Unwillen gereizet; die Freimüthigkeit, oder wohl gar die Frechheit einiger Philosophen war aufs höchste gestiegen; öffentlich redeten sie wider die Monarchie; die Gefahr schien dem Kaiser Vespasian so groß, daß er sie aus Rom verwies; Domitian hatte nicht weniger Ursache, für sein Ansehen und für seine Sicherheit alles zu befürchten. Weil sie mit ungemeiner Herzhaftigkeit fortfuhren, öffentlich gegen den Despotismus zu eifern, vertrieb er sie gar aus Italien. Apollonius von Thyana wurde nach Rom berufen, sich zu verantworten, und in Fessel gelegt. Heras ward, schon unter dem vorigen Kaiser, sogar enthauptet worden. Wenn sich die Kaiser sogar vor ihren alten, zum Theil einheimischen Unterthanen und Religionsgenossen nicht sicher glaubten, wie sollten sie gegen eine ganz neue Parthey nicht mißtrauisch werden, die sich in ihren Grundsätzen und Meinun-

*) *Eusеb. Hist. eccles. L. 6. c. 7.*

gen, so wie in ihrer ganzen Handlungsweise von den Heiden so auffallend trennte?

Die häufigen Empörungen der eigentlichen Juden, welche um diese Zeit ausbrachen, mögen wohl auch vieles dazu beygetragen haben, daß man auch den Christen aufrührische Absichten zuschrieb. Bekanntlich wurden diese von den Römern eine gute Zeit hindurch mit den Juden verwechselt, und höchstens nur als eine besondere Sekte derselben betrachtet. Einige Stellen im Dio Cassius und Sueton beweisen dieses klar *). Bey dieser Vorstellung mußte allerdings der Haß der Römer auch auf die Christen fallen, wenn sie sahen, wie die Juden, freilich größtentheils durch das schmerzliche Gefühl verlorner Freiheit, durch Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen von Seite der Römer selbst gereizt, einen gefährlichen Aufstand nach dem andern erregten, Unruhe und Verwirrung im Reiche anrichteten, und zuletzt gar zu den Waffen gegen sie griffen, so daß sich endlich die Römer genöthiget sahen, sie als öffentliche Feinde des Staats zu bekriegen, und den ehemaligen Hauptsitz der Juden sowohl, als der Christen, die Stadt Jerusalem nach der Eroberung vom Grund aus zu zerstören. (J. 70.) Eben zur Zeit, da unter dem Kaiser Domitian die Verfolgung gegen die Christen wüthete, wurden auch die Juden zu Rom hart gedrücket, und die Philosophen vertrieben. Der Kaiser Septimius Severus hatte den Christen anfänglich eine vollkommene Ruhe angedeihen lassen; erst alsdann, nachdem die Juden sich empört hatten, ließ er das Verbot ergehen, ein

*) *Dio Cass. in Domit.* erzählet, Acilius Glabrio, ein Mann von konsularischer Würde, sey des Atheismus beschuldiget, und gestrafet worden, weil er zur Religion der Juden übergegangen. Nun war dieser Mann bekanntlich ein Christ geworden. — Suetons Stelle wird gleich unten vorkommen.

Jude oder ein Christ zu werden, und gab dadurch das Signal zur Verfolgung; Umstände, welche nicht ohne Grund vermuthen lassen, daß man Juden und Christen, so wie den verbannten Philosophen, eben dieselben Gesinnungen zugetrauet hat. Suetonius sagt es daher ganz gerade heraus, die Christen hätten mehrmalen durch Empörungen die öffentliche Ruhe gestört, und seyen deswegen durch einen Befehl des Kaisers Klaudius aus Rom vertrieben worden *). Selbst der Kaiser Hadrian beschrieb sowohl die Juden als die Christen in einem Schreiben an Servianus als Freunde der Aufruhr; und in dem Dialogo Philopatris beym Lucian wurde ihnen Schuld gegeben, daß sie lauter Unglück über das Römische Reich erwecket hätten. Tertullian fand es daher für nöthig, diesen Vorwurf in einer ausführlichen Antwort von seinen Glaubensgenossen abzuwälzen, und die Römer von dem Gegentheil überzeugen zu wollen **). Kurz: man betrachtete die Christen als übelgesinnte, zur Empörung geneigte, gefährliche Unterthanen, und hatte nicht allemal unrecht, sie so zu betrachten.

Die nächtlichen Versammlungen der Christen waren gewiß vorzüglich geschickt, den Verdacht gefährlicher Absichten zu wecken, oder wenigst zu nähren. Kein wohlgeordneter Staat duldet geheime Verbindungen, besonders zu einer Zeit, da er sich ohnehin in dem kritischen Zustande einer religiösen oder politischen Gährung befindet. Mußten nicht den Römern bey dieser Gelegenheit die nächtlichen Zusammenkünfte des Katilina ins Gedächtniß zurückkommen? Geheime Gesellschaften überhaupt (ἑταιριαι, Sodalitia) waren

*) Judaeos impulsore Chresto adsidue tumultuantes. *Sueton. in Vit. Claud. cap.* 25. Offenbar werden hier unter Judaeis Christen verstanden.

**) *Tertull. Apolog.*

bey ihnen ohnehin durch wiederholte Staatsgesetze verboten, und wie anstössig ihnen die nächtlichen Zusammenkünfte der Christen insbesondere gewesen sind, zeigen die Vorwürfe des Cäcilius beym Minucius Felix. „Warum suchen sie doch ihren Gottesdienst so sehr zu verheimlichen, sagt er; Alles was gut und rühmlich ist, läßt man gern öffentlich sehen; nur das Böse will immer verborgen bleiben „ Aehnliche Vorwürfe machte auch Celsus dem Christenthume *). Viele Geschichtschreiber haben aus der Heftigkeit der Verfolgungen einen Schluß auf die Nothwendigkeit der nächtlichen Zusammenkünfte ziehen wollen; aber mit weit mehr Wahrscheinlichkeit läßt sich gerade auf die entgegengesetzte Art schliessen. Eben darum, weil die Christen in der dunkeln Nacht heimliche Zusammenkünfte hielten, die von den Staatsgesetzen verboten waren, wurden sie von den Römern verfolgt. Selbst die gleichzeitigen Christen wußten nichts davon, daß die nächtlichen Versammlungen aus Furcht vor den Verfolgungen geschehen seyen. Tertullian saget vielmehr, freilich auch nur aus seinem Kopfe, sie seyen von Gott verordnet worden **).

Die wilde Intoleranz, welche neuen Sekten gemeiniglich eigen ist, und der fanatische Eifer, durch gewaltsames Verdrängen jeder andern Religion die ihrige allein auf den Thron zu setzen, war gewiß auch keine geringe Ursache der Verfolgungen, welche in diesem Zeitalter über die Christen ergiengen. Jedem Staate liegt viel daran, daß die in selbigem herrschende Religion aufrecht erhalten werde. Ist diese einmal innigst mit der Staatsverfassung verwebt; stehen Gesetze, Rechte, Gewohnheiten, Aemter und

*) *Origenes contra Cels. Lib. I. Minucius Felix in Octav. cap. 8.*

**) *Tertull. de coron. c. 3.*

Polizey in Verbindung mit ihr; so fängt die ganze Maschine an zu stocken, wenn diese Religion in Verfall geräth. So geschwinde kann sich eine neue Religion selten ausbreiten, um in sehr kurzer Zeit die einzige im Staate zu werden. So lange nun, als eine der alten Staatsreligion ergebene Gegenparthey da ist, sind Zwistigkeiten, Kollisionen, Unruhen und Verwirrung im Staate unvermeidlich, wenn man eine neue als herrschende Religion aufstellen will. Wahrscheinlich waren auf einer Seite die Römer von dieser Wahrheit wohl überzeugt, auf den andern aber betrugen sich die Christen nicht so, wie Jesus befohlen hatte, mit Sanftmuth und Duldung; sie wollten gleichsam mit stürmender Hand das Heidenthum ausrotten, und das Christenthum fortpflanzen. Das Alterthum lieferte einen schönen, urkundlichen Beweis dieser Behauptung. Das Koncilium zu Elvira in Spanien machte (§. 305.) die überaus merkwürdige Verordnung, man sollte künftig solche Leute nicht mehr für Martyrer ansehen, welche gewaltthätiger Weise Götzenbilder niederreissen, und darüber ihr Leben verlieren *). Dieser Schluß allein ist hinlänglich, uns zu belehren, wie viele Menschen uns damals der übertriebene Eifer als Martyrer vorgestellet hat, welche man bey grösserer Ueberlegung, und bey einem geringern Grade von Fanatismus als muthwillige Störer der öffentlichen Ruhe verabscheuen würde. Zuverlässiger, als so manche andere Nachricht christlicher Schriftsteller, welche den guten Ruf ihrer Parthey retten wollten, führet uns dieser Kanon zur wahren Quelle der Verfolgungen hin. Auch hat uns die Geschichte noch bis zum heutigen Tage das Andenken an den Kriegsknecht Theodorus aufbehalten, welcher sich vor den Richtern zur christlichen

*) *Concil. Illyberitan. can.* 60.

Parthey bekannt, und während der Bedenkzeit, die ihm jene verstattet, im fanatischen Eifer den Tempel der Cybele in den Brand gesteckt hatte.

Es ist daher eine ganz falsche Vorstellung, wenn einige behaupten, die Christen seyen blos um dieses Namens willen, blos wegen der Religion verfolgt worden. Man duldete wohl ihre Religion; sie genossen unter mehrern Kaisern der Ruhe, wann sie sich selbst ruhig verhielten; Antonin der Fromme untersagte nicht nur jeden Aufstand gegen die Christen, sondern bestimmte sogar für ihre Ankläger die Todesstrafe, wenn sie selbige keiner Missethat überführen könnten; der Kaiser Alexander Severus hatte ihnen sogar zu Rom einen öffentlichen Ort zu ihrem Gottesdienst eingeräumet. Auch brachen die Verfolgungen über die Christen unter einem und demselben Kaiser nicht allemal in allen Provinzen aus; zuweilen wurden nur gewisse Partheien derselben, z B. im Jahre 177. die Montanisten, oder andere Fanatiker zu Lyon und Vienne verfolgt. Mancher Kaiser, der sich anfänglich sehr gnädig gegen sie bezeigt hatte, fieng erst in der Mitte, oder gegen das Ende seiner Regierung an, sie zu strafen; wir wissen sogar, daß gegen das Ende des dritten Jahrhunderts schon sehr viele Christen ansehnliche Stellen bey Hofe, wichtige Staatsämter und Militärdienste bekleideten; lauter wichtige Umstände, welche der Behauptung ein besonders Gewicht geben, daß sichs die Römische Kaiser nicht zum System gemacht hatten, das Christenthum nicht zu dulden, und daher die Christen blos dieses Namens wegen zu verfolgen, sondern daß die harten Bedrückungen von Zeit zu Zeit durch verschiedene andere Umstände waren veranlasset worden.

Mehrere für das Christenthum zärtlich besorgte Männer ermangelten nicht, ihre Talente zum Besten

deſſelben zu verwenden, und es in ausführlichen Schutzſchriften zu verſuchen, wie ſie ihre Parthey von den harten Vorwürfen, die ihr gemacht wurden, reinigen, und vor künftigen Verfolgungen ſicher ſtellen könnten. Die Apologien Juſtins des Märtyrers, Tertullians und Athenagoras beſitzen wir noch; die Schutzſchriften des Quadratus, Miltiades und Melito aber ſind verloren gegangen. Ariſtides und Apollinarius vertheidigten das Chriſtenthum ebenfalls in eigenen Schriften. Durchgehends bemühten ſich dieſe Männer, zu zeigen, daß ihre Religion eine wahre, göttliche, ihre Moral die edelſte ſey; daß ihr Chriſtenthum ſie verbinde, gute Menſchen und gute Bürger zu ſeyn, und daß daher der Staat weder wegen ihres Glaubens, noch wegen ihrer Sittenlehre, noch wegen ihrer Zuſammenkünfte, Ceremonien und Gebräuche das geringſte zu befürchten habe. Allein es ſcheinet nicht, daß dieſe Schutzſchriften viel Wirkung gehabt haben. Vielleicht kamen ſie den Kaiſern nicht einmal zu Geſicht; die Miniſter waren zum Theile zu bequem oder zu leichtſinnig, zum Theil ſchon zum voraus von einem widrigen Vorurtheil zu ſehr eingenommen, als daß ſie ſich die Mühe hätten nehmen ſollen, ſie zu leſen; und die Prieſter und den rohen Pöbel hatte der wüthende Haß taub gegen alle Vorſtellung gemacht. Es iſt daher nichts, als eine ſehr unſichere Sage, daß einige Kaiſer, ſobald ſie einige Schutzſchriften in die Hände bekommen haben, ſogleich Befehl ertheilet haben ſollen, von fernern Verfolgungen der Chriſten abzuſtehen. Einige Vertheidigungsſchriften ſind ſogar unächt. Von dieſer Art iſt der Brief des Demetrianus an den Kaiſer Trajan. Auch diejenigen irren ſich, welche in dieſen Apologien lauter zuverläſſige Nachrichten über das Betragen und den

Religionszustand der ersten Christen suchen. Die Verfasser derselben schrieben nicht mit jener strengen Unpartheylichkeit, wodurch sich der Historiker auszeichnen muß. Sie hatten schon zum voraus die Absicht, die Christen in allen Stücken zu vertheidigen; ihr Beruf erfoderte es, die schlimme Seite derselben zu verdecken, und nur ihre Rechtschaffenheit überall hervorschimmern zu lassen; kurz, ihre Schriften waren den Lobreden ähnlich; Lobreden aber sind keine wahre Geschichte.

Diejenigen, welche dem Christenthume vor den Augen der Obrigkeit standhaft getreu geblieben waren, und nun entweder in der Gefangenschaft sassen, oder fern von ihrem Bestimmungsorte verbannet lebten, oder auch ohne Bestrafung wieder entlassen worden waren, hiessen Bekenner (Confessores); diejenigen, welche in den Verfolgungen ihr Leben selbst eingebüsset hatten, nannte man Märtyrer. Diese Benennung ward aus dem griechischen Worte Μαρτυς hergeleitet, welches einen Zeugen, oder einen Mann bedeutet, der etwas erkläret. Die Zahl derselben setzten einige Schriftsteller weit höher an, als sie in der That war. Die ausserordentliche Hochachtung, die man anfänglich für die Zeugen der Wahrheit hatte, war vermuthlich die Ursache, daß man auch beynahe einem jeden verdienten Lehrer, um ihm eine grössere Ehre zu erweisen, nach seinem Tode den Titel eines Märtyrers beylegte. So hat man beynahe alle Apostel zu Märtyrern machen wollen. Allein kein Schriftsteller der ersten drey Jahrhunderte giebt unter ihnen mehrere an, als Petrum, Paulum und Jakobum den ältern. Unter den Römischen Bischöfen kann man nur die Bischöfe Fabianus, Lucius, welcher ins Elend verwiesen wurde, und Felix I. mit vollkommener Gewißheit; hin-

gegen die Bischöfe Telesphorus und Anterus nur mit einiger Wahrscheinlichkeit unter die Märtyrer zählen. Der sonst so berühmte Märtyrertod des Bischofes Ignatius zu Antiochien ist doch nicht hinlänglich erwiesen. Daß die gemeine Erzählung von dem Märtyrertode der Ursula und ihrer eilftausend Gefährtinnen eine höchst unwahrscheinliche Fabel ist, bedarf keines Beweises. Sie hat ihren Ursprung einer Aufschrift zu danken, die man unrichtig las *). Eben so kenntlich fällt das Erdichtete in der bekannten Geschichte der Siebenschläfer zu Ephesus in die Augen. Sie, die sich vor der Verfolgung des Kaisers Decius in einer Höhle geflüchtet hatten, sollen erst unter dem Kaiser Theodosius von ihrem Schlafe wieder erwachet seyn, und als dieser kam, sie zu sehen, sich demüthig vor ihm zur Erde gebückt, und sogleich ihren Geist aufgegeben haben.

Sehr frühezeitig war man besorgt, das Andenken der unglücklichen Schicksale der Märtyrer sehr umständlich auf die späteste Nachkommenschaft fortzupflanzen. Man stellte Notarien auf, welche während der Untersuchung und Bestrafung der Märtyrer zugegen seyn, und jede Frage und Antwort, die Art der Tortur und des Todes, das Betragen jeder theilnehmenden Person und jeden andern merkwürdigen Umstand sorgfältig aufzeichnen mußten. Einige rühmen es von dem Römischen Bischof Anterus, daß er auf solche Art zuerst in der Römischen Kirche für die Märtyrerakten gesorgt habe; andere schreiben die Anstellung der Notarien dem Römischen Bischofe Fabianus zu; allein beyde Partheyen stützen ihre Behauptungen auf gar seichte Gründe.

*) Man hat nämlich die Worte: XI. M. Virgines, in XI. Millia Virginum übersetzt, anstatt XI. Martyres Virgines zu lesen.

Jede Kirche bewahrte in diesem Zeitraume die Nachrichten von ihren Märtyrern als wichtige Urkunden mit grosser Sorgfalt. Sehr frühe haben sich aber mehrere falsche Akten unter die ächten eingedränget; von dieser Art sind: das Leiden der heiligen Petrus und Paulus, die Akten der Thekla, des Bischofes Klemens von Rom, der heiligen Benignus, Marcellus, Valerianus, Andochus, Thyrsus, Speusippus, Eleusippus, Melasippus und mehr anderer. Selbst unter den sogenannten ächten Akten der Märtyrer, welche Ruinart herausgab *), findet sich noch manches, das eine strenge Prüfung nicht aushält. In der Beschreibung der Martern und Todesarten hat es der partheyisch fromme Eifer manches Schriftstellers ebenfalls sehr übertrieben. Zwar ersann zuweilen die Grausamkeit der Kaiser oder Obrigkeiten eine empfindlichere Todesstrafe; doch gewöhnlich wurden die Christen nur zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilet, in ferne Inseln verwiesen, in Gefängnissen verwahret **), oder enthauptet. Gemeiniglich war die Todesart der Gewohnheit und peinlichen Verfassung des Landes angemessen, in welchen sie verurtheilet wurden. Daher wurden einige enthauptet, oder ans Kreuz geschlagen; wieder andere den wilden Thieren vorgeworfen. Das letztere besonders war bey den Römern eine Strafe, womit man bey gewissen Gelegenheiten den Soldaten, oder dem Volk ein Specktakel gab. Das Peitschen, das Ausspannen der Glieder und andere Martern, womit man gegen die Christen verfuhr, waren nur gewöhnliche Arten von Tortur, denen man alle unterwarf, welche man zu irgend einem Geständnisse bringen wollte. Man wandte sie auch

*) *Acta Martyrum sincera. Verona* 1731. *fol.*

**) *Tertull. Apolog. cap.* 39.

auf die Christen an, weil man sie — nicht allemal ganz ohne Grunde wegen gefährlicher Anschläge gegen den Staat im Verdacht hatte. Je nachdem die Schuld, die man ihnen mit Recht oder mit Unrecht beylegte, oder die Grausamkeit der Kaiser oder Obrigkeiten gröſſer war, wurden auch diese Torturen geschärfet.

Zur nämlichen Zeit, da die Christen von aussen verfolgt wurden, fehlte es auch nicht an innerlichen Unruhen, welche theils den Heiden neue Ursache zur Unterdrückung ihrer Parthey gaben, theils eine geschwindere Fortpflanzung des Christenthums zu hindern vermögend waren. Verschiedene Schwärmereyen und Irrlehren, welche um diese Zeit unter allen dreyen Religionspartheyen hervortraten, hemmten nicht nur die glückliche Aufnahme der Privatreligion unter den Christen, sondern machten auch den Juden und Heiden wegen des Partheygeistes, der Verfolgungssucht und der Unruhen, welche die natürlichen Folgen davon waren, das Christenthum überhaupt verdächtig, und hemmten eine gröſſere Ausbreitung desselben. (§. 47.) Schon zur Zeit der Apostel trat der Betrüger Thaudas in Judäa auf, und zog den jüdischen Pöbel, der ohnehin nach einer Staatsveränderung sich sehnte, unter der anlockenden Versicherung, er sey ein wahrer Prophet, in grosser Anzahl an sich *). An den Ufern des Jordans versammelte sich der leichtgläubige Pöbel, in der zuversichtlichen Erwartung, er werde seinem Versprechen gemäß den Fluß spalten, und ihn mit trockenem Fusse über selbigen führen. Allein er ward von dem Landpfleger Kuspius Fadus plötzlich überfallen, auf dessen Befehl enthauptet, und sein Anhang zerstreuet. Bald hierauf sammelte ein gewisser

*) *Joseph. Antiquit. Judaic. L. 20. c. 1.*

Judas von Galiläa viel Volks um sich her, und reißte es durch die Vorstellung, die Entrichtung der Abgaben an die Römer sey ein offenbares Zeugniß der Sklaverey, und durch die schwärmerische Aufforderung, seine Freyheit zu vertheidigen, zur Empörung *). Um diese Zeit suchte der falsche jüdische Prophet Bar-Jesu den Statthalter zu Paphos, Sergius Paulus und die übrigen Bewohner dieser Gegend vom christlichen Glauben abzuhalten. Der Apostel Paulus bestrafte ihn dafür mit einer plötzlichen Blindheit. Unter dem Kaiser Nero wurden ebenfalls mehrere Aufrührer unterdrücket, welche das Volk als Messiasse ansah. Simon der Magier hatte sich anfänglich in Samarien, und nachher auch in Rom und andern Gegenden durch seine fanatischen Lehrsätze, noch mehr aber durch seine Wunderkünste viele Verehrer erworben. Auch Apollonius von Thyana machte in verschiedenen Ländern bey den Heiden sein Glück, die Göttlichkeit der christlichen Religion ward manchem durch seine vorgeblichen Wunder verdächtig gemacht. (§. 132.) Der jüdische Schwärmer, Bar-Chochba, welcher seine Landsleute unter dem glänzenden Vorgeben, er sey der göttliche Erlöser der Juden, zu den Waffen gegen die Römer reizte, wüthete gegen die Christen eben so heftig, als gegen die Heiden. So wie sich verschiedene solche Schwärmer für die wahren Messiasse ausgaben, so schlichen auch falsche Apostel herum, welche durch ihre Lehren das Volk irre führten. Man kann es aus den Briefen des Apostels Paulus sehr wahrscheinlich schliessen, daß durch sie mehrere christliche Gemeinden beunruhiget worden sind. Ihnen folgten nach und nach verschiedene Ketzer, welche die wahre Lehre verfälschten, und sich

*) *Joseph. loc. cit. Lib.* 18. *c.* 1.

einen Anhang unter den Christen machten. Diese schadeten dem Christenthume noch mehr, als die eben angeführten Schwärmer. Eine Schwärmerey, das Produkt leidenschaftlicher Hitze, verschwindet gemeiniglich eben so plötzlich wieder, als sie entstund. Lehren und Meynungen aber, meist ein Werk der kalten Spekulation, prägen sich ruhig dem Verstande ein, und lassen sich schwer wieder verdrängen. Die Christen vergassen darüber nach und nach ihrer innern Ausbildung, fiengen an, den Glauben an gewisse Lehrsätze und die Beobachtung äusserlicher Dinge für wichtiger anzusehen, als jene; der ächte Geist des Christenthums ward durch Partheygeist und Streitsucht verdränget; so ward nach und nach die Theologie mit der Religion vermischet, und die Beförderung der wahren Privatreligion merklich gehindert.

Doch der äusserlichen Ausbreitung des Christenthums haben alle diese Umstände nur sehr wenig geschadet. Man mochte die Anhänger desselben hassen, verläumden, verfolgen; Schwärmer und Irrlehrer mochten das Volk zu abentheuerlichen Entschlüssen verleiten, oder die reine Lehre verfälschen; man ließ sich doch dadurch nicht aufhalten, der neuen Parthey beyzutreten; die Anzahl der Christen, es mochten nun gute oder schlechte seyn, wuchs doch gleichsam von Tage zu Tage sichtbar an. Selbst die härtesten Verfolgungen der Kaiser konnten das grosse Wachsthum nicht hindern. Auch in diesem Falle hatte der Widerstand, wie gewöhnlich, den Eifer verstärket. Tertullian selbst sah es ein, daß die Verfolgungen den Enthusiasmus für das Christenthum noch mehr entflammten *). Ueberdies hatte

*) Ne quicquam proficit exquisitior quæque crudelitas vestra, illecebra est magis sectæ. Plures efficimur, quoties metimur a vobis. *Tertull. Apolog. c.* 50.

auch hier die Standhaftigkeit manches Christen in der größten Quaal die Wirkung gehabt, daß der Anblick derselben manchen Heiden rührte, und ihn selbst zum Bekenntniß des christlichen Glaubens bewog.

So breitete sich dann das Christenthum nach und nach beynahe in dem ganzen damals bekannten Erdkreise aus, und wenige Länder waren zu Ende dieser Periode, wo sich nicht wenigst einige Christen befanden. Es ist zwar nicht alles historische Wahrheit, was einige Schriftsteller von der Gründung christlicher Gemeinden in verschiedenen Ländern erzählen. Falsch ist's, daß ein Apostel den Spaniern und Franzosen das Evangelium mitgetheilet habe, und daß die Kirchen zu Maynz, Trier, Köln, Lorch ꝛc. ebenfalls von Aposteln, oder wenigst von einigen Jüngern derselben errichtet worden seyen. Daß der Britische König Lucius an den Römischen Bischof Eleutherius eine Gesandtschaft geschickt, um sich einen Unterricht in der christlichen Religion auszubitten, und von dem letztern entgegen eine Gesandtschaft erhalten habe, ist mit nichts zu erweisen. Eben so unwahrscheinlich ist die ältere Sage, daß die beyden Kaiser Philippi durch den Römischen Bischof Fabianus zum Christenthume bekehrt worden seyen. Daß aber dessen ungeachtet die Anzahl der christlichen Gemeinden sehr merklich zugenommen habe, kann nicht geläugnet werden. Nicht nur in mehrern Oertern von Asien und Afrika finden sich jetzt Bischöfe, wo ehe keine gewesen waren; auch Europa zählte schon in mehrern Gegenden Christen. Lucius soll schon gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts im innersten Rhetien den christlichen Glauben geprediget haben. Schon zuvor befanden sich christliche Gemeinden zu Lyon und Vienne. Ihre

Bischöfe Pothinus und Irenäus sind berühmt. Nach Tertullians Zeugniß *) war das Christenthum auch in Spanien, Britanien, Sarmatien, Dacien und sogar in Germanien schon im dritten Jahrhunderte. Wahrscheinlich wurden die Christen aus dem Römischen Britannien vertrieben, und flüchteten sich in die Bergländer, wo sie dann in Höhlen wohnten. Wenigst finden wir schon im dritten Jahrhunderte Christen in Schottland. Ossian selbst hatte verschiedene seiner Gesänge an sie gerichtet. Was aber Deutschland betrift, so kann hier nur vom Römischen Germanien am Ober- und Niederrhein und an der Donau die Rede seyn. Wohin immer die Römer ihre siegreichen Waffen trugen, dort keimte auch bald das Christenthum auf; denn unter vielen Römischen Legionen befanden sich Christen. Es ist daher wahrscheinlich, daß sich die christliche Religion um diese Zeit in Rhetien, Pannonien, im Norikum und in Vindelicien immer weiter verbreitet habe. Von Trier und der umliegenden Gegend weiß man es ziemlich zuverlässig, daß dort die Einwohner zuerst im dritten Jahrhunderte durch den h. Maternus bekehret worden sind. (J. 344.) Bey der Kirchenversammlung zu Sardica waren schon Bischöfe von Maynz, Kölln, Tongern, Worms, Speyer und Straßburg zugegen; ein Beweis, daß wenigst der Anfang des Christenthums daselbst in den gegenwärtigen Zeitraum zu setzen ist. Die beständigen Einfälle der Barbaren im Römischen Gebiete trugen zur Aufnahme desselben auch unter diesen Völkern vieles bey. Viele Christen, welche sie als Gefangene mit sich führten, theilten ihnen nach und nach ihre Grundsätze mit; die Ueberwinder nahmen die Religion der Ueberwundenen an. Auf solche Art gieng

*) *Tertull. Lib. contra Judæos. c. 2.*

in der Mitte des dritten Jahrhunderts das Licht des Evangeliums unter den Gothen auf. Eine grosse Ehre für den Lebenswandel dieser Gefangenen, und für das Christenthum überhaupt!

Fünftes Kapitel.

Heilige Bücher der Christen. Andere sowohl ächte, als unterschobene Schriften christlicher Verfasser.

Der gute Fortgang des Christenthums ward auch gewiß durch den Umstand gar sehr befördert, daß die wichtigsten Lehren und Handlungen Jesu, und die Grundsätze seiner Religion in ihrem ganzen Umfange schon sehr frühezeitig schriftlich aufgesetzt wurden. Mancher unbefangene Heide, mancher redlich denkende Jude, den Vorurtheil und blinder Eifer nicht schon zum voraus taub gegen die Stimme der Wahrheit gemacht hatten, durfte nur lesen und prüfen, um den Stifter der Religion sammt seiner Lehre lieb zu gewinnen, und sich für sie zu erklären. Die Christen, welche diese Schriften freylich weit häufiger in die Hände bekamen, als die Heiden, konnten dadurch ihre christlichen Einsichten um viel mehr erweitern, und so mußte die Privatreligion immer mehr in Aufnahme kommen. Die Verfasser der heiligen Bücher der Christen arbeiteten zwar in gar verschiedener Rücksicht. Dennoch waren selbst diejenigen Schriften, die nur an manche einzelne Person gerichtet, oder für einen besondern Zweck verfaßt waren, wenigst in einzelnen Stellen immer noch allgemein brauchbar.

Der erste bisher bekannte historische Schriftsteller, welcher die Lebensumstände Jesu aufzeichnete, war

der Evangelist Matthäus. Er schrieb sein Evangelium wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts. (§. 41.) Diese Arbeit war um so nöthiger, da der Verstand der Juden von so vielen Vorurtheilen umnebelt war, und selbige noch immer an der göttlichen Sendung Jesu zweifelten. Bey vielen galt seine niedrige Herkunft, seine stille Erziehung, und die Einbildung, er sey die Wirkung eines unehelichen Beyschlafes gewesen, anstatt eines Beweises, daß er kein Gesandter Gottes gewesen sey. Viele glaubten auch gegen den rechtmäßigen Beruf Jesu zum Lehramte manches einwenden zu können. Die Eigenliebe und Anhänglichkeit an ihre väterliche Religion lies ihnen bey der Stiftung der christlichen viele Mängel entdecken. Sie vermißten einen göttlichen Befehl, und wichtige, zu einem solchen Amte erfoderliche Vorbereitungen; der Ort, wo Jesus als Lehrer aufgetreten war, schien ihnen zu enge und unbedeutend, die Zahl der Bekenner seiner Lehre anfänglich zu geringe; und die Lehre selbst und sein Charakter war ihrer Denkungsart zu wenig angemessen. Eben diese Einwendungen der Juden aus religiösen, historischen und politischen Gründen zu widerlegen, war der Zweck, den sich Matthäus vorgesetzt hatte. Er zeigte in seinem Evangelium, wie Jesus gerade unter solchen Umständen in die Welt treten, lehren und leiden mußte, um dem ewigen Plane Gottes genug zu thun; wie alles dieses längst von den Propheten vorhergesagt worden; wie Jesus das Wesentliche des Mosaischen Gesetzes, nämlich das Sittliche nicht habe aufheben, sondern vielmehr vollständiger machen wollen; wie der Ruf seiner Lehren und Thaten, wenn er anfänglich gleich nur wenige Jünger gebildet hatte, doch sehr bald in die entferntesten Landschaften ge-

drungen sey, und ungeachtet des Hartsinnes und der Vorurtheile seiner Zuhörer ihm doch in kurzer Zeit viele Bekenner seiner Lehre erworben; und wie endlich sein Charakter, welcher ganz Liebe, Sanftmuth und Duldung war, seiner hohen Bestimmung vollkommen entsprochen habe. Papias und Irenäus berichten *), Matthäus habe dieses Evangelium in der hebräischen Sprache geschrieben; und der Umstand, daß er diese Arbeit zunächst für die Juden in Palästina bestimmet hatte, giebt dieser Meynung ziemlich viel Gewicht. Allein wahrscheinlich haben die ältern, des hebräischen unkundigen Kirchenväter ein falsches Evangelium Matthäi, welches die Nazaräer oder Nazarener, eine besondere Sekte der Christen, hatten, und welches freylich in hebräischer Sprache abgefaßt war, mit dem ächten vermischet.

Das Evangelium des Matthäus paßte unstreitig mehr für Christen, welche ehe Juden gewesen, als für solche, die von dem Heidenthum zur christlichen Kirche übergegangen waren. Um auch für den Unterricht dieser Klasse und für ihre besondern Bedürfnisse zu sorgen, setzte Markus eine besondere Geschichte des Lebens und der Lehren Christi auf, bey welcher er jedoch das Evangelium des Mathäus zum Grunde legte. Eben dieser Umstand, und sein beständiger Umgang mit dem Apostel Petrus, auch seine genaue Bekanntschaft mit Paulus setzten ihn in den Stand, sehr zuverlässige Nachrichten zu liefern. Zwar übergieng er manchen Umstand, den Matthäus angeführt hatte; er ließ die Geschichte der Jugendjahre Jesu ganz weg; doch lieferte er auch zu der Schrift dieses Evangelisten manchen wichtigen Zusatz. Er führte die Beschreibung des

*) *Apud Euseb. Hist. eccles. L. 3. c. 39. & L. 5. c. 8.*

öffentlichen Lebens Jesu weiter fort, als Matthäus, und zeigte durch die Auffarth Christi in den Himmel, wie Gottes Plan in Ansehung der Gründung und Dauer des Messiasreiches in die Ewigkeit reichte. Sein Zweck war einzig und allein die Erbauung seiner Leser.

Vielleicht früher schon, als Matthäus und Markus beschrieb Lukas, ein Schüler und getreuer Gefährte des Apostels Paulus, das Leben Jesu. Wenigst scheinet er ihre Evangelien nicht gekannt zu haben; kaum würde er es sonst gewagt haben, zu behaupten, daß die Arbeiten aller seiner Vorgänger in diesem Fache einer grossen Verbesserung bedürfen. Auch läßt es sich kaum aus einem andern Grund erklären, warum er so manchen wichtigen Umstand, der in dem Evangelium Matthäi ausführlich entwickelt ist, so unbestimmt hingeworfen, und in dem Geschlechtsregister Jesu und in andern Stellen sich manches kleinen, wenigst scheinbaren Widerspruches gegen Matthäus schuldig gemacht habe. Dessen ungeachtet legten die christlichen Gemeinden seinem Evangelium immer ebendenselben Werth bey, den sie den Arbeiten der beyden gedachten Apostel zuerkannten. Seine Schrift ist nur an einen gewissen Theophilus allein gerichtet; aber wenn sie nur in recht vieler Hände kam, so mußte der Nutzen davon sehr ausgebreitet seyn. Gar viele Christen von sehr verschiedener Einsicht und Denkungsart, von ungleichen Absichten und Partheyen hatten bisher aus unsichern Quellen, aus ungeprüften mündlichen, sich zum Theile widersprechenden Nachrichten unächte Evangelien zusammengesetzt. Enthusiasmus für die Ehre ihres Religionstifters, oder Eifer für gewisse Privatmeinungen hatten sie hingerissen, durch Erdichtung grosser und wunderbarer Begebenheiten ihrem Meister und seiner Lehre

ein grössers Ansehen verschaffen zu wollen, oder die wahre Lehre durch willkührliche Zusätze und Verdrehungen zu verfälschen. Von dieser Art waren das Evangelium der Kindheit Christi, das Evangelium von der Geburt Mariä, das Evangelium Jakobi, Nikodemi, die Evangelien der Aegypter, Nazarener, und mehrere andere. Allen diesen arbeitete Lukas entgegen. Mit dem edlen Vorsatze, alles zu berichtigen, was blinder Eifer, menschliche Absicht und Irrthum in die Lehre Jesu fremdartiges eingemischt hatten, hielt er sich bloß an den Unterricht, den er hierüber von Paulus und den übrigen Aposteln empfangen hatte, und an die glaubwürdigen Nachrichten zuverläßiger Augenzeugen. Die Geschichte Jesu bleibt zwar an und für sich immer ebendieselbe. Allein in Ansehung der Personen, für welche sie zunächst bestimmet wird, kann sie immer so bearbeitet werden, daß sich ganz verschiedene Resultate daraus ergeben. Aus dem Evangelium des Lukas fällt einem aufmerksamen Beobachter ganz sichtbar diese Wahrheit, als Resultat, in die Augen, daß durch die Anstalt des Messias nicht den Juden allein, sondern allen Völkern der Erde das Himmelreich geöfnet worden sey; ein Satz, dessen Einschärfung damals um so nöthiger war, da Vorurtheile und Nazionalstolz die Juden und Judenchristen für sich selbst so partheyisch machten, daß sie jeder andern Nation gleiche Rechte verweigerten.

Lukas setzte seine Arbeit noch weiter fort, und schrieb in einem besondern Buche an eben diesen Theophilus die Geschichte der Apostel von der Himmelfarth Jesu an, bis zur ersten Gefangenschaft Pauli zu Rom. Seine Hauptabsicht bey der Verfertigung dieser Schrift gieng unstreitig dahin, die Ausführung und Vollendung des grossen Planes

der Vorsehung, und die Aufnahme der allgemeinen Heilanstalt unter den Juden und Heiden zu zeigen. Nebenbey mochte er wohl auch den Vorsatz gehabt haben, durch die Entkräftung des jüdisch christlichen Vorurtheils, welches diese Anstalt noch immer auf die jüdische Nation allein einschränkte, den Apostel Paulus, der sich dieser partheyischen Meynung so sehr widersetzt hatte, zu rechtfertigen. Wenigst nimmt die Geschichte Pauli in dieser Schrift einen weit grössern Raum ein, als jene der übrigen Apostel, und umständlich genau hebet Lukas darinn den höhern Ruf desselben zum Lehramte, seine Sendung zu den Völkern, die Reinigkeit seiner Lehre, seine Würde und Verdienste heraus. Gewiß aber hatte diese Arbeit nebst der Festsetzung der Denkungsart in Hinsicht auf diese Punkte, und nebst der Erbauung, welche alle ähnliche Schriften verschaften, noch den besondern Nutzen, daß man durch sie ächt historische Wahrheit erhielt, und daß dadurch die beträchtliche Anzahl fabelhafter und unwürdiger Lebensbeschreibungen der Apostel, welche Partheygeist oder frommer Irrthum hervorgebracht hatte, nach und nach verdränget wurden.

Später, als alle übrigen, verfertigte Johannes sein Evangelium. Jenen Partheyen entgegenzuarbeiten, welche in die evangelischen Wahrheiten ihre philosophischen Meynungen einschoben, und von dem Ursprunge, von der Natur und Sendung des Sohnes Gottes, worüber jene gar verschieden, und zum Theile sehr unwürdig philosophirten, ächte Vorstellungen in Umlauf zu bringen, war der Hauptzweck dieses Apostels. Johannes ist daher der erste christliche Schriftsteller, welcher gewissermassen selbst philosophirte. Wenigst trug keiner vor ihm philosophische Ideen und Ausdrücke in die Lehre des

Evangeliums über. Seine Lehre vom λογος im Gegensatze mit den Meynungen gewisser Philosophen ist auch bald die Quelle grosser Streitigkeiten geworden, welche unter verschiedenen christlichen Partheyen noch heut zu Tage nicht entschieden sind. Durchgehends zeiget Johannes Jesum in allen seinen Handlungen und Lehren als das Licht, Leben und die Wahrheit; als den Messias, den λογος, den Sohn Gottes, welcher in der Hülle des menschlichen Körpers erschien, um Juden und Heiden selig zu machen. Ueberdies enthält sein Evangelium sehr beträchtliche historische Zusätze zu den übrigen Evangelisten.

Die Apokalypse oder Offenbarung, die man ihm insgemein zuschreibt, ist spätern Ursprunges, als sein Evangelium. (§. 96.) Er soll sie in seinem Verbannungsorte, auf der Insel Pathmos geschrieben haben. Durchgehends herrschet darinn die bilderreiche und erhabene Sprache des enthusiastischen Sehers, welcher den künftigen Zustand der Welt und Kirche verkündiget. Die Darstellung der Schicksale des göttlichen Reiches, und seines endlichen Sieges über das Böse machen den Hauptinhalt dieser prophetischen Schrift aus. Aber lange Zeit hindurch hat man in der ersten Kirche gezweifelt, ob Johannes wirklich der Verfasser dieser Offenbarung sey. Ansehnliche Lehrer der Kirche legten sie vielmehr dem Ketzer Corinthus bey. Unter andern meldete der Römische Presbyter Kajus ausdrücklich, Corinthus habe eine Offenbarung unter dem Scheine geschrieben, als wäre sie ein Werk des grossen Apostels *). In den sogenannten Kanonen der Apo-

pel,

*) Dieses versichert Eusebius: αποκαλυψεων ως υπο αποστολε μεγαλε γεγραμμενων. *Hist. eccles. L. 3. c. 28.* und *L. 7. c. 25.*

stel, welche gegen das Ende des dritten Jahrhunderts zum Vorscheine kamen, ist die Apokalypse aus dem Verzeichnisse der kanonischen Schriften absichtlich, wie es scheinet, weggelassen worden. Das nämliche geschah noch in der zwoten Hälfte des vierten Jahrhunderts von dem Konzilium zu Laodicea. Lauter Beweise, daß man sie wenigst nicht allgemein in die Klasse der ächten Schriften gerechnet habe. Die Gründe, welche dieser Apokalypse die Aechtheit absprechen, sind auch eben nicht unbedeutend. Johannes saget, einer besondern göttlichen Offenbarung zufolge, wie er darin vorgab, wichtige Dinge vorher, welche sich in kurzer Zeit zutragen sollten, und man kann nicht absehen, welche Begebenheit denn dadurch gemeinet, oder was eigentlich davon in Erfüllung gegangen sey. Jerusalem war zu dieser Zeit schon zerstöret; der Untergang des abendländischen Reiches ist von derselben zu weit entfernet; das päbstliche Reich mit allen seinen Irrthümern und Mißbräuchen, welches sich nach und nach an die Stelle des wahren Christenthums eindrang, ist es noch mehr; die Verfolgungen der Christen waren zum Theile nicht allgemein, zum Theil aus politischen Ursachen entstanden; kurz, auf keine Hauptbegebenheit paßte diese Weissagung so ganz genau, daß sich nicht beträchtliche Einwendungen dagegen machen liessen. Die Schrift trägt ferners nicht undeutlich das Gepräge der gnostischen Philosophie. Die Aeonenlehre blicket hier und da kenntlich genug durch, um sie eher irgend einem christlichen Philosophen, als dem Apostel zuzuschreiben. Jesus heißt darinn der Anfang der Geschöpfe Gottes, und wird erst nach den sieben Geistern genannt, die vor Gottes Stuhle stehen. Die niedrig sinnliche Vorstellung von einem tausendjährigen Reiche, in

welchem die Christen einst mit Jesus in dieser Welt regieren werden, findet man auch hier ausdrücklich vorgetragen. Die Sittenlehre dieses Buches ist nicht die schöne Moral des Evangeliums. Die Ehelosigkeit wird darinn höher gepriesen, als man es einem Manne von apostolischer Denkungsart zutrauen kann. Der enthusiastisch feurige und bilderreiche Vortrag endlich läßt sich mit dem sanften Charakter des Apostels Johannes, und mit der natürlich dahinfliessenden Schreibart, die in seinen übrigen Schriften herrschet, schwerlich vereinbaren. Selbst die harten Vergehungen gegen die Regeln der griechischen Sprache, die Johannes in seinen übrigen Schriften sorgfältig vermied, lassen einen andern Verfasser vermuthen.

Die übrigen Schriften, welche unter die heiligen Bücher der Christen gerechnet werden, sind durchgehends Sendschreiben der Apostel an verschiedene Gemeinden, oder auch an einzelne Personen. Während daß die Evangelisten sich mit der Geschichte Jesu beschäftigten, kamen nach und nach auch diese zum Vorscheine. Dogmatischer und moralischer Unterricht, Warnung vor Irrthümern, zweckmässige, die äussere Verfassung betreffende Verordnungen machen den Innhalt derselben aus. (§. 52.) Vor allen übrigen erschien Pauli erstes Schreiben an die Gemeinde zu Thessalonica. Der Apostel suchet darinn die Gemeinde von dem Irrthume zu befreyen, daß das jüngste Gericht nahe sey, und widerleget die Meynung, daß diejenigen viel dadurch verlören, welche die Zukunft Jesu nicht erlebten; die übrigen hingegen grosse Vorzüge vor jenen hätten. Aus dem zweyten Briefe an die Thessalonicher, den er bald hierauf schrieb, ersieht man, daß unter seinem Namen Briefe erdichtet worden, worinn das Ende

der Welt als sehr nahe angekündiget ward; eine Meynung, welche damals unter mehrern Christen die Oberhand hatte.

Ein falscher Apostel, welcher sich unter den Galatern eingeschlichen, und mit der Versicherung, er predige die reine Lehre des Evangeliums, den Apostel Paulus eines Widerspruchs gegen die Lehre der Kirche zu Palästina beschuldigte, veranlaßte ein Schreiben Pauli an diese Gemeinde, worinn er diesen Betrüger und alle diejenigen widerlegte, welche die fortdauernde Verbindlichkeit des Mosaischen Gesetzes behaupteten. In demjenigen Briefe an die Korynther, welcher in unserer Sammlung der erste ist (denn ein schon zuvor geschriebener ist verloren gegangen), kommen Vorschriften des Apostels gegen die Unordnungen und Laster vor, welche in der korynthischen Gemeinde herrschten. Vor allem verwies er ihr den unchristlichen Partheygeist, mit welchem einige sich für orthodoxere und bessere Christen hielten, weil sie diesem oder jenem Lehrer zugethan waren; er machet ihnen ferners Vorwürfe darüber, daß sie Streithändel, die sich unter ihnen erhoben, vor ungläubige Richter gebracht, einen öffentlichen Blutschänder nicht aus ihrer Gemeinde gestossen haben, und die Hurerey ganz nach heidnischer Denkungsart für etwas gleichgültiges halten. Einer andern Gattung von Christen zu Korynth, welche der Jungferschaft einen zu grossen Werth beylegten, und den Ehestand für ein Hinderniß ansahen, sein Leben ganz dem Gottesdienste und der Tugend zu widmen, giebt Paulus zwar zu, daß der eheloſe Stand zur Beförderung einer höhern moralischen Vollkommenheit etwas beytragen könne; aber in Rücksicht auf die körperlichen Verhältnisse und die äussere Lage einzelner Menschen empfiehlt er den Ehestand mit

der Versicherung, daß man jene höhere Vollkommenheit auch in diesem erlangen könne. Doch will er, daß derjenige, welcher einmal sich verehelichet hat, sich von dem andern Theile, selbst wenn er ungläubig wäre, nicht wieder trennen sollte. Auf die Frage anderer: ob man das zu den Götzenopfern bestimmte Fleisch essen dürfe? antwortete Paulus: da jede Speise für sich rein, und ein Geschenk des Schöpfers sey, so dürfe man alsdann, wann das Aergerniß wegen sündhafter Theilnahme an dem Götzendienste wegfällt, das Opferfleisch allerdings essen. Gegen einige Irrlehrer, welche die Auferstehung des Fleisches läugneten, bewies er in diesem Briefe die Möglichkeit derselben aus der Auferstehungsgeschichte Jesu, und die Wirklichkeit aus dem Einflusse des Glaubens an die Auferstehung auf das sittliche Leben der Menschen, und endlich aus der Analogie im Pflanzenreiche. Endlich rügte er noch verschiedene Mißbräuche, daß einige korynthische Weiber in den Versammlungen mit unbedecktem Haupt erschienen, daß man bey den Liebesmahlen die Armen hintansetzte, daß einige das heilige Abendmahl in einer Lage empfiengen, welche sie desselben unwürdig machte, und daß sie die ausserordentlichen Gaben hier und da zum Stolz, zur Verachtung anderer und zur Schwärmerey mißbrauchten. Dieser Brief ist gewiß um so merkwürdiger, da darinn die reine Lehre in Ansehung der Ehelosigkeit und der Erhaltung von gewissen Speisen ganz nach dem Sinne Jesu in einer so herzlichen Sprache vorgetragen ist, und Paulus darinn so anschaulich zeiget, daß das Christenthum die rechtmäßigen äussern Verbindungen und Verhältnisse der Menschen nicht aufhebet. Ueberdieß ist er ein wichtiger Beytrag zur Kenntniß der Sitten der ersten Christen. Der

zweyte Brief an die Korynther enthält größtentheils eine Apologie für sein Lehramt, und zeiget gelegenheitlich den Vorzug des Evangeliums vor dem jüdischen Gesetze. Er war in der Absicht geschrieben worden, einige falsche Lehrer gänzlich zum Schweigen zu bringen, welche nach dem ersten Briefe zu Korynth noch übrig geblieben waren.

Der erste Brief, welchen Paulus an seinen liebsten Schüler Timotheus schrieb, enthält Vorschriften, wie sich dieser als Lehrer gegen seine Gemeinde betragen müsse. Vor der Abreise Pauli aus Ephesus war nämlich diesem Manne das Lehramt und die Aufsicht über die Ephesinische Gemeinde auf einige Zeit anvertrauet worden. Paulus unterrichtet ihn nun in diesem Schreiben, wie der Lehrvortrag beschaffen seyn, und welche Eigenschaften ein Aufseher besitzen müsse, und ertheilet ihm noch besondere Vorschriften, wie er sich gegen jede einzelne Gattung seiner Untergebenen betragen soll. Vortreflich ist die Warnung, sich vor allen philosophischen und theologischen Spitzfindigkeiten zu hüten, und die Vorschrift, daß Timotheus keinen Lehrsatz in den evangelischen Unterricht aufnehmen soll, der nicht wohlthätig auf Verstand und Herz der Zuhörer wirket.

Bald hierauf (§. 58.) schrieb Paulus seinen ersten Brief an die Römer. Der Nazionalstolz der Juden, welche sich viele Vorzüge vor den Heiden beylegten, bewog ihn, in diesem Schreiben die Gründe, Absichten und den Unterschied der christlichen und jüdischen Religion zu zeigen. Daß weder das jüdische, noch das natürliche Gesetz, sondern bloß die Gnade Gottes, die sich in der Erlösung Christi den Menschen dargeboten hat, selbigen in den Augen Gottes gerecht machen könne, ist der

Hauptsatz, auf welchen in dem dogmatischen Theile dieses Briefes alles hinausläuft. Das Folgende ist moralischen Innhalts. Paulus schärfet darinn den Römischen Christen Gehorsam gegen die Obrigkeit, allgemeine Menschenliebe, und getreue Erfüllung der Pflichten ein, wovon er die vornehmsten anführet.

Seit der Zeit, da Paulus zu Rom (J. 61.) seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, kamen von ihm die Briefe an die Epheser, an die Kolosser, an Philemon und an die Philippenser zum Vorscheine. Auffoderung zur Dankbarkeit gegen Gott, welcher durch Jesum Heiden und Juden zur Seligkeit berufen hat, machet wieder den Hauptgegenstand des ersten Schreibens aus. Aus eben diesem Grunde empfahl Paulus der Gemeinde zu Ephesus, welche aus bekehrten Juden und Heiden bestund, Einigkeit und Verträglichkeit unter einander, und trug ihnen überdieß noch die Pflichten in Ansehung verschiedener Stände des Lebens vor. Von ähnlichem Innhalte ist sein Brief an die Kolosser. Einzig und allein durch den Beweis, daß Jesus wahrer Gott sey, und zugleich zur Erlösung der Menschen ihre Natur angenommen habe, unterscheidet er sich von jenem. Aus dem Verlangen, welches der Apostel darinn äussert, die Kolosser sollten diesen Brief auch der Gemeinde zu Laodicea mittheilen, ersieht man, daß es damals gewöhnlich gewesen, die apostolischen Schreiben in den benachbarten Gemeinden herumzugeben. Da er aber hinzusetzte, sie sollten auch den Brief an die Laodicenser lesen, so hat man dieses von einem Briefe Pauli an selbige verstanden, und einen solchen untergeschoben. Mit dem Briefe an die Gemeinde zu Kolossa schickte Paulus zugleich einen andern an Philemon, einen

angesehenen Christen dieser Stadt ab, worinn er ihn bat, den Ueberbringer desselben, dessen ehemaligen Knecht Onesimus, der ihm entlaufen war, den aber Paulus indeß zum christlichen Glauben bekehrt hatte, als einen christlichen Bruder wieder anzunehmen. Auch den Brief an die Gemeinde zu Philippi hatte Paulus wahrscheinlich noch zu Rom geschrieben. Er erklärte darinn, wie Jesus neben der göttlichen Natur auch die menschliche angenommen habe, und warnet sie vor den Irrlehrern, besonders vor den strengen Vertheidigern des Mosaischen Gesetzes.

Als Paulus (§. 63.) von Rom nach Griechenland und Asien abgereiset war, schrieb er sogleich einen Brief an seinen Schüler Titus in Kreta. In selbigem trift man beynahe eben jene Vorschriften über die Eigenschaften eines christlichen Lehrers an, die man in dem Schreiben an Timotheus lieset. Auch hier werden die Christen wieder vor falschen jüdischen Lehrern, vor spitzfindigen Fragen, vor den Geschlechtsregistern der Geister, das ist, vor der philosophisch abentheuerlichen Aeonenlehre gewarnet. Ob auch der Brief an die Hebräer, der um eben diese Zeit aufgesetzt worden seyn soll, den Apostel Paulus zum Verfasser habe, darüber haben die Christen bis ins vierte Jahrhundert gezweifelt *), und noch zur Stunde ist der Streit unter den Gelehrten nicht entschieden. Die Meynung, daß dieser Brief vom Apostel Paulus geschrieben worden, beruhet einzig und allein auf einer anonymischen Tradition, welche sich von der griechischen Kirche, vorzüglich von Alexandrien her ausbreitete. Pantänus war der erste aus derselben, der sie, auch nur als eine solche, anführte; eine anonymische Tradi-

*) *Euseb. Hist. eccles. L. 6. c. 20.*

tion aber kann kein hinlängliches historisches Zeugniß abgeben. Selbst diese Tradition sagt nicht ausdrücklich: der Brief sey von Paulus; sondern nur: er sey Paulinisch (παυλε). Nun kann Pauli Denkungsart, Geist und Schreibart immer darinn herrschen; das heißt: er kann immer Paulinisch seyn, ohne eben den Apostel selbst zum Verfasser zu haben. Doch auch diese Eigenschaft vermisset man darinn gar sehr. Schon dem Eingange fehlet eine Paulinische Formel; Pauli Name ist bey demselben nicht vorangesetzt, was doch Paulus in keinem seiner übrigen Briefe unterließ. Die in diesem Briefe herrschende Schreibart ist jener des Apostels ganz unähnlich; sie ist weit zierlicher, als die Schreibart in den übrigen Briefen; auch spricht der Verfasser darinn viel zu dialektisch und allegorisch. Eben diesen wesentlichen Unterschied der Schreibart hatte schon Origenes bemerket *). In der Abendländischen Kirche trug erst Hieronymus das meiste bey, diesem Briefe den Ruf einer Arbeit Pauli zu verschaffen. Doch hat man auch für die entgegensetzte Meynung keine sichern historischen Gründe. Der Römische Presbyter Kajus berief sich auch nur auf eine Sage. Irenäus und Hippolythus scheinen auch keine Beweise gehabt zu haben, daß Paulus nicht Verfasser sey. Der Brief selbst ist eine polemische Schutzschrift für das Christenthum, worinn der Verfasser gegen Jüdischgesinnte die Vorzüge desselben vor dem Judenthume zeiget; und eben darum stund dieses Schreiben, als Produkt eines ächt christlich denkenden Mannes immer in grossem kirchlichen Ansehen.

Während seiner zwoten Gefangenschaft zu Rom, schrieb Paulus noch den zweyten Brief an Timo-

*) *Euseb. Hist. eccles. L. 6. c. 25.*

theus. Er ermahnte darinn seinen Schüler, stets die reine unverfälschte Lehre des Evangeliums vorzutragen, und warnet ihn vor unnützen Fragen und Irrlehrern. Doch empfahl er ihm auch in Bestreitung derselben Sanftmuth und Duldung.

Vom Apostel Petrus sind nur zween Briefe vorhanden, die er an die Christen in Pontus, Galatien, Kappadocien, Asien und Bithynien schrieb. Die vielen Drangsale, mit denen die Christen zu kämpfen hatten, die Verfolgungen und Irrlehrer, waren eben so viele Auffoderungen für ihn, wegen jener den Muth der Gemeinden aufzurichten, und sie vor diesen zu warnen. Zu zeigen, daß der Christ an den Messias nicht nur glauben, sondern auch nach den Vorschriften desselben handeln müsse, und die nöthigen Vorschriften darüber zu geben, ist der Zweck des ersten Schreibens. Das zweyte ist nur eine Wiederholung und Fortsetzung eben desselben Stoffes. Doch wird darin auch die Gewißheit des Unterganges der Welt, und die Gewißheit des jüngsten Gerichtes behauptet. Lange hielt man diesen zweyten Brief, der vermuthlich um das Jahr 67 aufgesetzt worden ist, in der morgenländischen Kirche für keine Arbeit Petri *). Die Verschiedenheit der Schreibart in den Briefen, erregte diesen Zweifel unter den Christen. Als man aber endlich bemerkte, daß der Unterschied sehr geringe sey, ward auch dieser nach und nach als ächter Brief Petri allgemein angenommen.

Eben dasselbe Schicksal hatte anfänglich das Schreiben des Apostels Jakobus an die jüdischen Christen ausserhalb Palästina. Viele Christen hielten ihn für die unächte Arbeit eines andern **), vielleicht in der Meinung, eine Schrift, welche ihnen in einem der

*) *Euseb. Hist. eccles. L. 3. c. 3. 25.*

**) *Auct. cit. L. 3. c. 23. & L. 3. c. 25.*

wichtigsten Punkte mit der Lehre Pauli im Widersprüche zu stehen schien, könne nicht das Werk eines Apostels seyn. Allein bey einer sorgfältigen Vergleichung fällt dieser scheinbare Widerspruch sogleich weg. Paulus läßt die Menschen durch den Glauben ohne Werke, das heißt, ohne Erfüllung des jüdischen Gesetzes, vor Gott gerecht werden; Jakob nicht durch den Glauben allein, nämlich nicht durch den todten Glauben ohne Heiligkeit des Lebens, sondern auch durch gute Werke Auch Paulus hatte in Ansehung dieses Punktes keine andere Meinung; beyde haben also recht. Dieses leuchtete vermuthlich den Christen nach und nach ein; seit dem vierten Jahrhunderte nahmen ihn also immer mehrere Gemeinden als ächt an.

Mit weit mehr Recht zweifelten einige an der Aechtheit jenes Briefes, welcher dem Bruder dieses Apostels Judas Thaddäus, auch Lebbäus genannt, zugeschrieben wird. Daß er an keine bestimmte Gemeinde erlassen ward, ist zwar kein hinlänglicher Grund, ihn zu verwerfen. Doch desto verdächtiger war er einigen Christen darum, weil sich der Verfasser darin auf offenbar untergeschobene Betrugschriften der Juden berief. Allerdings ist es sehr sonderbar, daß ein Apostel apokryphische Schriften, falsche Traditionen und Volkssagen zu Hülfe genommen haben sollte, um daraus evangelische Wahrheiten zu beweisen. Gleichwohl hinderte diese wichtige Bedenklichkeit selbst die angesehensten Lehrer nicht, schon im zweyten Jahrhunderte, diesen Brief als ein ächtes Schreiben des Apostels anzunehmen; so viel vermochte über sie die Güte des Inhalts überhaupt, und die Wahrheit und Brauchbarkeit der Grundsätze, die darin aufgestellet waren.

Eben die Irrthümer, welche die Briefe der Apo-

stel Petrus, Jakobus und Judas veranlaßten, bewogen auch den Apostel Johannes, sich ihnen schriftlich zu widersetzen. Man hat von ihm drey Briefe, worin er dem Mißbrauche entgegen arbeitet, der von der christlichen Freiheit gemacht wurde. Der Hauptgrundsatz, den er darin aufstellet, ist vortreflich. Tugend und Rechtschaffenheit allein, sagt er, sind das Wesentliche des Christenthums; sie sind die unumgänglich nöthigen Bedingnisse, ohne welche der Mensch die verheissenen Früchte der evangelischen Anstalt nicht geniessen kann. Diese Wahrheit führte Johannes im ersten Briefe, der an keine bestimmte Gemeinde überschrieben war, weitläufig aus; im zweyten Briefe an eine gewisse Frauensperson Kyria und ihre Kinder wiederholte er sie; im dritten, den er an Gajus schrieb, bestätigte er sie noch einmal. Der zweyte und dritte Brief ward noch im vierten Jahrhunderte nicht von allen Christen als eine ächte Schrift dieses Apostels erkannt *).

Ausser allen diesen Schriften, welche die heiligen Bücher der Christen ausmachen, schlichen sich sehr bald auch andere ein, welche die Namen der Apostel an der Stirne trugen. Die älteste darunter ist das apostolische Glaubensbekenntniß. Allerdings enthält es unverfälschte christliche Wahrheit, und hat das Gepräge ächt apostolischer Denkungsart. Gleichwohl hat es keinen Apostel zum Verfasser. Den Namen eines apostolischen Glaubensbekenntnisses erhielt diese Schrift darum, weil sie die wahre Lehre der Apostel enthält. Die Meinung, die Apostel selbst hätten sie noch zu Jerusalem aufgesetzt, breitete sich, wie Rufinus berichtet, erst seit dem vierten Jahrhunderte aus. Kein einziger älterer Schriftsteller leget sie einem Apostel bey. Wäre sie von einem solchen ver-

*) *Euseb. Hist. eccles. L.* 3. *c.* 25.

faßt worden, so würde ganz gewiß die volle Hochachtung gegen einen so erhabenen Verfasser manche Veränderung darin, und die Erscheinung anderer Symbolen gehindert haben. Beynahe eine jede Kirche hatte, wie wir wissen, ihr eigenes Symbolum, welches von dem Symbolum einer andern Kirche in manchen Punkten verschieden war. In manchem befanden sich einige im apostolischen Glaubensbekenntnisse enthaltene Stellen gar nicht; in andern kamen sie mit Veränderungen oder Zusätzen vor.

Beynahe eben dieselbe Beschaffenheit hat es mit den sogenannten Konstitutionen und Kanonen der Apostel. Beyde sind brauchbar; man lernet den Lehrbegriff der Christen im dritten Jahrhunderte, ihre gottesdienstliche und hierarchische Verfassung, und die damalige Kirchenpolizey daraus kennen. Sie sind aber nicht, wie man lange geglaubt hat, von Klemens zu Rom aus dem Munde der Apostel gesammelt worden. Weder Inhalt noch Vortrag sind dem apostolischen Zeitalter angemessen. Die Verordnung, die in den Konstitutionen vorkömmt, daß man die Bischöfe als Fürsten und Könige, ja als irdische Götter verehren soll, die Erwähnung, welche darin von eigentlichen Kirchen, von bestimmten Fasttagen, von einigen kirchlichen Aemtern ꝛc. geschieht, verrathen sogleich einen spätern Verfasser. In den Zeiten der Apostel hatte man noch keine so hohen Begriffe von den Bischöfen und Lehrern; die Christen hatten noch keine eigentlichen Kirchen; die Fasttage waren noch nicht so genau bestimmet; Vorleser und Exorcisten wurden erst im dritten Jahrhundert aufgestellet. Wahrscheinlich hat der Verfasser der Konstitutionen irgend einer morgenländischen Gemeinde durch sie eine bessere Verfassung, vorzüglich aber das Ansehen der Bischöfe erhöhen wollen; und zuverlässig ist die-

ses Werk vor dem Ende des dritten Jahrhunderts nicht aufgesetzt worden. Etwas später, oder wenigst um eben diese Zeit, scheinet die Sammlung der apostolischen Kanonen entstanden zu seyn. Wenigst thut der Verfasser derselben im letzten Kanon von den Konstitutionen Meldung; diese müssen also früher da gewesen seyn, wofern nicht der letzte Kanon erst in spätern Zeiten hinzugesetzt worden ist. Eben derselbe Geist, der den Verfasser des oben gedachten Werkes belebte, herrschet auch in diesem. Zweck und Inhalt sind so ziemlich eben dieselben. Auch hat es eben so kenntliche Spuren seines jüngern Ursprunges. Es wird darin verschiedener Anstalten gedacht, welche zwar im zweyten und dritten Jahrhunderte bereits eingeführt, im apostolischen Zeitalter aber gänzlich unbekannt waren.

Dem Römischen Bischofe Klemens schrieben einige auch die zehn Bücher der Wiedererkennung (Recognitiones Clementis), wovon man aber nur noch die lateinische Uebersetzung des Rufinus hat, die Klementina, welche noch in der Urschrift vorhanden ist, und verschiedene Briefe zu. Die erste Schrift hat ihren Titel der darin vorkommenden Erzählungen zu danken, wie Klemens seine Aeltern und Brüder erkannt habe. Sie beschreibet die Reisen des Apostels Petrus in Palästina und Syrien, und liefert fabelhafte Nachrichten von den Streitigkeiten desselben mit Simon dem Magier, und von den Wundern, die er bey dieser Gelegenheit verrichtete. Die Klementina ist dem Inhalt nach eben dasselbe Werk in einer andern Gestalt. Es besteht aus neunzehn Homilien. Ihr Verfasser, vermuthlich ein Christ aus dem Judenthume, kannte die neuere Platonische Philosophie. Allein in dem redlichen Bestreben, durch die Verbindung der Philosophie mit dem Christenthume, die Angriffe der

Gegner desto glücklicher zu vereiteln, verfiel er selbst auf Erklärungen und Meinungen, welche sich mit demselben nicht durchgehends gut vereinigen lassen. Die Briefe, welche unter seinem Namen erschienen: der erste an Jakobus, worin die Vorschriften angeführt werden, die Petrus dem Klemens bey der Ernennung zu seinem Nachfolger ertheilte; der zweyte an eben denselben über die heiligen Kleider und Gefässe; der dritte von den Pflichten eines Priesters und der Kleriker; der vierte, worin seine Schüler Julius und Julianus und ihre Landsleute vor falschen Lehren gewarnet werden; der fünfte von der Nothwendigkeit des gemeinsamen Lebens, worin zugleich eine willkührliche Auslegung der heiligen Schriften mißbilliget wird, und das noch übrige Fragment eines Briefes an die Korinther, welches vielleicht nur das Stück einer Predigt über die Gottseligkeit ist; alle diese Schriften sind, wie zum Theile schon ihr Inhalt beweiset, eben so wenig die Arbeit des Bischofes Klemens von Rom, als die Rekognitionen, und die Klementina. Ueber den Verfasser dieses letztern Briefes zweifelten schon die ältesten Lehrer der christlichen Kirche, und führten ihn nie als ein Zeugniß an *). Mit desto mehr Recht schreibet man ihm den ersten Brief an die Korinther zu. Um die Unruhen in der korinthischen Gemeinde zu stillen, wo sich mehrere Christen ihren Lehrern widersetzten, erließ Klemens dieses Schreiben an sie. Mit rührender Sanftmuth und Redlichkeit empfahl er ihnen Liebe, Eintracht, Demuth, und mehr andere christliche Tugenden. Doch war er weitschweifiger, als die Apostel in ihren Schriften; er wandte manche Schriftstelle nicht ganz richtig an, und einige Stellen, z. B. die Anführung von der heidnischen Erdichtung von den Danaiden und der Dirce,

*) *Euseb. Hist. eccles. L.* 3. *c.* 38.

die Meldung von spätern Anstalten, wie auch spätere Benennungen und Ausdrücke, welche darin vorkommen, lassen kaum einen Zweifel übrig, daß der Brief in der Folge der Zeit durch eingeschobene Zusätze verfälschet worden.

Ein Brief, welcher unter dem Namen des Barnabas, eines Schülers und Gefährten der Apostel, in der christlichen Kirche bekannt wurde, ist vermuthlich eine Geburt des zweyten Jahrhunderts. Der Verfasser weichet darin durch Einmischung verschiedener Fabeln, und durch gezwungene, zum Theil ungereimte Auslegung biblischer Stellen zu sehr von der Denkungsart der Apostel ab, als daß man seinen Brief für ein Werk eines Schülers derselben ansehen könnte. Gleichwohl führet ihn schon Klemens von Alexandrien als eine ächte Schrift an; Eusebius aber und Hieronymus setzen ihn in die Klasse untergeschobener oder wenigst zweifelhafter Schriften *).

Der Hirte des Hermas, der um die Mitte des zweyten Jahrhunderts erschien, ist zuverlässig nicht von dem Schüler der Apostel dieses Namens, dessen Paulus in seinem Schreiben an die Römer erwähnet, sondern höchst wahrscheinlich von dem Bruder des Römischen Bischofes Pius I. Schwärmerey, und eine mit Bildern überladene Schreibart, zeichnen diese Schrift vor vielen andern aus. Das Ganze ist eine moralische Dichtung. Fremd, und mit dem Christenthum unverträglich, sind die darin aufgestellten Behauptungen, daß ein jeder Mensch einen guten und einen bösen Engel habe, wovon ihn der erste zum Guten, der andere zum Laster reizet; und daß ein Ehemann, der nach der Scheidung von seiner ehebrecherischen Frau eine andere heurathet, einen Ehebruch begehe.

*) *Euseb. Hist. eccles. L.* 3. *c.* 25. und *L.* 6. *c.* 13. u. 14. *Hieronym. Catal. Scriptor. eccles. c.* 6.

Um die Christen in ihrem Glauben und religiösen Gesinnungen zu stärken, schrieb auch der Bischof zu Antiochien, Ignatius, auf der Reise nach Rom (denn auf Befehl des Kaisers Trajanus ward er, wie man sagt, nach Rom abgeführt, um dort den wilden Thieren vorgeworfen zu werden) sieben Briefe an die Gemeinden zu Ephesus, Magnesia, Tralles, Philadelphia, Smyrna, Rom, und an den Bischof Polykarpus von Smyrna. Man hat sie, einmal kurz, und dann auch länger an das Licht gebracht; aber keine Sammlung von beyden scheinet von Zusätzen und Verfälschungen frey zu seyn; vielleicht sind sie beyde ganz und gar unterschoben. Nebst dem, daß der Verfasser hier und da auf Ketzereien anzuspielen scheinet, welche erst später bekannt wurden, verfiel er auch auf abentheuerliche Meinungen. Was er von den drey Geheimnissen des Geschreyes saget, die in einem göttlichen Stillschweigen vollendet worden seyn sollten, ist mehr die Sprache irgend eines Schwärmers, als eines apostolischen Mannes. Die Hochachtung gegen die Bischöfe, welche er einschärfet, ist auffallend übertrieben, und eine solche Denkungsart von denselben läßt sich weder von einem Schüler der Apostel, noch zu einer Zeit erwarten, die so nahe an ihre Lebenstage grenzte, und da ihre Denkungsart und Vorschriften noch in frischem Andenken waren *).

Papias, Bischof zu Hierapolis, gab um diese Zeit eine Erklärung der göttlichen Reden heraus, und suchte dadurch die christlichen Einsichten seiner Leser zu erweitern. Aber in dem rühmlichen Eifer, auch die geringsten Umstände von Jesu und den Aposteln der

Ver-

*) Er behauptet, man müsse auf den Bischof so sehr als auf den Herrn selbst sehen; wer ohne Vorwissen des Bischofes etwas thue, diene dem Teufel.

Vergessenheit zu entreissen, schöpfte er manches nur aus unsichern Traditionen, und mischte seinen Erzählungen manchen Umstand bey, welcher einer Fabel ähnlicher sieht, als der Wahrheit. Von ihm scheinet die Meinung ihren Ursprung zu haben, daß nach der Auferstehung der Todten ein tausendjähriges Reich Christi auf Erde eintreten werde. Seit seiner Zeit prägte sich bey den Christen der Geschmack an mündlichen Ueberlieferungen, und an unerweislichen, zum Theil abentheuerlichen Sagen immer tiefer ein.

Vielleicht noch etwas früher erschien eine syrische Uebersetzung des neuen Testaments. Gewiß ein nützliches Unternehmen für einige Juden, welche der griechischen Sprache nicht sehr mächtig waren. Da Jesus selbst seine Lehren in Syrischer Sprache vorgetragen hatte, so konnte diese Uebersetzung eben darum auch als Erläuterung des griechischen Textes sehr brauchbar werden. Bald hierauf wagten sich einige auch an das alte Testament, und übertrugen es in die griechische Sprache. Aquila, welcher aus einem Heiden ein Christ, und aus einem Christen ein Jude geworden seyn soll, that dieses auf eine doppelte Art. Einmal übersetzte er die Bücher des alten Bundes buchstäblich, und dann mehr nach dem Verstande. Theodotion, welcher seinem Beyspiele folgte, legte grossentheils die Alexandrinische Version zum Grunde, und übersetzte weit freier. Aber alle bisher bekannten Uebersetzungen ließ jene des Symmachus durch Deutlichkeit und regelmässige Schönheit des Ausdruckes weit hinter sich. Wäre nicht dieser Schriftsteller zuweilen von dem hebräischen Originale zu sehr abgewichen, so würde diese Arbeit beynahe ganz ohne Tadel seyn. Diese Uebersetzungen waren zwar nur für die Juden bestimmet. Sie leisteten aber doch auch dem Christenthum einen wichtigen Dienst. Heiden

und Christen aus Heiden konnten nun die Bücher des alten Bundes leichter verstehen, und durch die Vergleichung der jüdischen Religion mit der christlichen diese letztere richtiger schätzen.

Wenn man übrigens auf das Betragen der ersten Christen in Ansehung ihrer heiligen Bücher mit Aufmerksamkeit hinblicket, so entdecket man leicht, daß sie erst nach und nach unter sich einig geworden sind, welche Bücher sie unter die kanonischen rechnen wollten. Dreyhundert Jahre hindurch war das Verzeichniß dieser Schriften weniger zahlreich, als es selbiges in der Folge wurde. Manche Briefe der Apostel blieben einigen Gemeinden lange Zeit unbekannt, bis sie sich endlich weiter verbreiteten; an manchen bezweifelten sie behutsam die Aechtheit, und erst gegen das Ende dieser Periode wurden alle Schriften, welche heut zu Tage zum neuen Testamente gerechnet werden, von allen Gemeinden als ächt angenommen. So wenig man sich indessen aus Religionspflicht für verbunden dazu hielt, so wenig ward ein Zweifel über die Aechtheit, oder wohl gar die gänzliche Verwerfung mancher wahrhaft apostolischen Schrift in den Augen der ersten Christen eine Sünde. Hingegen trugen sie kein Bedenken, Schriften, von welchen man gewiß wußte, daß sie nicht von den Aposteln herrührten, wenn sie nur gut waren, den apostolischen Werken vollkommen an die Seite zu setzen, sie in den öffentlichen Versammlungen vorzulesen, und ihnen in dem Verzeichnisse ihrer heiligen Bücher einen gleichen Platz einzuräumen.

Sechstes Kapitel.

Innerer Zustand der Christen. Gottesdienstliche Verfassung. Allmählige Veränderung in der Denkungsart in Ansehung des praktischen Theiles der Religion.

Da die ersten Christen in dem mündlichen und schriftlichen Unterricht so vortrefliche Hilfsmittel gefunden hatten sich zu vervollkommnen; so konnte man immer erwarten, daß sie Muster der Tugend und einer ächt christlichen Denkungsart seyn würden. Wirklich hatte auch die Kirche Männer aufzuweisen, welche ihrer Religion Ehre machten. Gleichwie es schon unter den Juden einige fromme und weisere Männer gegeben, welche die wahre Idee vom Messias und seiner Sendung richtig aufgefaßt, und seine ganz geistige Bestimmung erkannt hatten; so lebten jezt auch schon mehrere Christen, welche bey einer ziemlich genauen Kenntniß ihres innern Zustandes bereit waren, sich über das wichtige Geschäft ihres Heiles immer mehr belehren zu lassen, und den bisher erlangten Einsichten redlich folgten.

Der erste Eintritt der Neubekehrten in die Gemeinde der Christen geschah durch die Taufe. Nach der Vorschrift Jesu ward sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes von den Aposteln, oder wo keine Apostel zugegen waren, von den Presbytern durch eine vollkommene Immersion ertheilet. Kein besonderer Ort war dazu bestimmet. Johannes taufte im Jordan, Philipp den Verschnittenen in der Einöde, Paulus den Kerkermeister zu Hause, und Petrus nach Tertullians Zeugniß *) seine Bekehrten in der Tyber. So lange die Apostel lebten,

*) *Tertull. de Bapt. c. 4.*

ward ein jeder, der an Jesum glaubte, und seinen Vorschriften zu folgen versprach, nach einem kurzen Unterrichte sogleich getaufet. Als aber in der Folge die christlichen Gemeinden immer zahlreicher wurden, änderte man diese Verfassung, und den Neubekehrten ward die Taufe erst nach einer langen Vorbereitung ertheilet. Diejenigen, welche diese Prüfung noch nicht vollkommen ausgestanden hatten, nannte man Katechumenen oder Lehrlinge. Man sönderte sie von den übrigen Gläubigen ab; sie hatten im Bethause ihren eigenen Platz; sie durften den wichtigsten Theilen des Gottesdienstes nicht beywohnen, und man hielt die Mysterien der Taufe und des Abendmahles vor ihnen geheim. Hatten sie früher oder später hinlängliche Zeichen christlicher Einsichten an den Tag gelegt, so mußten sie dreymal dem Teufel und seinen Werken, das ist, dem sinnlichen Leben und Begierden entsagen, dann das Glaubensbekenntniß ablegen, und versprechen, Christo getreu zu bleiben, und die Religionsgesetze genau zu beobachten *). Hierauf wurden sie durch die Taufe in die neue Gesellschaft feierlich eingeführt. Der Regel nach wurden also nur Erwachsene getaufet; doch ersieht man aus einer Stelle des Bischofes Irenäus, daß man zu seiner Zeit auch Kinder, vermuthlich aber freilich nur Kinder christlicher Aeltern getaufet hat. Dieses beweiset auch Tertullians Eifer gegen die Kindertaufe **). Um das Eindringen unedler Menschen in die Gesellschaft der Christen zu hindern, schloß man alle diejenigen von der Taufe aus, welche entweder notorisch lasterhaft lebten, oder durch ihr Gewerbe den Götzendienst, den Aberglauben, oder das Verderbniß der Sitten beförderten †). Die Gewohnheit, den Katechumenen

*) *Constitut. Apost. L. 7. c. 41.*
**) *Irenaeus L. 2. c. 39. Tertull. de Bapt. c. 18.*
†) *Constitut. Apost. L. 8. c. 32.*

die Mysterien zu verheimlichen, ist wahrscheinlich nicht vor dem Ende des zweyten Jahrhunderts eingeführt worden. Das älteste Zeugniß davon giebt Tertullian *). Vielleicht hat der schlechte Charakter manches Christen, und der sträfliche Leichtsinn, womit mancher von der christlichen Kirche zum Heidenthum wieder übergetreten war, dazu die Veranlassung gegeben. Vielleicht aber hat diese Nachahmung der heidnischen Mysterien ein Reiz für die Heiden seyn sollen, dem Christenthume mit mehr Willfährigkeit beyzutreten. Wenigst war die Verheimlichung ein sehr zweckmässiges Mittel, die Aufmerksamkeit auf die erhabenen Wahrheiten der Religion, und die Hochachtung gegen selbige zu spannen. Doch wurde diese Gewohnheit im zweyten und dritten Jahrhunderte noch nicht allgemein beobachtet. Auch war man in Ansehung der Verheimlichung noch nicht gar so strenge, als man es gegen das Ende dieser Periode wurde.

Gleich unmittelbar auf die Taufe folgte gemeiniglich die Konfirmation. So wie nämlich den Aposteln der Verheissung gemäß der Geist Gottes mitgetheilet worden, so ward nun auch die Konfirmation als ein sichtbares Zeichen gewählet, durch welches alle diejenigen, welche in die Gesellschaft der Christen treten, die Gaben des Geistes empfangen, und in ihren christlichen Gesinnungen gestärket werden sollten. Sie geschah durch die Auflegung der Hände, durch die Herbeyrufung des heiligen Geistes, und in der Folge auch durch die Salbung. Von dieser letztern schweigen die Schriftsteller des zweyten und dritten Jahrhunderts. Wahrscheinlich ist sie daher erst um Tertullians Zeit eingeführt worden.

Wenn nun die angehenden Christen auf solche Art feierlich eingeweihet waren, durften sie erst dem or-

*) *Tertull. Apolog. c. 7.* und *De praescript. c. 41.*

dentlichen Gottesdienste beywohnen. Dieser war einfach und feierlich. Ohne einen eigentlich zu diesem Gebrauche bestimmten Tempel zu haben (denn in den Zeiten der Noth und Verfolgungen vertrat der erste beste Ort diese Stelle: ein Feld, eine Einöde, ein Schiff, ein Stall, ein Kerker *), versammelten sich die Glaubigen aus der Stadt und vom Lande an den bestimmten Tagen meist in einem Privathause, und wohnten der Messe bey. Damals verstund man kein Versöhnungsopfer für Lebende und Abgestorbene unter diesem Worte; Messe war der allgemeine Name des Gottesdienstes überhaupt, bey welchem von dem Volke Psalmen und Hymnen gesungen, von dem Aeltesten ein Stück aus der heiligen Schrift oder aus einem andern hochgeschätzten Werke vorgelesen und ausgelegt, und das heilige Abendmahl verrichtet wurde. Die Gläubigen opferten nämlich Brod und Wein, der Aelteste sprach darüber Gebete und Segnungen, brach das Brod, und Brod und Wein wurden so gesegnet unter das Volk ausgetheilet. Dieses war jene feierliche Uebung, welche Jesus zu seinem Andenken vorzunehmen befohlen hatte. Bis ins eilfte Jahrhundert bediente man sich dazu des gesäuerten Brodes. Man nahm nämlich die Materie zum Abendmahle aus den Opfern des Volkes; diese bestunden aber in dem gewöhnlichen oder gesäuerten Brode. Epiphanius führet es als einen besondern Brauch der Ebioniten an, daß sie sich bey dem Abendmahle des ungesäuerten Brodes bedienten †). Kein einziger gleichzeitiger Schriftsteller thut vor dieser Zeit die geringste Meldung von dem Gebrauche des ungesäuerten Brodes, da hingegen von dem Gebrauche des gesäuerten mehrere Zeugnisse vorhanden sind.

*) *Dionys. Alex. ap. Euseb. L. 7. c. 22.*

†) *Epiph. Haeres. 30. Ebionit. N. 16.*

Kein einziger Grieche warf der abendländischen Kirche vor dem Jahre 1051 diese Gewohnheit vor; der erste war Michael Cerularius. Auch davon, daß man das Abendmahl unter einer Gestalt allein genossen habe, findet sich in den historischen Quellen nicht die geringste Spur. Der Wein wurde ebenfalls von den Oblationen des Volkes genommen, und mit Wasser vermischet *). Die Konsekrationsformeln und Gebete scheinen aber nicht immer und an allen Orten eben dieselben gewesen zu seyn.

Wer immer dem Gottesdienste beywohnte, der genoß auch das Abendmahl. Den Abwesenden wurde es durch Diakonen ins Haus geschickt. Ja man hat Zeugnisse, daß man es, wenigst im dritten Jahrhunderte, sogar Kindern gereichet hat **). Nur Leute von einem notorisch schlechten Lebenswandel, und die Katechumenen, waren davon ausgeschlossen. Letztere hatten ihre eigene Messe. Sie sangen Psalmen während derselben, hörten die Vorlesung einiger Stücke der heiligen Schrift, und eine Rede des Lehrers an, und hatten ihre besondere Gebete. Nach dieser Messe befahl der Diakon den Katechumenen, sich zu entfernen, und nun fieng erst mit den Gebeten vor der Oblation und Konsekration die Messe der Gläubigen an. Man betete während derselben vor der Kommunion für alle Christen, sowohl für Verstorbene, als für Lebende. Während der Messe gaben sich die Christen, so wie bey mancher andern Gelegenheit, Küsse des Friedens und der Freundschaft. Das Gebet verrichteten sie gewöhnlich mit ausgespannten Armen. Da sie ihre gottesdienstlichen Versammlungen meist in der Nacht hielten, so bedienten sie sich dabey der Lichter; eine Gewohnheit, die sich bis zu dieser Stun-

*) *Cyprian Epist. 63 ad Caecil. p. 280. Edit. Amstel.*

**) *Cyprian. de Lapsis p. 90. edit. cit.*

de erhielt, obwohl die Ursache wegfiel. Nach dem Ende des Gottesdienstes, welcher durchaus in der Muttersprache gehalten ward, traten sie zu einem freundschaftlichen Gastmahle zusammen, welches Agape hieß. In Fröhlichkeit gegenseitige Liebe und Eintracht zu pflegen, war der Zweck dieser Zusammenkunft. Speise und Trank bestunden ebenfalls aus den Oblationen des Volkes, wovon ein Theil zu diesem Gastmahle bestimmet wurde. Nach dem Ende desselben sang man ein geistliches Lied, und schickte ein frommes Dankgebet zum Himmel empor.

Die Tage, an welchen sich die ersten Christen zum Gottesdienste gewöhnlich versammelten, waren die Sonntage. Ausser diesen wurden auch der Tag der Geburt Jesu, Ostern und Pfingsten mit besonderer Theilnahme gefeiert. Ob man das Fest der Himmelfahrt Christi schon im zweyten Jahrhunderte begangen habe, ist zweifelhaft. Auch das Fest der Erscheinung Christi wurde wahrscheinlich erst im dritten Jahrhundert eingeführt. Diejenigen, welche zu ängstlich gewissenhaft an den Vorschriften ihrer ehemaligen jüdischen Religion hiengen, versammelten sich auch am Sabbath im Bethause, und wenigst im dritten Jahrhunderte thaten dieses einige Christen auch an den Mittwochen und Freytagen *). Vor der Feier der Feste liessen die Gläubigen gemeiniglich auch diellebung einer freywilligen Fasten vorhergehen. Die Katechumenen mußten sich nebst andernllebungen auch durch diese zur Aufnahme in diese christliche Gemeinde vorbereiten. Die Quadragesimalfasten vor Ostern wurde wenigst im drittenJahrhunderte beynahe allgemein beobachtet **). Doch war die Zeit der Dauer derselben nicht bestimmet. Einige fasteten mehrere Tage; andere nur vier

*) *Tertull. de Orat. c.* 14.

**) *Tertull. loc. cit.*

zig Stunden. Die Montanisten, eine besondere Sekte der Christen, welche in diesem, so wie in manchem andern Punkte eine übertriebene Strenge bewiesen, machten diesen letztern sowohl, als auch allen übrigen Christen, welche an den Sonnabenden nicht fasteten, deswegen Vorwürfe *). Ueberhaupt bestund das Fasten darin, daß man bis zum Abende gar keine Speise zu sich nahm. Von der Gewohnheit, sich während desselben nur von gewissen Speisen zu enthalten, wußte man nichts. Der Apostel Paulus bestritt vielmehr ernstlich diesen jüdischen Brauch. Das Gebot, an den Feiertagen sich schwerer Arbeiten zu enthalten, ist ein Werk späterer Zeiten. Es rühret von den christlichen Kaisern her.

Alles bisher beschriebene, das zum äusserlichen Gottesdienste gerechnet wurde, war im Grunde nur das Mittel, wodurch so verschieden gesinnte Köpfe, wie die Juden und Heiden waren, so sinnliche, an Gebräuche und Ceremonien gewöhnte Menschen zur eigentlichen innern Gottesverehrung, und zur moralischen Vollkommenheit sollten geleitet werden. Jesus selbst hatte sich deutlich genug geäussert, daß er nicht Opfer, sondern Barmherzigkeit fodere. Nur der Charakter der Neubekehrten, und die Natur der Sache selbst erfoderten es, bey der Stiftung der neuen Religion manche Ceremonie theils aus der Synagoge stehen zu lassen, theils andere an ihre Stelle zu setzen. Doch waren dieser Ceremonien nicht so viele, und der Unterricht, welchen die ersten Lehrer ertheilten, war nicht so einseitig, daß der äusserliche Gottesdienst das Wachsthum der innern Religion hätte hindern sollen Viele schöne Tugenden blühten bereits unter den Christen auf: gegenseitige Eintracht und Liebe, Mässigung, Versöhnlichkeit unter sich

*) *Tertull. de Jeiun. c. 2. & 14.*

selbst, Sanftmuth, Duldung, und mitleidige Nachsicht gegen die Fehler und Verirrungen anderer. Sie nannten sich gegenseitig Jünger, Schüler, Gläubige, Brüder; aber noch weit mehr, als diese Benennungen, zeugten ihre Handlungen von der Redlichkeit ihres Herzens.

Recht rührend edel war die zärtliche Sorgfalt, mit der sie der hilfelosen Armuth liebreich entgegen kamen. Jeder Gläubige, der ein Vermögen hatte, brachte den Lehrern oder Aeltesten der Gemeinde eine willkührliche Gabe; diese verwalteten das Gesammelte sehr gewissenhaft, und sprangen damit den Wittwen und Waisen, Gefangenen, fremden Ankömmlingen, und allen übrigen Nothleidenden bey. Selbst Christus hatte diese Gewohnheit unter seinen Jüngern eingeführt. Nach dem Tode der Apostel ward sie durch die andern Lehrer fortgesetzt, und bestund noch im dritten Jahrhunderte *). Zu Jerusalem hatten sie die Christen gleich anfänglich, ganz nach Essäischen Grundsätzen, noch weiter ausgedehnet. Sie verkauften ihre Güter, und hatten alles Vermögen miteinander gemein. Von diesen Gemeingütern wurde einem jeden gereichet, so viel er nöthig hatte. Auf solche Art gab es keinen Dürftigen unter ihnen **). Doch ist es wahrscheinlich, daß sich diese Gewohnheit nicht über Jerusalem hinaus erstrecket habe. Auch konnten die Christen, welche das Ihrige zusammentrugen, nebenher immer noch eigene Güter besitzen; und bald hob man diese Gemeinschaft der Güter ganz und gar auf, und versorgte seitdem die Armen nur von den freiwilligen Gaben der Christen.

Die Beyträge, welche die Christen im Bethause darreichten, bestunden in Brod, Wein, frischem Ge-

*) *Justin. Mart. Apolog. II. Tertull. Apolog. c. 39.*

**) *Act. Apost. c. 2. & 4.*

treide und andern Lebensmitteln; zuweilen auch in Oel zu Lichtern, und Weihrauch zum Altardienste. Milch, Honig, zubereitetes Getränke, Konfekt, Gemüse, Geflügel und andere Thiere, durfte man nicht im Bethause opfern *). Sie wurden in den Häusern der Aeltesten niedergelegt, die sie dann den Diakonen zur Vertheilung unter die Armen hinüber gaben. Aber nicht ein jeder Mensch, bekannte er sich gleich äusserlich zur Parthey der Christen, wurde zu den Opfern zugelassen. Christus hatte schon die erhabene Vorschrift gegeben, daß sich niemand mit einem Opfer dem Altare nähern sollte, ohne sich vorher mit seinem Feinde versöhnet zu haben **). In der Folge wurden alle, denen es nach fremdem Gute gelüstete, alle, welche die Unschuld unterdrückten, ihre Diener hart behandelten, durch Verfertigung der Götzenbilder, oder auf irgend eine andere Art den Götzendienst beförderten; ferners alle jene Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche der Unzucht ergeben waren, oder welche ihnen Unterschleif gaben; endlich alle Wucherer, Betrüger, Mörder, Räuber, ungerechte Richter, Gotteslästerer, Knabenschänder; kurz, alle lasterhafte Menschen von diesen feierlichen Handlungen ausgeschlossen †). Diese wichtige Verordnung gereichet den christlichen Einsichten derjenigen, welche sie machten, gewiß zur Ehre, und ist ein schöner Beweis, daß sie ganz nach richtigen Grundsätzen die innere Vollkommenheit des Menschen als die erste Bedingniß betrachteten, ohne welche man kein wahrer Christ seyn kann.

Eben die Mildthätigkeit, mit welcher die ersten Christen die dürftigen Mitglieder ihrer eigenen Gemeinde un-

*) *Can. Apost.* 3. & 4.

**) *Matth. cap. V. v.* 23.

†) *Constitut. Apost. L.* 3. *cap.* 8. & *L.* 4. *c.* 6.

terstützten, bewiesen sie auch gegen durchreisende Glaubensbrüder. Auch diesen wurden aus den gemeinschaftlichen Beyträgen die nöthigen Bedürfnisse gereichet. Sogar ganzen Gemeinden, wenn sie sich in dürftigen Umständen befanden, kamen die reichern zu Hilfe. Großmüthig schickten sie ihnen von Zeit zu Zeit, so viel sie entbehren konnten. Nicht minder des Lobes würdig machte sie die aufrichtige Theilnahme, mit der sie den Kranken beystunden, und der Eifer, mit welchem sie die Ihrigen nach dem Tode zur Erde zu bestatten bemühet waren. Ihre Gräber befanden sich anfänglich ausserhalb der Städte an den Landstrassen, in Grüften und unterirdischen Höhlen. Zur Zeit der Verfolgungen wagten sie es sogar mit Gefahr ihres Lebens, ihren Glaubensgenossen diesen letzten Dienst zu erweisen. Die Armen wurden stets auf gemeine Kosten der Kirche begraben.

Man suche aber, aller dieser schönen Züge ungeachtet, ja nicht lauter Muster der Tugend unter den ersten Christen! Eine so grosse Vollkommenheit derselben, wie sie sich einige träumten, läßt sich nicht nur durch historische Zeugnisse nicht hinlänglich erhärten, sondern widerspricht auch der Natur der Sache selbst. Aller Anfang ist klein und unvollkommen, und die Natur machet keinen Sprung. Höhers Gefühl und Wahrheitssinn, welche ein jeder besitzen muß, der ein Christ wirklich seyn, nicht blos heissen will, entwickelt sich erst nach und nach in dem Menschen. Erhabene christliche Einsichten, rühmlich grosse Gesinnungen und unverdorbene Reinigkeit des Herzens, sind nur das Werk eines vieljährigen Nachdenkens, Unterrichts, Selbstprüfens, und grosser moralischer Untersuchungen seiner selbst; und diese konnte man unmöglich von dem grossen Haufen erwarten. Die meisten der damaligen Christen waren also nur äusserliche Christen.

Unläugbare Beweise davon enthalten die Briefe Pauli und anderer Apostel. Leidenschaften und Nationalvorurtheile hatten vor den Augen vieler sogenannten Christen das Heiligthum der Wahrheit mit einem ziemlich dichten Schleier umhüllet. Daher die grobe Partheilichkeit der Judenchristen gegen andere, ihre Intoleranz, ihre Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, ihre Neigung zur Empörung, ihre sinnlichen Wünsche und Absichten; daher die lockere Denkungs- und Lebensart der Heidenchristen, welche Trunkenheit, Hurerey, und andere Laster für gleichgültige Handlungen hielten. Wenn selbst die Apostel von allen menschlichen Leidenschaften, Fehlern und Irrthümern nicht ganz frey waren, wie sollte man von den gemeinen Christen etwas bessers erwarten können? Und daß sie es nicht waren, lehret unter andern auch das Beyspiel Petri. Dieser Apostel, der doch durch die Gaben des heiligen Geistes zum Lehramte bereits ausgerüstet worden war, klebte noch so fest an dem jüdisch kleinlichten Vorurtheile, daß er es nicht wagte, unreine Thiere zu essen, bis ihm endlich eine Stimme vom Himmel zurief, dasjenige nicht für unrein zu halten, was Gott selbst für rein erkläret *). Eben derselbe hatte meineidig Jesum verläugnet, und schwach genug hatte er nachher ganz gegen die wahre Gesinnung des Stifters der Religion für die Beybehaltung Mosaischer Vorschriften geeifert, und sich eine Zeitlang des Umganges mit Heidenchristen enthalten, blos um der niedrigen Eigenliebe seiner Nation zu fröhnen.

Eine unverkennbare Wirkung einer unchristlichen Denkungsart, welche zu dieser Zeit unter vielen jüdischen Christen herrschte, war jene bekannte Streitigkeit in der Gemeinde zu Antiochien. Immer mehr

*) *Act. Apost. c.* 10. *v.* 10—16.

bildeten sich die Einwohner dieser Gegend, welche ehe Heiden gewesen waren, durch den segenreichen Unterricht der Apostel Paulus und Barnabas zu wahren Christen, als einige Juden aus Palästina, welche dort ankamen, sie in ihrer ruhigen Ueberzeugung störten. Vom stolzen Nationalvorurtheile geblendet, sprachen sie den Antiochenern die Seligkeit ab, wofern sie sich nicht beschneiden liessen. Bey so zärtlich gewissenhaften Leuten, welche für ihr Heil aufrichtig besorgt waren, brachte eine solche Foderung, im ernsten Tone der Zuversicht ausgesprochen, erst Verlegenheit und stille Gewissensangst, und dann offenbare Mißhelligkeit und Verwirrung hervor. Paulus und Barnabas suchten zwar die Zweifel durch gründliche Belehrung zu heben; allein die Gemeinde ließ sich dadurch nicht beruhigen, sondern schickte sie, da die Verwirrung von Tage zu Tag wuchs, nach Jerusalem, um die Meinung der Lehrer dieser Gemeinde einzuholen. Zu Jerusalem befanden sich damals viele bekehrte Juden aus der pharisäischen Sekte; Leute, die sich durch Stolz, Eigendünkel und eigensinnige Vertheidigung vorgefaßter Meinungen vor vielen andern bemerklich machten, und jeder Nebensache, die nicht geboten war, mit blindem Eifer ausserordentliche Wirkungen beylegten. Diese behaupteten dreust, die Beobachtung des Mosaischen Gesetzes sey eine nothwendige Bedingniß, ohne welche kein Christ das ewige Leben erlangen könne. Kurz, diese Meinung nahm auch zu Jerusalem so sehr überhand, daß endlich die Apostel sich genöthiget sahen, eine Zusammenkunft zu veranstalten, bey welcher selbige untersucht werden sollte. Die Apostel, die Lehrer zu Jerusalem, und die vornehmsten Mitglieder dieser Gemeinde versammelten sich also, und wurden endlich nach vielen gründlichen Vorstellungen der erstern ei-

nig, daß man die bekehrten Heiden dieser Foderung wegen ferner nicht beunruhigen soll. Doch ward diesen zugleich die Vorschrift ertheilet, sich aller Speisen und Getränke, welche den Götzen geweihet worden, des Blutes der Thiere, des Erstickten, und aller Arten von Unkeuschheit zu enthalten. Man suchte nämlich die Neubekehrten durch dieses Mittel vor dem Rückfalle zum Heidenthum abzuhalten, oder das Aergerniß gewissenhafter Judenchristen zu hindern, welche den Genuß solcher Dinge als ein Kennzeichen der Abgötterey betrachteten. Durch diesen Schluß, den die Apostel mit so einleuchtenden Gründen unterstützten, ward nun jeder Zweifel glücklich gehoben, und die ganze Streitigkeit beygelegt. Das Schreiben, worin er nicht nur den Mitgliedern der Gemeinde zu Antiochien, sondern auch den Christen in Syrien und Cilicien bekannt gemacht wurde, war im Namen der Apostel, der Aeltesten, und der ganzen Gemeinde zu Jerusalem abgefaßt. Nach Antiochien hatte man überdies zween Lehrer gesandt, welche das Resultat der Berathschlagung zu Jerusalem auch mündlich erklären mußten.

Allein die Macht der Nationalvorurtheile ist überaus groß, und werden sie überdies durch eingebildete Religionsgründe unterstützt, so hält es schwer, sie ganz auszurotten. Die Entscheidung der Versammlung zu Jerusalem hatte sich ausdrücklich nur auf die bekehrten Heiden bezogen. Viele Judenchristen glaubten daher, selbige gienge sie gar nicht an, und fuhren fort, dieser schiefen Auslegung zu Folge von einem jeden Christen, der ehe ein Jude gewesen war, die Beobachtung des Mosaischen Gesetzes als eine unverletzliche Pflicht zu fodern. Paulus gedenket dieser Leute in seinen Briefen mit mitleidiger Schonung unter dem Namen der schwachen Brüder. Andere

verbanden mit ihrer übertriebenen Hochachtung für die Mosaischen Vorschriften auch theoretische und praktische Irrthümer, und bestrebten sich mit vielem Eifer, die Meinungen ihrer Parthey, der sie ehe zugethan waren, in gezwungener Verbindung mit den Lehren des Christenthums so viel möglich auszubreiten. Die Nazaräer, welche die fortdauernde Verbindlichkeit des Levitischen Gesetzes hartnäckig verfochten, verwarfen die Bücher des neuen Testaments, und legten einem unterschobenen Evangelium Matthäi ein göttliches Ansehen bey. Die Ebioniten eiferten ebenfalls für die Beobachtung des jüdischen Gesetzes nach den Vorschriften der pharisäischen Schule, und verwarfen die Schriften des neuen Bundes. Sie sollen, wie Epiphanius meldet, ebenfalls ein falsches, in hebräischer Sprache geschriebenes Evangelium Matthäi, eine eigene Apostelgeschichte, und mehrere falsche Briefe unter dem Namen Petri, Jakobi und anderer Apostel gehabt haben. Christum betrachteten sie nur als einen Propheten und Gesandten Gottes, und wahrscheinlich hatten sie mit den Pharisäern ein tausendjähriges Reich angenommen, welches auf dieser Erde bestehen, und in welchem die christliche Parthey allein die herrschende seyn würde. Die groben Chiliasten glaubten ebenfalls an ein tausendjähriges Reich, worin sie aber viele sinnliche Belustigungen erwarteten.

Ueberhaupt gab es damals gar viele Christen von sehr verschiedener Art: Pharisäische, Essäische und Therapevtische. Die philosophischen Schulen der Heiden lieferten wieder andere, von denen weiter unten die Rede seyn wird. Einige endlich suchten sich von jeder Sekte, jedem Partheygeist, jeder vorgefaßten Meinung gleich weit entfernt zu halten, und erhielten den Namen der Katholiken. Aber bey der

grossen

grossen Verschiedenheit in der Denkungsart, bey der festen Anhänglichkeit an ererbte Meinungen, und bey der unruhigen Neuerungssucht, welche gemeiniglich dem menschlichen Geist eigen ist, war es kaum zu erwarten, daß die erste Reinigkeit der christlichen Lehre nicht selbst von den Katholiken, oder wenigst nicht ohne ihre Ahndung, bald sollte gestört werden. So gieng schon um diese Zeit in den zween wichtigsten Grundbegriffen, welche das Fundament aller Religion ausmachen, nämlich in der Denkungsart über die wahre Gottesverehrung, und über die moralische Vollkommenheit eines Christen, eine schädliche Veränderung vor.

Ganz der Vernunft und dem Willen Jesu gemäß, hatten die Christen bisher kein Geschöpf verehret; mit reinem, aufrichtigen Herzen hatten sie nur Gott allein angebetet. Nun aber fiengen sie schon an, ihre Verehrung unter Gott und einigen Geschöpfen zu theilen. Die Gelegenheit dazu hatten die Verfolgungen gegeben, denen das Christenthum zu dieser Zeit ausgesetzt war. Die ausserordentliche Standhaftigkeit, mit welcher damals einige Christen unter den grausamsten Martern und dem härtesten Tode der Wahrheit getreu blieben, war gewiß eine zu erhabene Eigenschaft, als daß sie nicht die ungetheilte Bewunderung und Hochachtung der übrigen hätte nach sich ziehen sollen. So wie der menschliche Geist überhaupt nicht gern stille steht; der Enthusiasmus aber vorzüglich gern über die Grenzen der Mäßigung und Billigkeit schreitet; so verwandelte sich nach und nach diese Hochachtung, welche die Christen gegen die Martyrer mit Recht fühlten, in eine Art religiöser Verehrung. Der Grund dazu ward schon im zweyten Jahrhunderte gelegt. Als der Bischof Polykarpus zu Smyrna (§. 148.) in einer Verfolgung das Leben ver-

loren hatte, schrieb die Kirche von Smyrna an die Kirche bey Philomelium, sie wolle in einer Zusammenkunft bey seinem Grabmale den Gedächtnißtag seines Märtyrerthums mit Freude und Fröhlichkeit feiern *). Diese ist die erste Spur, welche man in den Alterthümern von der Verehrung der Märtyrer findet, folglich auch die erste Spur vom Heiligendienste, welcher in der Folge auf eine so sehr überspannte, und der wahren Religion so schädliche Art überhand nahm. Seit dieser Zeit ward es nach und nach zur Gewohnheit gemacht, daß man die Feste der Märtyrer feierte. Der Bischof Cyprian munterte seine Kleriker in einem Schreiben an sie sogar auf, die Todestage der Märtyrer fleissig aufzuzeichnen, damit man ihr Andenken feiern könne. Die Gläubigen versammelten sich an den Gräbern derselben, hörten die Geschichte des Märtyrerthums an, die man ihnen vorlas, verrichteten Gebete, brachten Opfer, und genossen gemeiniglich auch bey einer solchen Gelegenheit das heilige Abendmahl. In der Folge wurden sogar über den Gräbern der Märtyrer Kirchen erbauet, und ihnen gewidmet. In so fern, als der Zweck dieser Anstalt kein anderer war, als das Bestreben, das Andenken derjenigen zu feiern, welche im rühmlichen Kampf für Jesum gestorben waren, und die Nachkömmlinge durch dieses Beyspiel zu unterrichten und zu stärken, war sie gewiß edel und schön. Auch die Bischöfe und Lehrer verbanden anfänglich keine andere Absicht damit. „Die Verehrung verstorbener Menschen, sagte Augustin, soll nicht bis zu einer Religionshandlung sich ausdehnen. Man soll sie ehren, um sie nachzuahmen, nicht um ihnen einen Dienst zu erweisen. Wir ehren und lieben sie, ohne ihnen zu dienen; ihnen errichten wir

*) *Euseb. L. 4. c. 15.*

keine Tempel „ *). Allein der fanatische Eifer der Christen, und Hang zum Sinnlichen und Wunderbaren, schweiften in Ansehung dieser Sache bald aus. Dieses beweisen die Vorwürfe einiger sogenannten Ketzer, besonders der Manichäer und des berühmten Faustus, welche sie der katholischen Parthey darüber machten. Augustin selbst gestund es ein, daß eine Art religiöser Feier zum Andenken der Märtyrer unter dem Volke bereits eingeführt war; ja, er hielt sogar ernstlich dafür, das Volk könne durch eine solche Verehrung an den Verdiensten der Märtyrer Theil nehmen, und durch ihr Gebet unterstützt werden **). So sehr änderte sich in kurzer Zeit die Denkungsart, da man im Gegentheile im ersten und zweyten Jahrhunderte kein Bildniß in den Bethäusern geduldet, jede religiöse Verehrung irgend eines erschaffenen Wesens als baare Abgötterey verabscheuet, und so sorgfältig gewachet hatte, daß der Gottesdienst in seiner ursprünglichen Reinigkeit bleibe!

Daß den Aposteln, welche Märtyrer waren, eben diese Ehre erwiesen wurde, versteht sich ohnehin. Daß man aber auch die Feste der übrigen Apostel gefeiert habe, davon findet sich nichts in den gleichzeitigen Denkmälern. Aber eine andere Art religiöser Verehrung, nämlich der Engeldienst, hatte sich schon sehr frühe, früher, als die Feier der Festtage der Märtyrer unter den christlichen Gemeinden eingeschlichen. Der Grund davon ist unstreitig in einigen philosophischen Systemen zu suchen, welchen einige Juden und Heiden zugethan waren, ehe sie zum Christenthum übertraten. Es ist bekannt, daß die Platoniker eine Reihe oberer Dämonen angenommen haben, von denen sie glaubten, daß ihnen Gott die Re-

*) *Augustin. de vera religione c. 55.*

**) *Augustin. contra Faustum. L. 20. c. 21.*

gierung der Welt, die Verkündigung des Willens Gottes, die Aussöhnung der Menschen mit Gott, und mehr andere Geschäfte übertragen habe. Eben solche Grundsätze hatten die Essäer unter den Juden. Sie hatten die alten biblischen Aesserungen von den erschaffenen Geistern mit irgend einem philosophischen Systeme verbunden, und glaubten, die meisten Schicksale der Menschen hiengen von diesen Geistern oder Engeln ab, denen die Regierung der Welt von Gott angewiesen wäre. Eben darum, und weil sie selbige als die Mittler betrachteten, welche das Gebet und die Erinnerung der tugendhaften Handlungen der Menschen vor Gott brächten, und ihnen die göttlichen Wohlthaten ertheilten, erwiesen sie ihnen eine gottesdienstliche Verehrung *). An diese Grundsätze und Verehrung gewöhnt, konnten nun Juden und Heiden nicht sogleich wieder darauf Verzicht thun, als sie in die Gemeinde der Christen traten; sie setzten auch als Christen den Engeldienst fort; doch die eine christliche Parthey eifriger als die andere, und zwar aus ebendenselben überspannten Begriffen, welche man sich von ihren hohen Verrichtungen in der Welt machte. Die Kirche erkannte zwar diese Lehre nie für die ihrige, noch diese Verehrung für rechtmässig und löblich. Schon der Apostel Paulus bezeigte sein Mißfallen über diese Gewohnheit **). In der Folge machten sich Origenes, Augustin und Chrysostomus ein eigenes Geschäft daraus, diesen Irrthum zu bestreiten †). Gleichwohl breitete sich selbiger immer mehr aus, und selbst angesehene Lehrer blieben nicht ganz frey davon. Sogar Origenes, der doch seine

*) *Flav. Joseph. de bello Jud. L. II. c. 8. §. 7.*

**) *Epist. Paul. ad Coloss. c. 2. v. 18.*

†) *Origenes contra Cels. L. 5 & 8. Augustin. Confess. L. 10. c. 42. Chrysost. Homil. 5 & 9 in Coloss.*

Parthey von den Vorwürfen reinigen wollte, die ihnen Celsus deswegen gemacht hatte, stellte in eben derselben Vertheidigungsschrift die Engel, ganz der heidnischen Philosophie gemäß, als Mittelspersonen zwischen Gott und den Menschen vor, welche bald die Gebete der Menschen zu Gott überbringen, bald als Freunde Gottes sich zu den Menschen herablassen, zu denen Gott seine Wohlthaten durch sie gelangen läßt *). So ward also die Einfalt und Reinigkeit des Gottesdienstes nach und nach durch menschliche Zusätze um so mehr gestört, da dergleichen Irrthümer von den gemeinen Christen allmählig sogar auf die Lehrer hinüberflossen.

Eben dasselbe gilt von den hohen Begriffen, welche man nach und nach von dem Werth und der Kraft des Fastens annahm. Ohne Zweifel waren auch diese von den Begriffen und Gebräuchen der ältesten Nationen und ihrer Nachkömmlinge erst auf die Heiden und Juden, und dann auf die Christen übergegangen. Beynahe alle rohen Völker hatten aus verschiedenen Gründen zuweilen gefastet. Die dümmsten aus ihnen hofften Erscheinungen von den Göttern, Offenbarungen und andere Wohlthaten durch sie zu erhalten. Einige glaubten, die Götter dadurch versöhnen, und ihre Vergehungen abbüssen zu können. Andere, welche bey einer philosophisch richtigern Denkungsart nach innerer Vollkommenheit strebten, sahen das Fasten für ein Mittel an, die Bezähmung ihrer sinnlichen Begierden mehr zu befördern, und sich so der Gottheit zu nähern. Unter den Juden waren besonders die Pharisäer wegen strenger Beobachtung des Fastens berühmt. Jesus selbst hatte hierin dem Geschmacke seines Zeitalters nachgelebt, ohne jedoch seinen Nachfolgern eben diese Verbindlichkeit

*) *Origenes contra Celf. L. V.*

aufzulegen *). Aber Jesu Nachfolger, durch sein erhabenes Beyspiel gestärket, thaten dasjenige freywillig, was ihnen ohnehin entweder ihr alter Nationalbrauch, oder irgend ein philosophisches System tief in Kopf und Herz eingepflanzt hatte. Doch obwohl diese Beobachtung des Fastens nur freywillige Uebung war, so sah man sie doch gleichsam von Tage zu Tag mehr für eine Nothwendigkeit an.

Bald thaten sich einige Sonderlinge hervor, welche nicht so fast darum, weil einst das Mosaische Gesetz es befohlen hatte, als vielmehr in der falschen Vorstellung, daß sie eine höhere Tugend dadurch ausübten, sich von gewissen Speisen theils nur an einigen Tagen, theils ihr ganzes Leben hindurch freywillig enthielten. Diese Leute, welche unter dem Namen der Asketen schon im dritten Jahrhunderte bekannt waren **), sind eigentlich die erste Sekte, die aus der Mitte der orthodoxen Christen selbst hervor trat, und die wahre Lehre verfälschte, ohne eben von der Kirche als ein überflüssiger, die ursprüngliche Reinigkeit verderbender Auswuchs betrachtet zu werden. Mit ihnen zeigten sich die ersten Spuren vom Verfalle der wahren und innern Religion. Denn ihre asketischen Uebungen schränkten sich nicht blos auf die Enthaltsamkeit von Wein und Fleisch, oder andern bestimmten Speisen ein; sie dehnten selbige beynahe auf alle übrige Arten der Seldstpeinigung aus, die sie als das höchste Verdienst des Menschen priesen. Ganz vom Geiste der Mystik durchdrungen, zeigten sie gegen alles Zeitliche eine übertriebene Verachtung, enthielten sich von der Ehe, versagten sich den Genuß jedes erlaubten Vergnügens, begegneten ihrem Körper mit einer ungewöhnlichen Härte, pei-

*) *Matth. IX.*

**) *Can. Apost. c. 51.*

nigten ihn mit selbstgewählten Martern, und brachten alle ihre Stunden wechselweise in solchen Uebungen, und in Gebet und Beschaulichkeit zu. In so fern, als der Zweck einer solchen Lebensart kein anderer war, als durch eine bescheidene Abtödtung der Sinnlichkeit, die Regungen des Körpers und die bösen Begierden zu ersticken, war sie eben nicht zu tadeln. Die weisesten der heidnischen Philosophen hatten einst ihren Schülern aus eben denselben Gründen ähnliche Vorschriften ertheilet. Auch die Lehrer der Christen empfahlen selbige anfänglich aus keinen andern Ursachen *). Allein der Enthusiasmus schweifet in seiner Hitze gemeiniglich über das vorgesteckte Ziel hinaus. Selbst den bescheidenern Lehrer reisset er zuweilen zu übertriebenen Behauptungen hin; wie sollte der rohe ungebildete Haufe mit seinem wilden Feuer sich mässigen können? Bald begnügten sich die Christen nicht mehr, eine strenge Lebensart als Mittel zur Dämpfung der bösen Begierden aufzustellen; sie sahen jede Art von Selbstpeinigung schon an und für sich, wenn sie auch diesen Einfluß nicht hätte, für das größte Verdienst an, und thaten ihrem Körper wehe blos aus Liebe zu Gott in dem albernen Wahne, durch Selbstpeinigungen allein könne man ihm, auch ohne alle Rücksicht auf andere Wirkungen, den gefälligsten Dienst erweisen. Dieses Vorurtheil fand bey den Christen so grossen Beyfall, daß die Hochachtung gegen diese Lebensart nach und nach zu einer unglaublichen Höhe stieg, und die Zahl der Asketen sich ansehnlich vermehrte.

Ganz natürlich führte eine solche Denkungsart, wenn Kopf und Herz einmal dafür warm geworden waren, zum Einsiedlerleben. Man glaubte, sich dadurch noch mehr Vollkommenheit geben zu können,

*) *Origenes contra Celf.*

wenn man sich von der Welt ganz und gar absonderte, und zog dann in Einöden und Wüsteneyen hin, um dort alle Tage des Lebens, fern von allem Umgange mit Menschen, unter anhaltenden Bußübungen zuzubringen. Diese Erscheinung zeigte sich jedoch in der christlichen Kirche nicht vor der Mitte des dritten Jahrhundertes. Die erste äusserliche Veranlassung dazu gaben die Verfolgungen. Als der Kaiser Decius die Christen mit unerträglicher Härte bestrafte, und sich viele, um einer so grausamen Mißhandlung zu entgehen, aus ihren Wohnörtern entfernten, ergriff auch ein gewisser Paulus die Flucht. In einer Wüsteney in Niederthebais, wohin er geflohen war, fand er eine Höhle, bey welcher eine Quelle vorbeyfloß, und verbarg sich darin. Hier gab er sich ungestört mit Gebet, mit frommen Betrachtungen, und mit Kreuzigungen des Fleisches ab, und setzte diese Lebensart bis an sein Ende fort, welches erst im hundert und dreyzehnten Jahre seines Lebens erfolgte. Unter schwärmerischen Köpfen, unter Leuten von einer feurigen Einbildungskraft, in einem sehr warmen Klima, bey einem natürlichen Hange zum Ausserordentlichen und Wunderbaren, mußte ein so sonderbares Beyspiel bald Verehrer und Nachahmer finden. Mehr andere ähnliche Beyspiele von Selbstverläugnung, welche verschiedene Völker im Zustande ihrer Barbarey von jeher gegeben hatten, und einige Heiden und Juden zu gleicher Zeit noch gaben, mußten den Reiz noch mehr verstärken. Bey manchem war es vielleicht zärtliche Anhänglichkeit an verjährte Gewohnheit, daß er sich nun eifrigst bestrebte, auch unter dem Namen eines Christen, den er angenommen hatte, essenische oder therapevtische Lebensart fortzusetzen. So wuchs nach und nach die Anzahl solcher Menschen, welche sich von der Welt trennten,

und ihrer Privatüberzeugung gemäß blos für ihr Seelenheil lebten. Man nannte sie Anachoreten, oder Einsiedler. Einer der berühmtesten nach Paulus war in diesem Zeitraume (§. 270.) Antonius aus Oberägypten. Schon in seiner Kindheit vermied er den Umgang mit andern Kindern; schlug in seinem Knabenalter allen wissenschaftlichen Unterricht aus, und verrieth schon zu dieser Zeit durch Gebährden und Handlungen den Sonderling, der er in reifern Jahren in einem höhern Grade ward. Anfänglich verfügte er sich in eine ziemlich weit von seinem Geburtsorte Coma entlegene Grabstätte, wo er ungefähr fünfzehn Jahre viele Widerwärtigkeiten ertrug. Als ihm dieser Aufenthalt nicht mehr behagte, zog er sich in eine Wüsteney zurück, und lebte zwanzig Jahre in dieser Einsamkeit. Durch diese Klasse von Halbmenschen ward eigentlich der Grund zu dem Mönchthume gelegt, welches sich erst in dem folgenden Zeitraume nach und nach ausbildete.

Es ist unglaublich, welches grosse Verderben diese ganz fremde Erscheinung in die Kirche Christi nach und nach eingeführt hat. Durch sie ward allmählig der ächte Geist des Christenthums verdränget, und nicht nothwendige, hier und da sogar verwerfliche Nebendinge traten an seine Stelle. Sie prägte den Christen den ganz unwürdigen Begriff von Gott ein, daß man durch solche Kreuzigungen des Fleisches den erzörnten Gott versöhnen, seine Sünden büssen, sich sein Wohlgefallen erwerben und ihm ähnlicher werden kann; gleich als wäre Gott ein Despot, der sein Gefallen daran findet, seine Untergebenen leiden zu sehen. Da einmal diese Lebensart als die höchste Tugend aufgestellet war, hielten sie einige bald für die einzige. Sie bedachten nicht, daß der Mensch nicht für sich allein, sondern auch für andere von Gott in

diese Welt gesetzt ist; daß derjenige, der alle Freuden der Freundschaft und Geselligkeit fliehet, eben dadurch auch alle Pflichten der Freundschaft und Geselligkeit übertritt; daß Bruderliebe unter den Menschen, aufrichtige Theilnahme an den Schicksalen des andern, gegenseitige Unterstützung und Hilfeleistung der christlichen Religion höchster Zweck und erstes Gesetz ist, und daß man sich durch eine solche Lebensart selbst ausser Stand setzet, jenen zu erreichen, und dieses zu erfüllen. Die allzugrosse Verachtung alles Zeitlichen brachte den Hang zum frommen Müssiggang, und eine gänzliche Verdrossenheit und Abneigung gegen die Erfüllung häuslicher Pflichten; und der überspannte Haß gegen die Sinnlichkeit jene widersinnige Gewohnheit hervor, auf die Erhaltung seines eigenen Körpers gegen alles Naturgesetz gar keine Rücksicht zu nehmen. Aus eben dieser Quelle floß endlich die hohe Meinung vom Werthe der Jungferschaft, und der Haß des Ehestandes; zwey Dinge, gegen welche der Apostel Paulus, so wie gegen die überspannten Vorstellungen von der grossen Kraft der Selbstpeinigungen überhaupt, mit vielem Eifer sprach *). Dergleichen Privatmeinungen verbreiteten sich so schnell und stark, daß man die Ehelosigkeit schon im dritten Jahrhunderte beynahe allgemein für eine höhere Stufe moralischer Vollkommenheit ansah. Selbst Lehrer und Kirchenversammlungen unterstützten in der Folge das Volk durch ihre Schriften und Schlüsse in diesem Wahne. Die nothwendigste Folge davon war, daß man vor allen den Priestern die Ehe zu entziehen sich bemühte. Schon im zweyten Jahrhunderte wurde denselben an einigen Oertern die zwote Ehe nicht mehr gestattet. Im vierten Jahr-

*) *Epist. Pauli ad Ephes. c. V. v.* 21 *sqq. ad Coloss. c. III. v.* 18 *sqq.* vorzüglich *I ad Timoth. c. IV. v.* 1—9.

hunderte verordnete die Kirchenversammlung zu Elvira, daß sich die Priester, wenn sie im Opferdienste stehen, ihrer Weiber enthalten sollten *). Diese aus den hohen Begriffen von der Vollkommenheit des Cälibats geflossene Verordnung stund ganz genau im Verhältnisse mit den Begriffen von dem hohen Werthe der Messe, welche nun allmählig als ein besonderer Theil des Gottesdienstes betrachtet wurde, und immer mehrere Zusätze bekam. Man glaubte, dieses grosse Opfer würde entehret werden, wenn es ein Priester entrichtete, welcher nicht wenigst einige Zeit zuvor eine strenge Enthaltsamkeit ausgeübt hatte. Bald hierauf suchte man die Kandidaten des Priesterthumes, wenn sie noch unverehelichet waren, bey ihrer Anstellung durch Verträge dahinzubringen, daß sie unverehelichet zu bleiben versprachen. Das Konicilium zu Ancyra vom Jahre 314 dehnte diese Anstalt sogar auf die Diakonen aus, und faßte den Schluß, daß alle diejenigen, welche sich nicht schon bey ihrer Anstellung die Freyheit zu heurathen ausdrücklich bedungen hatten, und nachher doch Weiber nahmen, ihres Amtes entsetzt werden sollten **). Freylich gelang es in diesem Zeitraume nur hier und da mit sehr vieler Mühe, solche Verordnungen bey der Geistlichkeit gelten zu machen; aber der Glaube an die grossen Vorzüge der Jungferschaft setzte sich doch sowohl bey dem Klerus, als bey den gemeinen Christen immer fester. Vielleicht trug ein gewisser Oppositionsgeist gegen die weltliche Macht, den man an den Christen selbiger Zeit unmöglich verkennen kann, vieles dazu bey. Die Ehelosigkeit war bekanntlich bey den Römern nicht angesehen; es bestunden vielmehr bürgerliche Strafgesetze gegen selbige. Vielleicht hielten es

*) *Concil. Eliberitan. can.* 33.

**) *Concil. Ancyran. can.* 10.

die Christen für ein Verdienst, anders zu handeln, als die Römer geboten, in der Meinung, das, was den Heiden mißfalle, müsse Gott nothwendig gefallen. Doch verschafften gewiß auch besondere Zeitumstände dieser Denkungsart ein vorzügliches Gewicht. Der Unterhalt so vieler Priesterwittwen und Waisen fiel mancher ärmern Christengemeinde von Tage zu Tag mehr zur Last; und überdies mußten nothwendig auch die Verfolgungen, welche zuweilen vorzüglich gegen die Geistlichen mit besonderer Heftigkeit ausbrachen, den Wunsch erzeugen, daß selbige durch äussere Verhältnisse und Verbindungen so wenig als möglich gehindert wären, der Wahrheit ein grosses Opfer zu bringen. Mit Recht konnte man von ehelosen Priestern weit mehr Standhaftigkeit erwarten, als von beweibten.

Die übertrieben strenge Ascetik, welche nach und nach in der christlichen Kirche immer mehr in Aufnahme kam, war, wie gesagt, durch die besondere Christliche Parthey der Montanisten gar sehr befördert worden. Montanus, der Stifter derselben, aus der Asiatischen Landschaft Mysien gebürtig, war nur erst seit kurzem ein Mitglied der christlichen Kirche geworden. Von Natur ehrgeizig und stolz, und mit einer feurigen Einbildungskraft versehen, strebte er immer nach dem Wunderbaren, nach allzuhohen und ausserordentlichen Dingen. Seine Eigenliebe beredete ihn, er sey berufen, die christliche Moral zu verbessern. Er versuchte es wirklich. (Um das J. 157.) Aber in den Händen eines Mannes, dessen Ehrgeiz mit aller Macht strebte, über das Gewöhnliche weit sich empor zu heben, der bey seinem natürlichen Hange zur Schwermuth, den er mit dem Ehrgeize verband, bey seinem mürrischen, unfreundlichen Wesen auch unschuldige Handlungen der Menschen böse fand, muß-

te natürlich die christliche Moral eine ganz andere Gestalt bekommen, als ihr Christus und die Apostel gegeben hatten.

Seine Absicht war keineswegs, alte Glaubenssätze zu verwerfen, oder neue einzuführen; er änderte an der Glaubenslehre nicht das geringste. Sein Hauptaugenmerk gieng auf die Moral, auf die äusserlichen Andachtsübungen, und auf die Kirchenzucht. Seinem Vorgeben nach hatte der Paraklet, der Lehrer und Tröster, das ist, der heilige Geist, den Menschen noch keinen vollkommenen Unterricht ertheilet. Der Unterricht geschah stufenweise erst im alten Testament, dann durch Christum und die Apostel, und dann endlich durch ihn (Montan) und seine Gehilfen. Vor allen, fuhr er fort, habe er den heiligen Geist empfangen, damit durch ihn und seine Gehilfen das ergänzet werde, was der christlichen Kirche noch mangele. Im vollen Vertrauen auf solche besondere Offenbarungen, welche der düstere Schwärmer ohne Zweifel wirklich erhalten zu haben wähnte, that er nun an die Menschen ganz neue, und in der heiligen Schrift nicht gegründete Foderungen. Vor allem wich er von den Katholiken darin ab, daß er das Fasten zur Pflicht machte. Ueber das gewöhnliche Fasten der Christen führte er noch zwey andere ein, wovon das eine vor Pfingsten gehalten wurde. Bey beyden erlaubte er nur trockene Speisen und Wasser. Die freiwilligen wöchentlichen Fasten der Christen an der Mittewoche und am Freytage, welche sie in einer der spätern Stunden des Nachmittags endigten, dehnte er bis zum Untergange der Sonne aus. Der zweyte wichtige Punkt, worin er sich von den Katholiken unterschied, waren seine Gesinnungen in Ansehung der zwoten Ehe. Er erklärte sie für eine Sünde, und es mochte sie nun jemand entweder

nach dem Tode des einen Ehegatten, oder nach der eines Ehebruches wegen vorgenommenen Scheidung wiederholet haben, so verordnete er, daß ein solcher aus der Kirchengemeinde ausgeschlossen werden sollte. Eben so auffallend strenge bewies er sich gegen diejenigen, welche aus der Kirchengemeinschaft waren verstossen worden. Nach seinem Urtheile sollte ein Christ, welcher wegen grober Sünden aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen worden, gar nicht wieder in selbige aufgenommen werden, nicht, als hätte die Kirche die Macht nicht, dieses zu thun, sondern um die Menschen von den Sünden künftig abzuschrecken. Zur Zeit der Verfolgung sein Leben durch die Flucht retten, oder durch andere unter den Katholiken bisher als unschuldig betrachtete Mittel für seine Sicherheit zu sorgen, hielt er für eine Verläugnung der christlichen Religion, und verbot es als eine schlechterdings unerlaubte Sache. Seine Anhänger mußten an diesen Tagen den gottesdienstlichen Versammlungen eben so zahlreich beywohnen, und durften dieses so wenig geheim halten, als zur Zeit der größten Ruhe. Daher kam es, daß die Montanisten beynahe unter allen andern Religionspartheyen die meisten Märtyrer hatten. Es war aber eine natürliche Folge ihrer Denkungsart, daß sie den Märtyrern und Bekennern bey weitem nicht so viele Ehre und Hochachtung erwiesen, als die Katholiken. Sie betrachteten die Standhaftigkeit, mit welcher die Christen ihr Leben für die Religion hingaben, nicht als ein besonders Verdienst, sondern als eine unnachläßliche Pflicht gegen Gott. Ueberdies verlangte Montanus, bey den gottesdienstlichen Versammlungen sollten die Jungfern ihre Gesichter nicht nur eben so mit einem Schleier verhüllen, wie die Frauen und Wittwen; sondern dieser Schleier sollte sogar einen

gröſſern Theil des Körpers bedecken. Er war endlich ein Feind des Putzes in der Kleidung, der Schauspiele, des Eidschwures und des Soldatenstandes.

Als Montanus seine sogenannte Verbesserung der christlichen Moral und Kirchenzucht vornahm, glaubten die Christen noch immer, der heilige Geist theile einigen aus ihnen, wie einst im apostolischen Zeitalter, zuweilen seine Wundergaben mit. Sie hielten besondere Offenbarungen nicht für unmöglich. Montanus gab vor, solche Offenbarungen erhalten zu haben. Es ist daher kein Wunder, daß ihm in kurzer Zeit eine beträchtliche Anzahl von Christen öffentlich beyfiel. Das Sonderbare und Geheimnißvolle hat ohnehin für viele Menschen einen unwiderstehlichen Reiz. Nicht nur in Phrygien und den umliegenden Provinzen, sondern auch in Kappadocien, Galatien, Cilicien, zu Konstantinopel, zu Karthago und im übrigen Afrika, hatte sich sein Anhang sehr ausgebreitet. Sogar ganze Städte waren in einigen Gegenden mit Montanisten besetzt. Gleich anfänglich zwar hatten sie heftige Gegner gefunden; doch bald gewannen sie die Oberhand. Die Katholiken wurden von ihnen an vielen Orten ganz, oder wenigst zum Theile verdränget, und die Montanisten bildeten nun eigene Gemeinden. Diese unterschieden sich dann auch durch manche besondere Einrichtung in Ansehung des Kirchenregiments. Sie hatten drey Klassen geistlicher Vorsteher: einen Patriarchen, der zu Pepuza in Phrygien seinen Sitz hatte; Koenones, eine andere Art von Aufsehern, welche die nächste Stelle nach dem Patriarchen einnahmen, und Bischöfe, welche die dritte Klasse ausmachten. Doch war vermuthlich die Verschiedenheit mehr in der Benennung, als in der Amtsgewalt selbst gegründet gewesen. Daß sie aber auch den Weibern erlaubt

haben, öffentlich zu lehren, kann nicht erwiesen werden.

Ein ungemein grosses Gewicht bekam diese Parthey (Um das J. 200.), seitdem Tertullian, einer der angesehensten Kirchenlehrer, zu ihr übertrat. Die Beredsamkeit, mit welcher sie dieser berühmte Aelteste von Karthago mündlich und schriftlich vertheidigte, ward durch die grosse Achtung, die ihm sein Eifer für die Religion, seine Rechtschaffenheit, und seine Gelehrsamkeit verschaffet hatten, auf eine hinreissende Art unterstützt. Seine Schutzschrift für die Christen gegen die Heiden, wovon seine zwey Bücher an die Heiden eigentlich nur eine Umarbeitung sind; ferner seine Bücher vom Zeugniß der Seele, vom Gebete, die Ermahnungsschrift an die gefangenen Bekenner des Christenthumes, seine Schriften von den Schauspielen, von der Abgötterey, von der Taufe; endlich die zwey Bücher an seine Ehegattin, verfaßte er wahrscheinlich zu einer Zeit, da er noch nicht Montanist war. Wenigst findet man darinn noch keine augenscheinlichen Spuren des Montanismus. Ob er dieser Parthey schon zugethan gewesen, da er die Bücher von der Busse, von der Geduld, und gegen die Juden schrieb, ist ungewiß. Ohne Zweifel aber verfertigte er die Schriften vom Soldatenkranze, von der Verschleierung der Jungfrauen, von der weiblichen Kleidung, vom weiblichen Schmucke, von der Flucht bey Verfolgungen, die Ermahnung zur Keuschheit, das Buch von Einer Ehe, die Schrift vom Fasten gegen die sinnlichen Menschen, (Psychicos, so wurden die Katholiken von den Montanisten genannt), und jenes von der Keuschheit als Montanist. Als Mitglied dieser Gemeinde, jedoch nicht zur Vertheidigung ihrer Grundsätze, schrieb er auch ein Werk von der Verjährung gegen die Ketzer,

Bücher gegen Marcion, gegen die Valentinianer, gegen Praxeas, gegen Hermogenes, gegen die Gnostiker, (gegen diese letztern unter dem Titel: Gegengift wider die Skorpionen), und endlich viele andere Streitschriften gegen verschiedene Irrthümer der Ketzer. Dahin gehören die Werke vom dem Leibe Christi, von der Auferstehung des menschlichen Körpers, von der Seele, (letzters gegen die heidnischen Philosophen); endlich eine Schutzschrift für seinen Mantel (eine griechische Kleidung, wegen welcher er von den heidnischen Römern verspottet worden), und eine Schutzschrift an Scapula, Statthalter von Afrika, welcher sich gegen die Christen überaus grausam betrug. Tertullian hatte noch mehrere Schriften verfaßt, die wir aber nicht mehr besitzen.

Ausser Tertullian werden von den Alten ein gewisser Theodotus, Themiso, Alexander, Alcibiades, Aeschines und Prokulus, oder Proklus, als berühmtere Anhänger Montans, oder Vorsteher Montanistischer Partheien genannt. Einige setzen noch den bekannten Athenagoras dazu. Man weiß aber von allen diesen beynahe nichts anders, als ihre Namen. Berühmter wurden die drey Frauenzimmer: Maximilla, Priscilla und Quintilla, welche an Montans Begeisterungen einen lebhaften Antheil nahmen. Die zwo erstern kennen wir aus Tertullian; durch ihn wissen wir, daß sie sich unmittelbarer Offenbarungen rühmten. Von der letztern meldet nur Epiphanius, ein in diesem Stücke nicht glaubwürdiger Zeuge, daß sie, oder Priscilla, im Traum eine Erscheinung Christi gehabt, und von ihm die Weisheit empfangen habe. Nach seinem Berichte stiftete sie eine eigene Parthey der Montanisten.

Wenn man auch sonst keine Gewißheit hätte, daß die Sekte der Montanisten sehr zahlreich gewesen, so

würde man es schon aus dem Umstande schliessen können, daß es sich so viele aus der katholischen Parthey zum Geschäfte machten, gegen sie zu schreiben. Apollonius, Miltiades, Apollinarius, Bischof zu Hierapel, Cajus, ältester zu Rom, Serapion, Bischof zu Antiochien, und ein Ungenannter, thaten dieses. Doch ist von ihren Schriften ausser einigen Auszügen, welche Eusebius geliefert hat, nichts bis zu uns gekommen. Der ungenannte Schriftsteller meldet, daß die asiatischen Gemeinden sogar Zusammenkünfte veranstaltet haben, um sich dem Montanismus zu widersetzen. Die fürchterlichsten Feinde desselben sind aber gewiß in der Folge die christlichen Kaiser geworden, welche scharfe Edikte gegen sie erliessen *). Aus diesen ersieht man auch, daß diese Sekte am Anfange des fünften Jahrhunderts noch nicht erloschen war.

Gerade das Gegentheil von den Montanisten, wenigst in zweenen wesentlichen Punkten, waren die Elcesaiten, welche Elxai, ein ehemaliger Jude (J. 112.) gestiftet hatte. Hatte Montanus den Ehestand als eine Unvollkommenheit betrachtet, und gewissermassen mißbilliget, so legten im Gegentheile die Elcesaiten demselben grosse Vorzüge vor dem ehelosen Stande bey. Da die Montanisten eine unerschütterte Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Glaubens zur Zeit der Verfolgungen foderten, hielten es letztere für erlaubt, in dieser Lage den Glauben zu verläugnen, ja sogar abzuschwören. Eine äusserliche Handlung des Mundes, sagten sie, hebe den innerlichen Glauben nicht auf. Hierin waren sie unstreitig Montans Antagonisten. Aber in einem andern Stücke kamen sie ihm ziemlich nahe. Sie hatten, oder erwarteten wenigst eigene Offenbarungen, hatten Prophetinnen unter

*) *Cod. Theodos. Tit. de Haeret. L.* 34. 40. 48. 57. & 65.

sich, hielten viel von Wahrsagereien, und sogar einem Buche, welches ihr Stifter seinem Vorgeben nach auf göttliche Eingebung verfertiget hatte, schrieben sie die Kraft zu, daß es eine Vergebung der Sünden verschaffe, welche von jener verschieden sey, die Christus erworben hat. Elxai empfahl auch seinen Anhängern mehrere den Juden eigenthümliche Religionsgebräuche, die Beschneidung, die Feier des Sabbaths, die Reinigungen durch Baden und Waschen, die Gewohnheit, unter dem Gebete das Gesicht nach Jerusalem zu kehren; und verbot den Genuß einer Speise von lebendigen Thieren. Man würde die Elcesaiten in die Klasse jener Schwärmer setzen können, welche der Reinigkeit des Christenthumes gefährlich wurden, wenn sich diese Parthey mächtiger ausgebreitet, oder länger gedauert hätte. Ihr Sitz war in Peräa, Idumäa, Nabathäa, und in dem Lande der Moabiter. Eusebius aber berichtet, sie habe ihr Entstehen kaum überlebt. Doch war sie im dritten Jahrhundert auf eine kurze Zeit aufs Neue erwachet, und Origenes hatte die Christen vor ihnen gewarnet. Ausser diesem hatte sich ihnen auch ein gewisser Alcibiades aus Apamäa widersetzt.

Auch die Abeliten würden in die Zahl ähnlicher Schwärmer gehören, wenn es erwiesen wäre, daß es wirklich eine eigene Parthey unter diesem Namen jemals gegeben habe. Wie uns Augustin und der Verfasser des Buches Praedestinatus versichern (denn die ältern Schriftsteller schweigen von ihnen), haben sie sich durch eine sehr seltsame Lebensart von andern Christen unterschieden. Jede Mannsperson von ihnen soll ein kleines Mädchen, und jedes Frauenzimmer einen kleinen Knaben beständig bey sich gehabt, auch diese Kinder zu ihren Erben erkläret haben, um dadurch in Verbindung mit einer Person

des andern Geschlechts, und doch ausser der Ehe zu leben, und so die Vorschrift Pauli: die da Weiber haben, als hätten sie keine (1. Kor. VII. 29.), im eigentlichen Wortverstande zu erfüllen.

Einige setzen diesen Schwärmern noch die Valesier bey. Sie erzählen von ihnen, sie hätten die Ihrigen alle entmannet, und sogar Fremden, die bey ihnen Herberge genommen hatten, diese Gewalt angethan, um sie vor dem Laster der Wohllust zu sichern. Einzelne fanatische Köpfe mögen wohl solche Ausschweifungen begangen haben. Daß es aber eine eigene Parthey der Valesier gegeben habe, ist höchst unwahrscheinlich. Keine bürgerliche Gesellschaft, am wenigsten der Römische Staat, würde so schädliche Ungeheuer geduldet haben. Es sind auch hiervon keine sichern historischen Zeugnisse vorhanden. Und Ueberdies hätte diese Parthey gerade durch das, was sie vor andern wesentlich auszeichnen sollte, ihren eigenen schnellern Untergang befördert.

Siebentes Kapitel.

Weitere Verfälschung der Glaubenslehren und der Moral. Gnostische Ketzereien und Schwärmereien. Manichäer.

Die meisten der bisher beschriebenen Irrthümer waren aus den Grundsätzen und Gebräuchen verschiedener jüdischer Partheien geflossen. Je höher aber in der Folge die Zahl der bekehrten Heiden stieg, desto mehr nahm die Duldung jüdischer Gewohnheiten ab; die verschiedenen Partheien jüdisch gesinnter Christen verloren sich nach und nach, und an ihre Stelle traten immer mehr andere Sekten hervor, welche ihre besondern Meinungen, womit sie das

Christenthum entstalteten, aus den Systemen heidnischer Philosophen entlehnten, welchen sie zugethan waren. Zu sehr für ihren ehemaligen Lehrbegriff eingenommen, mochte er auch noch so ungereimt seyn, konnten sie neue Religionslehren unmöglich für wahr halten, wenn sie nicht mit jenem übereinstimmten. Sorgfältig bemühten sie sich daher, durch spitzfindige Erklärungen beyde miteinander zu vereinigen, und so entstund dann allmählig eine Philosophie der Religion. Je abentheuerlicher manchmal das philosophische System war, welches sie der Religion anpassen wollten, desto mehr ward es unter ihren Händen auch diese letztere. Anfänglich kam der Name eines Häretikers den Katholiken, so wie jeder andern Sekte, gemeinschaftlich zu. Er bedeutete nichts anders als einen Mann, der eine gewisse Meinung erwählet hatte. Da aber einige anfiengen, wesentliche Grundwahrheiten der Religion umzustossen, oder neue, mit dem Christenthum unverträgliche Lehrsätze einzuschieben; da sie ihre Meinungen hartnäckig verfochten, und sich überdies einen Anhang machten, wurde endlich der Name eines Häretikers, den man in der Folge durch das deutsche Wort Ketzer ausdrückte, nur diesen letztern allein als ein Schimpfname beygelegt.

Die ersten theoretischen Ketzer, deren die heiligen Urkunden gedenken, waren Hymenäus und Philetus. Sie behaupteten, die Auferstehung sey schon geschehen. Vermuthlich verstunden sie darunter die moralische Veränderung, welche in den Menschen durch die Annahme des Christenthumes vor sich gegangen. Sie erwarteten daher keine Auferstehung der Leiber, sondern hielten die Lehre von derselben für einen Irrthum. Ihr Anhang war eben nicht beträchtlich, und erhielt sich nicht lange. Weit stärker

breiteten sich nach ihnen verschiedene Partheien der Gnostiker aus. Die Sekten, welche diesen Namen gemeinschaftlich trugen, kamen zwar alle darin überein, daß sie eine eigene Erkenntniß von Gott, von den durch ihn hervorgebrachten Substanzen oder Aeonen, und von dem Ursprunge der Welt zu haben glaubten. Christus war ihrer Meinung nach einer von diesen Aeonen; er war eher als die Welt, aber dem allerhöchsten Gott gleich. Eine wahre Menschwerdung Christi nahm keiner aus ihnen an; denn sie glaubten, jede Materie sey an sich böse; daher habe Christus nur einen Scheinkörper angenommen. Dieses war die unterscheidende Lehre, welche allen denjenigen, die sie angenommen hatten, die Namen der Doketen, der Phantasiasten und der Opinarier erwarb. Durch die Bekanntmachung der Wahrheiten, sagten sie ferners, durch deren Beobachtung die Menschen zur Freiheit, und zur höchsten Seligkeit bey Gott kommen könnten, habe sie Christus aus der Gewalt der bösen Weltschöpfer erlöset; deswegen sey er in die Welt gekommen. Auch zeichneten sich alle Gnostiker durch die gänzliche Verwerfung des alten Testaments, und durch einen allgemeinen Haß gegen Moses und gegen die jüdische Staats- und Kirchenverfassung aus. In andern Dingen hingegen dachten sie sehr verschieden. Nicht alle Gnostiker nahmen das neue Testament, oder alle Theile desselben an. Manche Parthey hielt sich nur an einige Bücher derselben, manche hatte sie mit falschen Zusätzen vermehrt, manche setzte einige unterschobene Schriften, zum Beyspiele, die Evangelien der Apostel Petrus, Thomas, Mathias, den ächten an die Seite. Einige dieser Leute legten alle Handlungen der Menschen der bösen Materie oder dem Körper bey, und lebten aus diesem Grunde sehr lasterhaft;

andere, welche die höchste Glückseligkeit in die beständige Beschauung Gottes setzten, suchten ihre Befreiung von der bösen Materie durch alle Gattungen von Enthaltsamkeit zu bewirken. Sie begaben sich aller Reichthümer, und enthielten sich vom Fleischessen, Weintrinken, vom Ehestande, und von allen Ergötzungen.

Viele haben bisher Simon den Magier nicht nur für den Urheber der gnostischen Irrthümer, sondern auch für den ersten unter allen übrigen Ketzern gehalten, und von ihm manche ungegründete Nachrichten erzählet. Es ist wahr, zu Samaria, wo anfänglich seine vorgeblichen Wunder grosses Aufsehen erregt hatten, erkannte er selbst den Vorzug der Wunderkräfte der Apostel vor den seinigen, und ließ sich taufen. Er bot hierauf den Aposteln ein Stück Geldes an, damit sie auch ihm die Macht geben möchten, durch Auflegen der Hände die Gaben des heiligen Geistes andern mitzutheilen. Petrus suchte ihn durch die ernstliche Erinnerung an das Strafgericht Gottes zu bessern. Auch das ist gewiß, daß er viele wichtige Irrthümer der gnostischen Philosophie vertheidiget hat. Eben so gewiß ist es aber auch, daß Simon nach dem eben erwähnten Vorfalle aufhörte, ein Mitglied der christlichen Kirche zu seyn, und vielmehr ein Verfolger der Christen wurde. Als ein Ungläubiger gehöret er daher nicht unter die Zahl der Ketzer.

Simon hatte einige Anhänger, die sich, zwar in geringer Zahl, nach seinem Tode noch erhielten. Einer seiner vornehmsten Schüler war Menander, ein Samariter. Er trieb die Magie, und ertheilte denjenigen, die ihm glaubten, eine Taufe, der er die Kraft beylegte, die Unsterblichkeit, oder das ewige Leben zu verschaffen, und von allen teuflischen Wir-

kungen zu befreien. Am Ende des apostolischen Zeitalters, oder am Anfange des zweyten Jahrhunderts, schlug er den Schauplatz seiner Schwärmerey in Syrien auf, und stiftete eine Parthey. Da er die christliche Religion verwarf, so kann er so wenig ein Ketzer genannt werden, als der Schwärmer Dositheus, welcher schon etwas früher, wahrscheinlich bald nach dem Anfange des neuen Testaments, als ein gebornер Jude eine essenisch harte Lebensart führte, die Bücher Mosis eigenmächtig veränderte, und nach seiner Willkühr erklärte, eine ewige Dauer der Welt behauptete, das Daseyn der guten und bösen Engel läugnete, und sich selbst für den verheissenen grossen Propheten und Messias ausgab. Auch dieser war der Stifter einer Parthey, aber kein Christ.

Einer der Hauptanführer der gnostischen Sekte, die mit Recht als eine christliche kann betrachtet werden, war unstreitig Cerinthus. Er lebte zur Zeit des Apostels Johannes, und hielt sich in Kleinasien auf. Sein Lehrgebäude war ein Gemische von Judenthum, Christenthum und gnostischer Philosophie. Von dieser wich er nun freilich darin ab, daß er den Aeon, welcher die Welt und den Menschen erschaffen hatte, und der seiner Meinung nach der Judengott war, nicht für so ganz böse hielt, wie andere Gnostiker; er betrachtete ihn aber doch auch nicht als den höchsten Gott. Alle Gnostiker nahmen von der Person und Natur Jesu Christi sehr sonderbare Vorstellungen an, indem sie selbige aus der Aeonenlehre zu erklären bemüht waren; und hierin zeichnete sich dann auch Cerinthus sehr auffallend aus. Jesus war ihm blosser Mensch, der von Joseph und Maria gezeugt worden, und zum Unterricht der Welt gekommen war, weil den Juden und Heiden die Kenntniß des höchsten Gottes mangelte. Aber bey seiner Taufe

senkte sich auf ihn, wie er glaubte, Christus, einer der guten und höchsten Aeonen, in der Gestalt einer Taube herab, der ihn mit dem höchsten Gotte bekannt machte, und ihm die Kraft, Wunder zu thun, ertheilte. Da er nun sein Lehramt verwaltete, um die Völker zur wahren Erkenntniß Gottes zu führen, so reizte der Weltschöpfer, welcher nach und nach schlimm geworden, die Juden, ihn zu verfolgen. Bey dieser Gelegenheit verließ der Aeon Christus Jesum; und dieser starb als ein natürlicher Mensch am Kreuze. Doch nach der allgemeinen Auferstehung der Todten, fuhr Cerinthus fort, wird Christus sich mit Jesu wieder vereinigen, und mit denjenigen, welche hier den höchsten Gott erkannt haben, zu Jerusalem ein tausendjähriges Reich errichten. Die Summe aller Religionen setzte dieser Irrlehrer in die Erkenntniß und Verehrung des höchsten Gottes, und in die Beobachtung einiger Gesetze Mosis. Vom neuen Testamente nahm er nur das Evangelium Matthäi an, doch ließ er auch aus diesem diejenigen Stücke weg, die in seinen Lehrbegriff nicht paßten.

So sehr immer dergleichen seltsame Meinungen selbst dem gemeinsten Menschenverstande als ein üppiger Auswuchs des menschlichen Geistes ungereimt vorkommen sollten, so machte doch gerade diese Art über das Christenthum zu philosophiren um diese Zeit am meisten ihr Glück. Die Anzahl gnostischer Christen vermehrte sich besonders im zweyten Jahrhunderte ungemein stark. Aber so wie die Cerinthianer eine eigene Parthey bildeten, so waren auch die folgenden Gnostiker in mehrere Haufen getheilet, deren jede ihren eigenen Anführer hatte.

Saturninus lehrte in Syrien; Basilides zu gleicher Zeit (J. 117—138.) in Aegypten. Beyde kamen darin überein, daß sie aus Gott verschiedene Klassen

von Aeonen oder Geistern hervorgehen liessen, wovon die eine aus der ewigen Materie die Welt und den ersten Menschen gebildet habe. Saturnin nahm sieben solcher Klassen an, und dachte sich überdies zwo Klassen von Menschen: jene der guten, denen Gott eine vernünftige, und jene der bösen Menschen, denen Satan eine ihm ähnliche Seele mitgetheilet habe. Basilides ließ aus Gott ebenfalls sieben vollkommene Aeonen ausfliessen, und hielt Gott selbst für den achten; diese acht Aeonen aber brachten, seiner Meinung nach, die Geister der ersten Klasse: die Weisheit und die Macht, und diese beyden wieder andere Geister hervor, wovon die letztern immer unvollkommener waren, als die ersten, bis endlich drey hundert fünf und sechzig Ordnungen da waren. Der Vorsteher der Engel dieser letztern Ordnung baute die Welt nach dem Bilde, welches ihm der Aeon Weisheit (σοφια) vorgelegt hatte. Den Menschen legte er eine zweyfache Seele bey: eine sinnliche, die ihnen die Engel eben dieser Ordnung, und eine vernünftige, die ihnen Gott gab. Dieses schien aber beyden Lehrern eine ausgemachte Wahrheit zu seyn, daß sich diese Aeonen in der Folge der Zeit sehr verschlimmert, und viel Elend in die Welt gebracht haben. Diesem Uebel abzuhelfen, die Herrschaft der schlimm gewordenen Weltgeschöpfe und des Satans zu zerstören, die Menschen aus dem Verderben zu retten, in welches sie der Streit der bösen oder sinnlichen Seele mit der vernünftigen stürzte, und sie zur Erkenntniß des wahren Gottes zu führen, sey Christus als der Sohn Gottes (Basilides nannte ihn den Aeon νους, und schränkte seine Bestimmung auf das Lehramt ein) in einem Scheinkörper in die Welt gekommen. Weil sie, wie die Gnostiker überhaupt, die Materie für böse hielten, so gaben sie keine Auser-

stehung der Leiber zu, sondern setzten eine Art der Seelenwanderung fest. Sie behaupteten, die Seelen der guten Menschen kehren nach dem Tode wieder in das göttliche Wesen zurück; die Seelen derjenigen hingegen, die den Lehren Christi nicht gehorchet hatten, müßten erst durch Wanderungen in andere menschliche oder thierische Körper von ihren Unvollkommenheiten gereiniget werden. Von dem moralischen Lehrbegriffe dieser Männer weiß man sehr wenig. So viel ist gewiß, daß Saturninus behauptet hat, die Enthaltung vom Fleischessen und vom Ehestande sey ein Mittel, sich von der Oberherrschaft der Weltschöpfer zu befreien. Von der Moral des Basilides ist noch weniger zuverlässig bekannt. Einige glauben, er habe als ein Feind der Tugend die Laster empfohlen. Freilich mag unter seinen Anhängern ein grosses Verderbniß der Sitten geherrschet haben; aber selbst Klemens von Alexandrien gesteht es aufrichtig, eine Empfehlung der Laster widerspreche offenbar seinem System *). Die Verheimlichung seiner Religion zur Zeit der Verfolgungen hielt er aber nicht nur für erlaubt, sondern auch für gut. Daher kam es, daß seine Parthey keinen einzigen Märtyrer zählte, von denen er überhaupt nicht zum rühmlichsten geurtheilet hatte.

Unter allen gnostischen Sekten stund jene (§. 130.), welche der Alexandriner Karpokrates gestiftet hatte, im schlimmsten Rufe. Seine Lehren von der Schöpfung der Welt, von der Ewigkeit der Materie, von den Reihen der Aeonen, und von dem Ursprunge des Bösen, hatte er zwar mit allen Gnostikern gemein. Doch darin wich er von ihnen ab, daß er sich Jesum als einen blossen Menschen, und zwar nach Platonischen Ideen, als einen mit einer reinern Seele be-

*) *Stromat. Lib.* 3.

gabten Menschen dachte, welche sich dessen, was in ihrem ehemaligen Umgange mit Gott vorgegangen war, richtig erinnerte. Darin bestund nach seiner Vorstellung der Vorzug Jesu vor andern Menschen, und durch eben diese Kraft, die ihm Gott mitgetheilet, hatte er sich aus der Herrschaft des Weltschöpfers, losgewunden, und war zu Gott wieder zurückgekehret. Allein nicht so fast durch diese theoretischen Sätze, als vielmehr durch seine abscheuliche Sittenlehre, machte sich Karpokrates allgemein verhaßt. Kaum sollte man es glauben, daß unter den Christen ein Lehrer aufstund, welcher, weil er allen Unterschied zwischen dem Guten und Bösen aufhob, einem jeden die vollkommene Freiheit ließ, nach seiner Willkühr zu handeln, und sogar behauptete, man könne nicht selig werden, ohne in der Welt alle mögliche Laster begangen zu haben, ja sogar deswegen eine Seelenwanderung annahm, damit die Seele, wenn ihr noch irgend ein Laster fehlte, selbiges in einem andern Körper begehen könne. Gegen seinen übrigen Lehrbegriff streiten diese Behauptungen offenbar; gleichwohl legten die Zeugnisse der Alten diese Lehre dem Karpokrates einmüthig bey. Vielleicht haben die Kirchenväter seine Lehre nicht richtig gefaßt, und sie blos nach der schändlichen Lebensart seiner Anhänger beurtheilet. Selbst Irenäus hielt die ausserordentlichen Schandthaten der Karpokratianer für unglaublich. Ihre Zahl war eben nicht geringe; in Alexandrien, Cephalonien und zu Rom gab es Karpokratianer; ihre Lebensart gab zu bittern Vorwürfen der Heiden gegen die Christen überhaupt Anlaß; aber schon im dritten Jahrhunderte war die Sekte erloschen. Ein berüchtigter Schüler des Karpokrates war Prodikus. Wahrscheinlich hat er dessen Lehrbegriff in einigen Stücken geändert und erweitert. Daß er

aber die Sekte der Adamiten gestiftet, welche dem Gottesdienste nakt beywohnten, oder daß es jemals eine solche Sekte wirklich gegeben habe, ist nichts weniger als erwiesen.

Ungefähr um eben diese Zeit, da Karpokrates seiner abscheulichen Moral wegen die verdiente Verabscheuung aller ehreliebenden Menschen zuzog, ließ Valentin, ein gelehrter, mit der griechischen Philosophie sehr vertrauter Aegypter, seiner muthwillig ausschweifenden Einbildungskraft vollen Lauf, und heckte einen so abentheuerlich spitzfindigen Lehrbegriff aus, daß ihn die Christen zu Rom, wo er zuerst seine Irrthümer ausbreitete, dreymal von ihrer Gemeinde ausschlossen. Mit glücklicherm Erfolge lehrte er hierauf in Cypern, wo er sich einen beträchtlichen Anhang sammelte. Ein Mann, der bey einer ägyptisch feurigen Einbildungskraft bemüht war, gnostische Lehrsätze, Meinungen griechischer Weltweisen, und überdies auch vielleicht mythologische Träume griechischer Dichter an das Christenthum anzuknüpfen, mußte nothwendig ein Ungeheuer zur Welt bringen, das eigentlich weder Religion noch Philosophie war. Da Valentin bey allem dem Dunkel, daß seine unbegreifliche Lehre umgiebt, der Stifter einer so beträchtlichen und berühmten Parthey war; so lohnet es der Mühe, den sonderbaren Roman, den seine erhitzte Phantasie gebar, näher kennen zu lernen.

Er gieng von gnostischen Grundsätzen aus, und setzte in den unermeßlichen Lichtraum oder in die Fülle (πληρωμα) fünfzehn Paare Aeonen beyderley Geschlechts, wovon einer den andern erzeugt hatte, die aber in Ansehung ihrer Vollkommenheiten Stufenweise verschieden sind. Nach dieser Verschiedenheit theilte er sie in drey Klassen, wovon die erste acht, die zwote zehn, und die dritte zwölf Aeonen

enthält. Der erste unter allen Aeonen, sagte er, sey Gott, den er den Ungebornen, den Urvater und die Tiefe nannte. Dieser sey mit der Denkungskraft, die auch das Stillschweigen heißt, vermählet, und habe mit ihr den Verstand männlichen, und die Wahrheit weiblichen Geschlechtes gezeuget; vom Verstand und der Wahrheit stammten das Wort (λογος) männlichen und das Leben weiblichen Geschlechtes, von dem Wort und Leben aber der Mensch und die Gemeinde (εκκλησια) ab. Die Aeonen der zwoten Klasse, wovon ebenfalls einer den andern hervorgebracht, hätten das Wort und Leben zu ihren Stammältern, und hiessen der Tiefe (βοθιος) und die Vermischung, der Nichtalternde und die Vereinigung, der Sichselbstzeugende und die Lust, der Unbewegliche und die Mischung, der Eingeborne und die Selige. Die Aeonen der dritten Klasse, welche von dem Menschen und der Gemeinde ursprünglich abstammten, seyen der Tröster und der Glaube, der Väterliche und die Hofnung, der Mütterliche und die Liebe, der Allezeitverständige und die Klugheit, der Kirchliche und die Seligkeit, der Freiwillige und die Weisheit.

Ausser den Aeonen dieser drey Klassen nahm Valentin noch vier andere männlichen Geschlechtes an: den Horus oder die Grenze, welcher ein Sohn der Tiefe und des Stillschweigens sey, und den unermeßlichen Lichtraum oder die Fülle verwahren müsse, damit die untern Aeonen nicht eindringen; Christum, und den heiligen Geist, die von der Tiefe und dem Eingebornen abstammen, und die übrigen zur Erfüllung ihrer Pflichten ermahnen, und endlich Jesum, zu dessen Zeugung und Ausrüstung mit den vortreflichsten Gaben alle übrigen Aeonen beygetragen haben.

Nicht alle Aeonen, fuhr er fort, seyen mit gleicher

Erkenntniß Gottes ausgerüstet; nicht alle stehen in eben derselben Gemeinschaft mit Gott. Den Vorzug vor allen übrigen habe in diesem Stücke der Verstand; eben darum werden die andern von heftigen Leidenschaften beunruhiget, worunter der Neid die vornehmste sey. Unter allen Aeonen sey die Weisheit in diesen Leidenschaften die unbändigste; sie würde im Zustande der Unruhe sich über den Lichtraum hinaus in die dort befindliche Materie gestürzet haben, hätte sie nicht Horus zurückgehalten. Eben darum, um ähnliche Folgen in der Zukunft abzuwenden, habe Gott die obengedachten Aeonen, Christum, den heiligen Geist, und Jesum hervorgebracht; wovon der erstere den übrigen Aeonen eine richtige Erkenntniß Gottes beybringen, der andere sie lehren sollte, die Begierden zu bezwingen. Aus der leidenschaftlichen Unruhe der Weisheit sey aber indessen ein anderer weiblicher und unvollkommener Aeon, Achamot und Enthymesis genannt*), hervorgekommen, an dessen Zeugung ihr Gemahl keinen Antheil gehabt habe. Enthymesis sey seit ihrer Geburt in der gestaltlosen Materie, oder in einer dichten Finsterniß ausserhalb des Lichtraumes herumgeirret; und ihr erbärmlicher Zustand habe den Aeon Christus bewogen, ihr einiges Licht oder einige Vernunft mitzutheilen; Horus aber habe sich ihr, als sie sich dem Pleroma nähern wollte, ihr Licht zu vergrössern, sogleich widersetzt. Da sich nun verschiedene traurige Empfindungen über dieses Schicksal, besonders Furcht und Angst ihrer bemächtigten, da aus ihrer heftigen Begierde nach dem Lichte die Seelen, besonders die Seelen der Welt und des Weltschöpfers, aus ihren Thränen das Was-

*) Was Valentin unter diesen Namen verstanden habe, blieb auch den scharfsinnigsten Forschern bis zur Stunde noch ein Räthsel.

ser, aus ihrem Lachen, wozu sie die Erinnerung an den kurzen Genuß des Lichts zuweilen gebracht, die hellen Körper, und aus ihrer Traurigkeit die irdische Materie entstanden; da sie dadurch überhaupt in einen seltsamen Zustand der Verwirrung versetzt worden, so habe Christus auf ihr Bitten Jesum mit seinen Engeln zu ihr geschickt, der ihr dann die Erkenntniß mitgetheilet, und sie von dem Schmerze befreiet habe. Jezt erst habe sie drey Substanzen gezeugt: eine geistige (πνευμα τικην) von Natur gute und unverwesliche; eine Seelenartige (ψηχικην), die sich von Natur zum Guten und Bösen könnte leiten lassen, und eine materielle (ὑλικην), welche ihrer Natur nach verderblich ist. Von dieser letztern Gattung sey der Demiurg, oder Weltschöpfer gewesen, welcher unter dem Beystande des Aeons Jesus und seiner Mutter, der Achamot diese Welt gebauet, und den Menschen erschaffen. Diesen letztern habe er aus der seelenartigen und materiellen Substanz zusammengesetzt, und mit einem sichtbaren Körper bekleidet. Die Achamot aber habe noch ein Theilchen von der geistigen oder himmlischen Substanz hinzugethan.

Nach und nach habe sich der Weltschöpfer aus Uebermuth selbst für einen Gott angesehen, welches auch die Vorsteher der übrigen Himmel gethan haben. Auch haben ihn wirklich die Juden als ihren Gott verehret. Daher rühre der Mangel der Erkenntniß Gottes unter den Menschen, und das lasterhafte Leben, dem sie sich ergaben. Um diesem Elende zu steuern, sey Christus gekommen. Zum Theil aus der seelenartigen, zum Theil aus der geistigen Substanz zusammengesetzt, und mit einem sichtbaren Körper aus einer feinen ätherischen Materie umgeben, sey er durch den Leib Maria, wie Wasser durch einen Kanal geflossen. Die Menschen von der Verehrung des Weltschöpfers

schöpfers abzubringen, und zur Erkenntniß des wahren Gottes zu führen, sey seine Bestimmung gewesen. Der glückliche Erfolg seiner Arbeiten habe aber den Weltschöpfer so sehr gekränket, daß er die Juden verleitete, Christum zu kreuzigen. Bey dieser Gelegenheit sey Jesus, welcher sich bey seiner Taufe mit ihm vereiniget hatte, sammt der geistigen Seele von ihm geschieden.

Die Seele derjenigen nun, welche den Lehren Christi gemäß den wahren Gott allein erkennen, und ihre sinnliche Seele der geistigen, oder der Vernunft unterwerfen, werden nach dem Tode nahe an dem unermeßlichen Lichtraume einer ewigen Glückseligkeit geniessen; die Seelen derjenigen hingegen, welche sich durch Abgötterey oder Laster beflecket haben, gänzlich zernichtet werden. Endlich werde, wenn sich die Achamot in dem Pleroma mit Christo wird vereiniget haben, ein allgemeiner Brand diese ganze sichtbare Welt verzehren.

Unbegreiflich ists, wie ein Mann von so vielem Verstande, und nicht unbedeutender Wissenschaft, als Valentinus war, ein so abentheuerliches System der Welt vorlegen, oder je nur den geringsten Beyfall finden konnte. Die scharfsinnigsten Gelehrten waren bisher nicht im Stande, ihm durchgehends einen vernünftigen Sinn unterzulegen. Gleichwohl war die Valentinianische Parthey beynahe die zahlreicheste unter allen gnostischen, und erhielt sich weit über die gegenwärtige Periode hinaus. Aus ihr entstunden verschiedene kleinere Sekten, deren Anführer Valentins Lehrbegriff hier und da zu verbessern suchten. Ptolomäus, der im zweyten Jahrhunderte lebte, nahm drey Urheber des Mosaischen Gesetzes an: Gott, Mosen, und einige ältere Vorfahren. Die dreyssig Aeonen Valentins vermehrte er mit acht andern. Ei-

nige seiner Anhänger gaben dem obersten Aeon, oder Gott selbst, zween weibliche Aeonen: den Verstand und den Willen zu. Man kann nicht berichten, wie lange die Parthey der Ptolomäiten gedauert habe. Von einem andern Anführer einer besondern Valentinianischen Sekte, Namens Sekundus, ist nichts anders zuverlässig bekannt, als daß er die guten und bösen Aeonen genauer von einander unterschieden hat. Jenen wies er einen Platz auf der rechten Seite an, und gab ihnen den Namen des Lichts; diesen räumte er die linke Seite ein, und nannte sie Finsterniß. Herakleon, der in der Mitte des zweyten Jahrhunderts lehrte, hat Valentins Lehre von den zwey Grundwesen, welche jedoch letzterer nicht für gleich ewig hielt, und von den Bestandtheilen des Menschen deutlicher auseinander zu setzen gesuchet. Das Stillschweigen ließ er von der Tiefe, oder von dem höchsten Gott abstammen. Ueber die Sterbenden soll er, während daß er sie mit einem kostbaren Balsam bestrich, gewisse Formeln gesprochen haben, wovon die eine an die obern Kräfte, die andere an den Weltschöpfer gerichtet war. Dadurch erleichterte er, seinem Vorgeben nach, der himmlischen Seele des Menschen den Eingang in die höhern Gegenden; der vernünftigen aber den Eingang in die Wohnung des Weltschöpfers. Er nannte diese feierliche Handlung seine Erlösung. Doch beruhet diese Nachricht auf keinem sichern Zeugnisse. Von seiner Erklärung des Evangeliums Johannis haben uns Origenes und Klemens von Alexandrien einige Bruchstücke aufbehalten. Von Markus, welcher gleichfalls eine Parthey gestiftet hat, weiß man sehr wenig. Nach einigen soll er sich die vier obersten Aeonen der ersten Klasse in Frauenzimmergestalt, und von Gott, oder von der Tiefe abgesondert vorgestellet, eine doppelte Schö-

pfung des Menschen, nämlich jene des irdischen, und jene des himmlischen angenommen, und nebst der Taufe, die er für die sinnliche Seele als ein Mittel zur Vergebung der Sünden bestimmte, noch eine zwote Einweihung für den Geist eingeführt haben, welche zur Erlangung der Vollkommenheit dienen sollte. Er nannte sie die Erlösung. Vorzüglich wurde er sammt seinen Anhängern, die unter den Namen der Markiten, Markositen und Markosianer bekannt waren, der Magie beschuldiget. Einige hielten die Archontiker, welche ihren Namen daher erhalten hatten, daß sie die Geister nicht Aeonen, sondern Fürsten (αρχοντες) und Kräfte (αρχαι) nannten, für eine Gattung der Markosianer. Allein gewiß ist es, daß diese letztern vor der Mitte des vierten Jahrhunderts nicht bekannt wurden, und ihre Grundsätze scheinen mehr mit andern gnostischen Sekten, als mit der Markosianischen eine Verwandtschaft zu haben. Von dem Stifter der Kolarbasianischen Parthey, welcher Kolarbasus, oder nach andern Kloarbasar geheissen, wird versichert, daß er die acht ersten Aeonen Valentins nicht als verschiedene Substanzen, sondern als verschiedene Verhältnisse und Wirkungen Gottes betrachtet habe, die nicht nach und nach gezeugt worden, sondern alle auf einmal da gewesen. Auch ließ er die Aeonen der letzten Klasse: den Menschen und die Kirche nicht von dem Wort und Leben, sondern diese letztern von den erstern abstammen. Einige ältere und neuere Schriftsteller nennen noch die beyden Presbyters der Römischen Kirche, Florinus und Blastus, dann einen gewissen Theodotus, und endlich einen Theotimus, einen Axionikus, einen Alexander, und einen Kassianus, als Anführer besonderer Valentinischer Partheien. Aber wenig oder nichts kann man von allen diesen mit Gewißheit behaupten.

Mit Unrecht haben einige den Bardesanes unter die Valentinianischen Ketzer gesetzt. Dieser durch Talent, Wissenschaft und Beredsamkeit berühmte Syrer, der ein gutes und böses Grundwesen annahm, wovon das erste Gott selbst ist, unterschied sich merklich von den Valentinianern dadurch, daß er die Ausflüsse aus dem erstern Grundwesen: das Gute, das Licht, den Rechten, den Barmherzigen, den Frommen und den Gerechten, so wie die Ausflüsse aus dem zweyten: das Uebel, die Finsterniß, den Linken, den Grausamen, den Gottlosen und den Ungerechten nicht Aeonen, sondern Wirkungen nannte. Gänzlich aber entfernte er sich von dem System Valentins durch die Behauptung: nicht der Weltschöpfer, oder der Teufel, sondern Gott habe die Welt und den Menschen geschaffen. Von der Person Christi hatte er gleichfalls seine eigenen Vorstellungen. Da er voraus setzte, der Mensch habe erst alsdann einen Körper von Fleisch, oder von der groben Materie, dem Grund aller bösen Begierden empfangen, nachdem der Böse die reine Seele verführt hatte, so konnte er sich natürlich Christum mit keinem solchen Körper denken. Er legte ihm also einen himmlischen bey, und behauptete, er habe gerade so zu den Menschen geredet, wie im alten Testament die Engel zu Abraham. Eben so natürlich folgte hieraus, daß er das Leiden, den Tod und die Auferstehung Christi: Veränderungen, denen nur ein gewöhnlicher menschlicher Körper unterworfen seyn kann, so wenig als die Auferstehung der verstorbenen Leiber überhaupt zugeben konnte. Auch dieser Mann hatte seine Anhänger, welche hier und da etwas an seinem Lehrbegriff änderten. Seine Parthey überlebte wahrscheinlich das dritte Jahrhundert.

Unter den gnostischen Sekten, welche um diese Zeit

das Christenthum verfälschten, sind auch die Enkratiten vorzüglich berühmt, theils weil sie ziemlich zahlreich waren, theils weil sie sich noch im vierten Jahrhundert erhielten. Die meisten derselben waren Lehrlinge, oder wenigst Nachfolger Tatians. Dieser gelehrte, in der Philosophie sehr bewanderte Assyrier, der den bekannten Märtyrer Justin zum Lehrer und Freund hatte, auch demselben in Bestreitung des heidnischen Philosophen Krescens thätig beystund, ward endlich durch seine Anhänglichkeit an gnostisch philosophische Meinungen zu Irrthümern verleitet. Er unterschied den Weltschöpfer von dem höchsten Gott, ließ an Christo nur einen Scheinkörper zu, und sprach dem ersten Menschen Adam die Seligkeit schlechterdings ab. Seine Schutzschrift für die christliche Religion, und die Harmonie der vier Evangelisten, die er verfertigte, erwarben ihm sehr vielen Beyfall. Ob er zur Zeit, da er sie schrieb, noch rechtgläubig gedacht habe, läßt sich nicht bestimmen. Er schrieb noch mehr andere Werke. Nach dem Tode seines Lehrers und Freundes, Justins des Märtyrers, ließ er seine besondere Denkungsart immer deutlicher merken. Er verließ endlich Rom (J. 172.), und kehrte in sein Vaterland wieder zurück, wo er seine Lehre ohne Scheu öffentlich vortrug. Ausserdem, daß er die oben angezogenen Irrthümer vertheidigte, verwarf er auch den Ehestand, den Gebrauch des Fleischessens, und des Weintrinkens, und bediente sich daher auch im heil. Abendmahle des Wassers anstatt des Weines. Daher wurden alle Enkratiten, die entweder wirklich von ihm ihre Irrthümer geschöpft hatten, oder auch ohne sein Zuthun in diesen Stücken mit ihm ähnlich dachten, Hydroparasten, Aquarier, Accaophorer oder Saccophorer genannt. Nicht nur in Mesopotamien, zu Antios

chien, in Cilicien, in Pisidien, und in mehrern Gegenden Kleinasiens, sondern auch in Gallien, Aquitanien, Spanien und zu Rom, befanden sich solche Leute. Unter den besondern Partheien, die sich aus den Enkratiten gebildet haben, nennet man die Severianer, von einem gewissen Severus also genannt, von denen Eusebius berichtet, daß sie die Briefe des Apostels Paulus und die Apostelgeschichte verworfen haben; und die Apotaktiker, oder Apotaktiten, denen ihr Verzicht auf alle zeitliche Güter diesen Namen erworben hat. Sie sollen auch das Gesetz schlechterdings verworfen, den falschen Akten des h. Andreas und des h. Thomas ein grosses Ansehen beygelegt, diejenigen, die in eine Sünde gefallen, niemals wieder in ihre Kirchengemeinschaft aufgenommen, und sich selbst die Apostolischen und die Katharer oder Reinen genannt haben.

Allen diesen Partheien fehlte es jedoch auch nicht an Gegnern. Musanus erwarb sich durch seinen Brief an einige Brüder, die zur Parthey der Enkratiten übergegangen waren, grossen Ruhm bey den Seinigen. Rhodon, ehe ein Schüler Tatians, suchte die Zweifel aufzulösen, welche dieser gegen dunkle Schriftstellen aufgeworfen hatte. Irenäus schrieb gegen sie, so wie gegen andere Ketzer. Im Vorbeygehen haben auch Klemens von Alexandrien, Origenes und Tertullian ihre Irrthümer bestritten. Auch Klaudius Apollinaris, Bischof zu Hierapel, und Epiphanius, Bischof zu Ancyra, sollen gegen sie geschrieben haben.

Die Ophiten oder Schlangenbrüder werden ebenfalls den gnostischen Ketzern beygesellet. Sie hatten ihren Namen von einer Schlange erhalten, die sie verehrten, und beym Genusse des heiligen Abendmahls küßten. Mit den Valentinianern hatten sie in

ihrem Lehrbegriffe viel ähnliches; eben so spitzfindig und abentheuerlich war das Geschlechtregister ihrer Aeonen, eben so romantisch die Geschichte, die sie von einigen aus denselben, besonders von der Sophia, ihrem Sohne Jaldabaoth und ihrer geheimnißvollen Schlange erzählten. Jüdische und christliche Religion, gnostische Philosophie, Kabbala, Naturlehre, alles war in ihrem christlichen Lehrbegriff untereinander geworfen. Ihre Theologie bestund eigentlich in folgenden Hauptsätzen: Der Aeon Sophia (Weisheit) bewog durch ihre Mutter, welche der heilige Geist ist, den ersten Menschen, oder Gott, daß Christus, der Sohn des heiligen Geistes, seiner Schwester Sophia in Errettung der Menschen beystund. Christus reisete daher aus dem Sitze der Gottheit durch die sieben Planeten, und zog alle übrigen Theile des himmlischen Lichtes an sich. Sophia, die ihn auf der Erde erwartete, ließ indessen den Juden durch Johannes die Taufe der Busse predigen. So bald Christus auf der Erde angekommen war, vermählte sich Sophia mit ihm, und beyde nahmen in dem heiligen Menschen Jesu zu der Zeit ihren Sitz, da er von Johannes getaufet wurde. Als Jesus Christus verwaltete er nun sein Amt, und lehrte die Menschen die wahre Verehrung des höchsten Gottes; jedoch mit ungleichem Erfolge. Jaldabaoth aber reizte die Vorsteher des jüdischen Gottesdienstes, Jesum zu tödten; denn Jaldabaoth war schon lange bemüht gewesen, sich selbst als einen Gott verehren zu lassen. Christus verließ nun mit seiner Schwester Sophia Jesum, und gieng in den Sitz der Gottheit zurück. Er sandte aber aus der Oberwelt einen Geist, welcher Jesum vom Tod erweckte, und gab demselben einen neuen himmlischen Leib. Hierin nun haben sich seine Jünger doppelt geirret, indem sie

die Auferstehung Jesu selbst zuschrieben, und seinen Körper für einen natürlichen hielten. Nach achtzehn Monaten, während welchen er noch einige Jünger unterrichtete, fuhr er endlich wieder in den Lufthimmel hinauf.

Wahrscheinlich waren die meisten Lehren der Ophiten auf der berühmten Lehrtafel derselben sinnbildlich vorgestellet. Sie war in zwey Haupttheile und jeder in mehrere Fächer getheilet. Der erste enthielt verschiedene Bilder, Kraise und Namen; der zweyte gewisse Gebete an die sieben Planetenfürsten, um sie zu bewegen, daß sie die Seelen der Verstorbenen aufnehmen, welche ihrer Meinung nach alle Planeten durchwandern müssen. Die Ophiten scheinen indessen nicht in allen Punkten einerley Denkungsart gehabt zu haben. Ohne Zweifel ist auch in den Begriffen über ihre geheimnißvolle Schlange und in der Verehrung derselben eine Parthey von der andern abgewichen. Ihre Irrthümer haben einige christliche Schriftsteller gelegenheitlich und kurz, ausführlicher aber Ephraem der Syrer bestritten. Gleichwohl erhielt sich die Parthey, deren Ursprung eigentlich unbekannt ist, hauptsächlich in Syrien und Kleinasien; und noch in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts liessen einige christliche Kaiser Verordnungen gegen sie ergehen.

Um eben diese Zeit, da die Ophiten und so viele andere Ketzer bekannt waren, wurden Cerdo und Marcion die Stifter einer neuen und berühmten gnostischen Parthey. Aus Syrien begab sich Cerdo nach Rom, und trug dort seine Meinungen öffentlich vor. (J. 138 oder 142.) Er behauptete, es gebe einen doppelten Gott: einen gerechten und unbekannten, den Vater Jesu Christi, und einen guten und bekannten, den Weltschöpfer, von welchem das Mo-

saische Gesetz herrührte. Um der Herrschaft dieses letztern ein Ende zu machen, sey Jesus in einem Scheinkörper in die Welt gekommen. Auch läugnete er die Auferstehung der Todten, und nahm vom neuen Testamente nur das Evangelium Lucä und einige Briefe Pauli an, die er aber nach seiner Willkühr verfälscht haben soll. Diese Meinungen fielen den Rechtgläubigen zu Rom als Irrlehren auf; sie schlossen ihn daher aus ihrer Gemeinschaft aus.

Dieses gleichsam noch in der Wiege liegende System bildete nun Marcion erst recht aus, und erwarb sich einen ziemlich zahlreichen Anhang, der von ihm den Namen erhielt. Marcion war von seinem Vater, einem Bischofe zu Sinope in Pontus, man weiß nicht genau, aus welcher Ursache, in den Bann gethan worden. In der Hoffnungslosigkeit, seinen ehemaligen Posten als Aeltester dieser Gemeinde, oder auch nur die Wiederaufnahme in dieselbe wieder zu erlangen, kam er nach Rom gerade zur Zeit, da der bischöfliche Sitz daselbst nicht besetzt war, und bat die Geistlichkeit, ihn wieder aufzunehmen. Der Klerus schlug es ihm ab. Es sey gegen die Kirchenverfassung, hieß es, einen Gebannten ohne Wissen und Einwilligung desjenigen, der ihn mit dem Banne belegt hatte, in einer andern Gemeinde aufzunehmen. Diese abschlägige Antwort empörte sein Herz, und reizte ihn, mit Cerdo, der eben in Rom lebte, gemeinschaftliche Sache zu machen, und sich von der rechtgläubigen Parthey gänzlich zu trennen. Er that auch weite Reisen, um seine Parthey zu vergrössern.

Marcion nahm zwey Grundwesen an: ein gutes, welches er sich als den Herrn des Lichts, und ein böses, das er sich als den Fürsten der Materie und der Finsterniß vorstellte; den Welt- und Menschen-

schöpfer betrachtete er als ein Mittelwesen zwischen beyden, als den Urheber des alten Testaments, welchen die Juden als ihren Gott ehrten, und der zwar nicht gut, aber doch gerecht sey, indem er nach dem Tode das Gute belohne und das Böse bestrafe. Unaufhörlich, fuhr Marcion fort, lagen diese beyde Fürsten, namlich der Fürst der Finsterniß und der Weltschöpfer miteinander im Streit. Daher nahm Jesus, der Sohn des guten Gottes, die Gestalt eines Menschen an, kam in die Welt herab, und führte die Menschen zur Erkenntniß des wahren Gottes an. Eben darum, weil er sie von der Materie abzuziehen suchte, und sich dem Weltschöpfer sowohl, als dem Fürsten der Finsterniß widersetzte, wurde er von beyden verfolgt. Er litt aber nur einen scheinbaren Tod. Jesus verfügte sich hierauf in die Hölle, und befreite daraus diejenigen Seelen, welche der Weltschöpfer dahin verdammet hatte. Marcion glaubte aber nicht, daß Jesus eben dieser Christus gewesen sey, welchen einst die jüdischen Propheten vorher verkündiget hatten; vielmehr behauptete er, er habe sich auf dieser Welt nur für diesen Christus ausgegeben, um bey den Juden leichtern Eingang zu finden. Seine Moral war überaus strenge. Er verwarf das Fleischessen, das Weintrinken, und den Ehestand. Von den heiligen Schriften nahm er nur das Evangelium Lucä und zehn Briefe Pauli an, die er zum Gebrauche seiner Anhänger selbst herausgab. Er hatte aber sowohl diese, als jenes, um sie seinem System anzupassen, wesentlich verstümmelt und geändert; auch manche Stelle auf eine ihm ganz eigene Art ausgelegt. Unter den Schriften, die er verfertigte, sind die Widersprüche vorzüglich merkwürdig; ein Werk, worin er erweisen wollte, daß sich die Bücher des alten und neuen Testaments widersprechen.

Unter allen gnostischen Irrlehrern hatte sich Marcion in Ansehung der Aeonenlehre unstreitig am wenigsten in spitzfindige Träume verloren. Auch machte selbst zur Zeit der grossen Intoleranz, da man an den Ketzern alles tadelswerth fand, und im Mangel gegründeter Beschuldigungen mit Verläumdungen gegen sie loszog, doch kein einziger Kirchenlehrer seinen Anhängern wegen ihres Lebenswandels den geringsten Vorwurf. Gleichwohl fanden viele seine Meinungen bedenklich genug, um sie in eigens gegen ihn gerichteten Schriften ausführlich zu widerlegen. Justin der Märtyrer, und Irenäus, schrieben besondere Bücher gegen die Marcioniten, die aber nicht mehr vorhanden sind. Daß auch Philippus, Bischof zu Gortyna auf der Insel Kreta, Modestus, Dionysius von Korinth, Theophilus von Antiochien, Rhodan, gegen sie geschrieben haben, berichtet Eusebius, welcher uns auch aus der Schrift dieses letztern einige Auszüge mitgetheilet hat. Ein Gespräch gegen Marcion, welches jemand unter dem Namen Adamantius verfertiget hatte, ist in griechischer Sprache noch vorhanden. Auch besitzen wir noch ein Werk Tertullians gegen die Ketzerey dieses Irrlehrers. Von Hippolytus aber, Eusebius von Emesa, dem Ketzer Bardesanes und Sabbatius, einem Gallischen Bischofe, ist in diesem Fache nichts zu uns gekommen, als die Nachricht, daß sie gleichfalls gegen diese Sekte geschrieben haben. Ein lateinisches Gedicht gegen die Marcioniten wird dem Tertullian ohne Grund beygelegt.

Vielleicht muß man es größtentheils der grossen Anzahl der Marcioniten, und der langen Dauer dieser Parthey, welche sich bis ins fünfte Jahrhundert erhielt, zuschreiben, daß mehr Schriftsteller gegen sie auftraten, als gegen manche andere Sekte, deren

Grundsätze weit schädlicher waren. Wenn man dem Berichte des Epiphanius Glauben beymessen darf, so haben sich in Aegypten, in Palästina, in Syrien, in Arabien, auf der Insel Cypern, in Thebais, in Persien, zu Rom, und in ganz Italien Marcioniten in beträchtlicher Anzahl befunden. Sie hatten eigene Bischöfe, und wenigst im vierten Jahrhundert auch eigene Kirchen.

Doch auch unter dieser Parthey waren in kurzer Zeit Streitigkeiten entstanden, die endlich in offenbare Trennungen ausarteten; eine Folge, die sich gewöhnlich einfindet, wenn Hang zur Spekulation und Verbesserungssucht zum Enthusiasmus geworden sind. Es gab daher mehrere Gemeinden der Marcioniten, die in verschiedenen Punkten von einander abgiengen. Unter den Anführern solcher Partheien sind besonders Lukanus, oder Lucianus, und Apelles berühmt. Ersterer läugnete nicht nur die Auferstehung des Leibes, wie Marcion, sondern auch die Auferstehung der Seele. Er behauptete, ein dritter, von der Seele und dem Körper verschiedener Theil der Menschen werde auferstehen. Apelles ließ an Jesu einen wahren Körper zu, der aber nur aus verschiedenen Theilchen der obern Himmelskörper bestand, und lehrte, man könne die Seligkeit in jeder Religionsparthey erlangen. Unter dem Titel: Offenbarungen, hinterließ er eine Sammlung vorgegebener Weissagungen; und in einem andern Werke unter dem Titel: Vernunftschlüsse, bestritt er den göttlichen Ursprung der Bücher Mosis, und verschiedene Wahrheiten der christlichen Religion.

Aus eben derselben Quelle, aus welcher die Gnostiker ihre Irthümer schöpften, war auch unstreitig die Lehre der Manichäer geflossen. Von den Lebensumständen des Stifters derselben (§. 240 bis 277.),

eines Persers, welcher Mani hieß, von den Griechen aber Manes genannt wurde, hat man zwar sehr widersprechende Nachrichten. So viel ist aber gewiß, daß er in der morgenländischen Philosophie und Magie ziemlich bewandert war, daß er endlich ein Christ wurde, als ein solcher in Schwärmereien verfiel, und eines gewaltsamen Todes starb. Er gab sich nicht nur für einen Apostel Jesu Christi, sondern sogar für den Tröster (παραϰλητον) aus, welchen dieser verheissen hatte. Zwar verstund er unter diesem Tröster nicht den heiligen Geist selbst, sondern einen von demselben verschiedenen, ausserordentlichen und verheissenen Lehrer, welcher vornehmer sey, als alle Apostel gewesen waren. Aber eben darum, weil er als ein solcher erkannt werden wollte, gab er vor, seine Bestimmung sey, die Religion von den Mängeln zu reinigen, welche sich eingeschlichen haben, aus den Büchern des neuen Testaments die fremden Zusätze wegzuschaffen, und das zu ergänzen, was Christus verschwiegen habe, welcher nur einen Theil der wahren Religion bekannt gemacht; die Verkündigung des übrigen aber dem Tröster vorbehalten.

Schon hieraus ergiebt sich, daß er die heilige Schrift nicht ganz in derselben Gestalt angenommen habe, in der sie die übrigen Christen verehrten. Das alte Testament verwarf er ganz; im neuen änderte er Stellen nach Willkühr; erkannte nur jene für ächt, die seinem System günstig schienen, verwarf jene, die er mit demselben nicht vereinigen konnte, hielt überhaupt die vier Evangelien nicht für eine eigene Arbeit der Apostel, sondern nur für eine Nachahmung derselben *), und schob selbst ein unächtes Evange-

*) Und zwar aus dem Grunde, weil sie nicht die Aufschrift haben: Το Ευαγγελιον τϰ Ματθαιϰ ꝛc. sondern: ϰατα Ματθαιον.

lium ein. Auſſer diesen wurden seine übrigen Schriften von der Astrologie und Philosophie, die Sammlung von seinen Briefen, sein Buch von den Geheimnissen, ein anders unter dem Titel: die Hauptstücke, ferners eine Schrift unter dem Titel: der Schatz, das Riesenbuch, und endlich eine Sammlung von seinen merkwürdigen Reden und Thaten, von seinen Frennden sehr hoch geschätzt, und zur Erläuterung ihrer Religionslehren gebraucht.

So sophistisch verworren und abentheuerlich immer das obenbeschriebene Lehrgebäude Valentinians war, so gab doch Manes hierin wenig nach. Zwey Reiche, sagte er, sind von Ewigkeit her da gewesen, das Reich des Lichtes, und jenes der Finsterniß. Jedes derselben hat einen Vorsteher, der ebenfalls von Ewigkeit her gewesen, unveränderlich ist, und nebst andern Vorzügen die Fähigkeit hat, ihm ähnliche Substanzen hervorzubringen. Der Vorsteher des Lichts ist Gott; der Vorsteher der Finsterniß der Teufel. Diese sind die zwey ewigen Grundwesen, aus welchen verschiedene Aeonen entsprungen waren. Solche Ausflüsse aus dem guten Grundwesen sind Christus, als der Sohn Gottes, und der heilige Geist. Jener hat seinen Sitz zum Theil in der Sonne, zum Theil im Monde, durch die er seine Wirksamkeit zeiget; dieser in der reinen Luft, um die Einflüsse der unreinen aus dem Reiche der Finsterniß abzuwenden.

Nach einer unermeßlich langen Zeit entstund endlich im Reiche der Finsterniß ein innerlicher Krieg. Die siegende Parthey drängte die geschlagene immer weiter, bis endlich beyde an die Grenzen des Lichtreiches kamen. Hier überraschte sie der ungewöhnliche Anblick. Eine heftige Begierde, sich mit dem Lichte zu vereinigen, brachte beyde zu dem Entschlusse,

ins Reich des Lichtes einen Einfall zu thun. Sie versuchten ihn wirklich; Gott aber zeugte die Mutter des Lebens, und diese gebar den ersten Menschen, welcher sich dem Herrn der Finsterniß mit einer zahlreichen Armee widersetzen mußte. Allein dieser Mensch war in seinem Unternehmen nicht glücklich. Das böse Grundwesen verschlang viele Seelen, die aus dem Licht entsprossen waren, und unter diesen auch den Menschen Jesus, der von Christus unterschieden war. Diese Seelen nahmen dadurch die Natur der Finsterniß an, und Jesus wurde des Leidens fähig. In dieser Noth zeugte Gott den lebendigen Geist; dieser besiegte die Feinde, und hielt sie gefangen. Der Teufel aber, um seine Beute nicht zu verlieren, brachte den Adam hervor, den Urheber des menschlichen Geschlechtes. Aus seinem Beyschlafe mit Eva, den er gegen das Gesetz Gottes pflog, kamen die übrigen Menschen. Sie bestehen aus der bösen Materie, dem Körper, und aus zwoen Seelen, einer sinnlichen, welche böse, und einer geistigen, welche gut ist. Beyde liegen unter sich in einem ewigen Streite. Um die vernünftige Seele von der Finsterniß, womit sie vermischt worden war, zu befreien, ließ er durch den lebendigen Geist ein Mittelreich zwischen dem Reiche des Lichts und der Finsterniß, nämlich die Welt erschaffen, welche der Engel Omophorus auf seiner Schulter trägt. Wenn dieser seine Last abzuschütteln versuchet, so entsteht ein Erdbeben.

Obwohl die bösen Fürsten bereits besiegt und in der Gefangenschaft waren, so behielten sie doch die Macht noch übrig, die Menschen durch verschiedene physische Uebel zu plagen. Die übrigen, welche ihre Freiheit gerettet hatten, zogen die Menschen von der Verehrung Gottes ab, und durch ihren Betrieb ent-

standen die jüdische und andere falsche Religionen. Dieser Verwirrung abzuhelfen, ließ Gott Christum aus der Sonne in einem scheinbaren Menschenkörper auf die Erde kommen. Er machte die Menschen mit nützlichen Lehren bekannt, und öffnete ihnen den Weg zu ihrer Erlösung. Als aber der Fürst der Finsterniß sah, wie sehr sein Reich durch Christum geschwächet werde, verleitete er die Juden, ihn ans Kreuz zu heften. Sein Tod und seine Auferstehung waren jedoch nur scheinbar.

Wie man aus diesem kurzen Entwurf des Manichäischen Lehrgebäudes ersieht, gieng alles, wie bey den Gnostikern, darauf hinaus, zu zeigen, wie das physische und moralische Uebel in der Welt entstanden, ohne daß man es dem guten Gott zur Last legen dürfe. Nebst den übrigen groben Fehlern, welche sogleich in die Augen fallen, hatte dieses System gewiß auch die Schwäche, daß es gewissermassen die fruchtbarsten Quellen der Moralität verstopfte. Nach demselben konnte es weder einen freyen Willen, noch eine eigentliche Sünde geben. Die vernünftige Seele mußte stets gute, die sinnliche stets böse Handlungen hervorbringen. Gleichwohl führte Manes unter seinen Anhängern eine sehr strenge Moral ein. Eben das, was man gewöhnlich als eine Hinderniß der reinen Sittlichkeit betrachtet, machte er zur Triebfeder derselben. Das Bestreben, die sinnliche Seele zu bestreiten, und das Uebergewicht über sie zu erhalten, war die Hauptpflicht, die er vorschrieb. Diesem Grundsatze zu Folge sollte der Mensch alle Bequemlichkeiten und Ergötzlichkeiten meiden, sollte kein Fleisch essen, keinen Wein trinken, öfters fasten, auf keinem weichen Bette schlafen, keine irdischen Güter besitzen, und sich der Ehe, oder wenigst des ehelichen Beyschlafes enthalten.

Je nachdem nun die Menschen seine Vorschriften mehr oder weniger erfüllten, ließ er sie auch einen mehr oder weniger glücklichen Zustand nach dem Tode erwarten. Die Seelen aller derjenigen, welche Christo, das ist, dem Manes vollkommen gehorchten, versprach er nach einer Reinigung, welche im Körper angefangen, im Monde fortgesetzt, und in der Sonne vollendet worden, die Aufnahme in das Reich des Lichtes. Er gab aber nicht zu, daß die Körper, welche aus der bösen Materie bestehen, einst wieder werden auferweckt werden. Für die Seelen derjenigen, welche ihre Pflichten nicht vollkommen erfüllten, bestimmte er eine Wanderung in andere Körper von Menschen, Thieren und Pflanzen; für die Seelen der Boshaften aber ebenfalls noch eine Wanderung, oder auch gleich nach dem Tode die Strafen der Hölle, die in einem schädlichen Feuer bestehen, welches eine Reinigungskraft hat, und eben darum nicht ewig, sondern nur bis zum Ende der Welt dauert. Alsdann, wann ein allgemeiner Brand sie verzehren wird, werden diejenigen Seelen, die sich nicht besserten, zwischen den Reichen des Lichts und der Finsterniß beständig wache halten müssen, damit der Fürst der Finsterniß, der wieder in seinen vorigen Zustand zurückfällt, nicht aufs Neue einen Einfall ins Reich des Lichtes unternehme.

Man muß jedoch nicht glauben, daß alle Manichäer eben die Strenge in ihrem Lebenswandel so genau beobachteten, welche ihre Sittenlehre von ihnen foderte. Sie waren vielmehr in zwo Klassen getheilet, wovon die erste die Auserwählten, die zwote die Zuhörer oder die Lehrlinge in sich begriff. Die erstern, welche auch die vollkommenen oder gläubigen hiessen, waren allerdings zur Beobachtung der oben angeführten Pflichten nach aller Strenge ver-

bunden, und erfüllten sie wirklich. Sie trugen überdies schlechte Kleider, liessen Bart und Haare wachsen, liessen sich in Bädern und Schauplätzen nicht sehen, entsagten ihren Anverwandten, und gaben sich blos mit geistlichen Betrachtungen ab. Da sie nicht arbeiteten, so reichten ihnen die übrigen ihren Unterhalt. Dieser ward eben dadurch für heilig gehalten. Die Zuhörer oder Lehrlinge hatten mehr Freiheit. Sie durften ein Eigenthum besitzen, aber ihr Vermögen doch nicht zu sehr vermehren; durften Fleisch essen, aber selbst keine Thiere schlachten; durften im Ehestande leben, mußten aber das Kinderzeugen vermeiden. Zu arbeiten, das Feld zu bauen, obrigkeitliche Aemter zu bekleiden, war ihnen nicht unerlaubt.

Gleichwie sich die Manichäer in ihren Lehrsätzen von den meisten Christen unterschieden, so hatten sie auch ihre eigene Kirchenverfassung. Manes, als Oberhaupt, hatte zwölf Jünger. Nach seinem Tode behielten seine Anhänger ihre hierarchische Verfassung nach diesem Vorbilde stets bey. Unter einem Oberhaupte stunden zwölf Lehrer, und den nächsten Platz nach diesen nahmen zwey und siebenzig Bischöfe ein, wovon jeder einige Presbyters und Diakonen unter sich hatte. Sie wurden alle aus der Klasse der Auserwählten genommen, welche eben darum das priesterliche Geschlecht genannt wurden. Auch hatten sie einige Glaubensboten, denen das Geschäft übertragen war, ihre Gemeinde mehr zu befestigen, und ganz neue anzulegen.

Auch in Ansehung des Gegenstandes ihrer gottesdienstlichen Verehrung entfernten sie sich von den übrigen Christen. Gewiß ist es, daß sie die Sonne und den Mond verehret haben. Daher richteten sie beym Gebet ihre Gesichter des Tages gegen die Son-

ne, und am Abende gegen den Mond. Sie hatten keine Tempel, keine Altäre, keine Bilder. Sie opferten nicht, und machten kein Rauchwerk. Ihr Gottesdienst war feierlich einfach. Einzig und allein bestund er im Beten, Singen, Fasten, und in geistlichen Betrachtungen. Ihr vornehmstes Fest war der Todestag ihres Stifters, welches sie Bema nannten. Mit weniger Feierlichkeit begiengen sie jährlich das Gedächtniß des Todes Christi; sein Geburtsfest feierten sie nicht. Ihre gewöhnlichen Festtage das ganze Jahr hindurch waren die Sonntage. An diesen, so wie an den Mondtagen, fasteten sie. Ein grössers Fasten beobachteten sie vor Ostern. Kinder und die erwachsenen Zuhörer tauften sie nicht. Nur die Auserwählten wurden getaufet, wenn sie es ausdrücklich verlangten. Auch das Abendmahl genossen nur diese; und es ist wahrscheinlich, daß sie sich im Kelche des Wassers bedienten.

Zur Zeit, da Manes noch lebte, war sein Anhang nicht sehr beträchtlich. Seine Schüler und Freunde, Hermas, Addas, oder Budda, und Thomas, gaben sich zwar sehr viele Mühe, seine Lehrsätze auszubreiten; allein sie fanden nicht so viel Gehör, als sie wünschten. Vermuthlich war die neue Parthey ausserhalb Persien und der angrenzenden Gegenden wenig bekannt. Aber im vierten und fünften Jahrhunderte vermehrte sie sich ungemein stark. Staat und Kirche, oder wenigst einige rechtgläubige Mitglieder dieser letztern, widersetzten sich dem Manichäismus mit gleichheftigem Eifer. Der Kaiser Diokletian soll der erste gewesen seyn, welcher verordnete, daß man ihre Vorsteher samt ihren Büchern verbrennen, die vornehmern Mitglieder in die Bergwerke schicken, die geringern aber enthaupten sollte. Die folgenden christlichen Kaiser erliessen gleichfalls scharfe

Verordnungen gegen sie. Von Schriftstellern der rechtgläubigen Parthey wurden sie gleichfalls sehr häufig angefochten. Archelaus, Bischof zu Kascar, war vermuthlich ihr erster Gegner. Nach ihm widersetzten sich ihnen viele, und darunter die größten Gelehrten selbiger Zeiten, Augustinus, Didymus von Alexandrien, Gregorius von Nyssa, Titus von Bostra, und mehr andere in eigenen Schriften. Gleichwohl wurde die Parthey nicht beträchtlich und sehr langsam vermindert. Eben der Widerstand und die Verfolgungen, die sie erlitten, flammten vielvielleicht, wenn sie ihn für einen Beweis ihrer gerechten Sache ansahen, ihren Eifer für selbige noch mehr an. Der Umstand, daß Manes viele seiner Sätze auf Stellen aus der heiligen Schrift gründete, und seinem Lehrgebäude überhaupt ein sehr biblisches Ansehen zu geben wußte; ferners die Hoffnung, die sich einige machten, in seinem System, worin Magie und Naturlehre so künstlich verwebt waren, Aufschlüsse grosser Geheimnisse zu finden; der natürliche Hang vieler Menschen zum Sonderbaren; endlich die strenge Lebensart, welche es ehrwürdig machte, verschaften ihm wahrscheinlich so viele Verehrer und Anhänger. Die herrschende Parthey waren sie zwar in keiner Provinz geworden; aber beträchtlich hatten sie sich dennoch nach und nach in Persien, Indien und China, in Mesopotamien, Syrien, Palästina, in Aegypten und Afrika, ferners in Italien, Spanien und Gallien ausgebreitet.

Achtes Kapitel.

Einfluß der griechischen Philosophie auf die Religion. Katecheten zu Alexandrien. Hypothesen über die Person und Gottheit Christi. Mißlungene Versuche, den Begriff des Wortes Logos, und die Dreyeinigkeit zu erklären. Antitrinitarier.

Häufig genug hatten bisher theils subtile, theils fanatische Köpfe an dem Lehrbegriffe der Religion gekünstelt. Allein nicht alle Vorstellungen, die man sich von Religionswahrheiten machte, konnten gerade Chaldäische oder Persische sogenannte Weisheit zum Grunde haben, oder gnostisch philosophischen Ursprunges seyn. Im Schoose der allgemeinen Kirche befanden sich bereits im zweyten und dritten Jahrhunderte gar viele und verschiedene Menschen; Leute von verschiedenem Temperament, verschiedenen Anlagen, verschiedenen Graden der Kultur und Gelehrsamkeit. So sehr sich immer der Hang, nach gnostischer Art zu philosophiren, im Orient und Occident verbreitet hatte, so zählte doch auch die eigentlich griechische, besonders die alte und neue Platonische Philosophie, überaus viele Verehrer.

Bis zum zweyten Jahrhunderte war das Christenthum meist nur unter Leute vom geringen Stande gekommen; und eben darum, weil diese Leute, die keine Philosophen waren, die nur Lehre mit rührender Treuherzigkeit annahmen, so wie sie ihrem gesunden Menschenverstand einleuchtete, ohne über diesen oder jenen Punkt spitzfindige Fragen aufzuwerfen, oder sie nur aufwerfen zu können, blieb selbige einfach und rein ohne gekünstelte Auslegung und Zusätze. Seitdem aber ward die Bevölkerung der christlichen

Kirche durch eine beträchtliche Anzahl Gelehrten und Philosophen vermehret. Diese konnten nun auch als Christen ihrem alten Hange, tiefer einzudringen, als es der gemeine Mann vermag, unmöglich entsagen. Die einfache Lehre des Christenthums hatte für diese Klasse von Menschen ein wenig zu gelehrtes Ansehen, als daß sie sich hätten enthalten können, ihr nach und nach ein philosophisches Kleid umzuhängen. Schon der gemeine Gang der Natur ließ es vermuthen, daß sich die meist unersättliche Wißbegierde der Menschen mit dem Wenigen, was Christus geoffenbaret hatte, in die Länge nicht begnügen, sondern manches bald schärfer bestimmt, bald ausführlicher entwickelt, bald strenger bewiesen wünschen würde. Einige glaubten in der Folge zu ihrem Vergnügen, zwischen gewissen Wahrheiten der Religion, und den Lehrsätzen gewisser philosophischer Systeme, eine Aehnlichkeit entdecket zu haben, und dieses munterte sie desto mehr auf, immer weiter zu forschen, und zu versuchen, ob nicht in mehrern, wenigst in den meisten und wesentlichsten Lehrsätzen zwischen der Religion und Philosophie eine glückliche Vereinigung könnte hergestellet werden. Aufrichtige Freunde des Christenthums waren ohnehin eifrig bemühet, so viele Heiden als möglich zum Beytritte zu bewegen; und es war gewiß schon ungemein viel gewonnen, wenn man ihnen sogleich zeigen konnte, daß diese oder jene Wahrheit, welche die christliche Religion lehret, schon in ihren ehemaligen philosophischen Systemen dunkel enthalten war. Auf der andern Seite hatte das Christenthum gerade an den heidnischen Philosophen noch immer sehr viele und heftige Gegner. Sollten nun die christlichen Lehrer ihre Angriffe glücklich vereiteln, so mußten sie nothwendig ihre eigenen Waffen gegen sie kehren; die Streitig-

keiten, welche von jenen philosophisch erhoben wurden, mußten auch von diesen philosophisch geführt und geendiget werden. Für so hartnäckige Gegner, welche größtentheils nur selbsterfundenen Vernunftgründen Gehör gaben, konnten die Lehren der christlichen Religion nur durch die Grundsätze ihrer eigenen philosophischen Systeme auf eine annehmliche Art beleuchtet, befestiget und bewiesen werden. Selbst die Ketzereien, welche in der Folge entstunden, da man die Philosophie in das Gebiet der Religion schon herüber gezogen hatte, mußten aus eben derselben Quelle, aus der sie entsprungen waren, bestritten werden, oder machten wenigst einen zusammenhängenden Lehrbegriff nothwendig, den man den schwankenden Systemen der Ketzer entgegen setzen konnte.

Diese Umstände waren unstreitig die Ursache, daß man sich immer mehr bemühte, die heidnische Philosophie mit der christlichen Religion zu verbinden. Die Apostel Paulus und Johannes hatten sie schon gekannt, und man findet in ihren Schriften ziemlich deutliche Spuren davon. Jener schöpfte aus derselben Philosophie, woraus nachher der Gnosticismus entstund; dieser aus der Platonischen. Doch wenn sie gleich hier und da christliche Ideen in der Sprache irgend eines philosophischen Systems ausdrückten, so trugen sie doch wenigst nicht das philosophische System selbst auf den Grund und Boden des Christenthums hinüber; sie wurden demselben noch nicht gefährlich. Weit kühner verfuhren andere Christen in der Folge der Zeit. Der erste, welcher vorsätzlich einige Religionswahrheiten philosophisch behandelte, war Justin der Märtyrer in der Mitte des zweyten Jahrhunderts. Schon die Absicht, in welcher dieser Grieche zum Christenthum übertrat, ließ solche Unterneh-

mungen von ihm erwarten. Einen hohen Grad von Weisheit zu erreichen, war sein angelegenster Wunsch. Erst hörte er einen Stoiker; dann einen Peripathetiker; hierauf einen Pythagoräer; von keinem wurde seine Wißbegierde befriediget. Am besten gefiel ihm Plato's System. Die Ideen dieses Weltweisen gaben seiner Einbildungskraft genug zu schaffen. Endlich wies ihn ein alter Mann auf die Schriften der Propheten und Apostel hin, worin nach seiner Versicherung die wahre und sichere Philosophie allein zu finden wäre; Justin las; fand zu seinem größten Vergnügen — wenigst in seiner Einbildung, eine Aehnlichkeit mancher darin vorkommenden Lehrsätze mit einigen Lehrsätzen der Philosophen, besonders seines geliebten Plato, und ward von der Stund an ein Christ. Zuversichtlich bauete er nun seinen christlichen Lehrbegriff auf Platonische Grundsätze. Die zwo Schutzschriften, die er zur Vertheidigung der verfolgten Christen auffetzte; sein Gespräch mit dem Juden Tryphon, worin er die Wahrheit der christlichen Religion zu beweisen suchte; seine Ermahnungsschrift an die Griechen oder Heiden, beynahe eben desselben Inhalts, und seine Abhandlung von der einzigen höchsten Herrschaft Gottes, sind redende Zeugen davon. Andere Schriften, die man ihm beylegt, sind entweder nicht mehr vorhanden, wie sein Buch wider den Marcion, seine Erklärung biblischer Bücher, und sein Beweis von der Auferstehung der Todten; oder wenigst nicht erweislich seine Arbeit, wie die kurze Anrede an die Heiden, das Schreiben an Diognetus, das Schreiben an Zena und Serenus, die Auslegung des Glaubens, die Fragen und Antworten an die Rechtgläubigen, die Fragen der Christen an die Heiden, und der Heiden an die Christen, und endlich die Widerlegung einiger aristoteli-

schen Lehrsätze. Justin war der erste, welcher die mystische Theologie vortrug, wozu die ganze Anlage in der Platonischen Philosophie schon vorhanden war, und welche den Hang zur Asketik und frommen Schwärmerey so reichlich nährte. Daß er den Innhalt des Christenthums zum Theile schon in den Werken der alten Weltweisen gefunden zu haben glaubte, erhellet aus seinem eigenen Bekenntnisse. Diejenigen, sagt er *), welche nach dem Worte oder nach der Vernunft (λογος) schon vor Christo gelebt haben, sind Christen. Solche waren unter den Griechen Sokrates, Heraklitus und andere; unter den Juden Abraham, Ananias ꝛc. Am sichtbaresten ist sein Platonismus da, wo er das Geheimniß der Dreyeinigkeit zu erklären suchet. Man muß es bekennen, daß er unter den christlichen Schriftstellern der erste war, der in dem Logos des Plato Christum, den Sohn Gottes entdeckte. Christus war ihm eben jenes vollkommenste Ideal, jene höchste Vernunft, wovon dieser Weltweise gesprochen hatte. Er schloß hieraus, daß also schon die Heiden eine dunkle, noch unentwickelte Kenntniß von ihm gehabt hatten. Platonisch war nun diese Vorstellungsart allerdings; aber mit der christlichen Idee von der Dreyeinigkeit stimmte sie kaum überein. Er sah Christum für eben dasjenige in Gott an, was die Vernunft in dem Menschen ist; auch sprach er von einer zwoten und dritten Stelle nach dem Vater; den heiligen Geist nannte er den prophetischen Geist. Darinn kam er aber doch mit allen Rechtgläubigen überein, daß der Vater, sein Sohn Jesus Christus und der heilige Geist göttlich verehret werden müssen.

Eben dieselbe Platonische Erklärung vom Sohne

*) *Justin. Mart. Apolog. I.*

Gottes, wie Justin, gab um eben diese Zeit der Athenienser Athenagoras, welcher ehe als ein Heide die Philosophie öffentlich gelehret hatte, nachher aber durch das Lesen der heiligen Schrift bewogen worden war, zur christlichen Kirche überzugehen. Der Sohn Gottes, sagte er, sey das Wort oder die Vernunft des Vaters im höchsten Urbild aller Begriffe (εν ιδεα) und in der Wirkung. Den heiligen Geist nannte er einen Ausfluß aus Gott, der aus ihm fliesse, und wieder in ihn zurückkehre, wie ein Strahl aus der Sonne. Man erkennet endlich deutlich genug Platons Dämonen oder Untergötter an den Engeln des Athenagoras, wenn er ihnen einen Antheil an der besondern Fürsorge für die Welt zuschreibt, da hingegen Gott sich nur die allgemeine Regierung vorbehalten hätte. Alle diese Meynungen kommen in seiner Gesandtschaft oder Schutzrede für die Christen vor. Ausser derselben hat man von ihm auch noch eine Abhandlung von der Auferstehung der Todten, welche mit vielem philosophischem Scharfsinn abgefaßt ist.

Ein getreuer Gefährte des Athenagoras in Ansehung einer ähnlichen philosophischen Erklärung christlicher Glaubenssätze war Theophilus, Bischof zu Antiochien. Er hatte, wie dieser, eine Vertheidigung der christlichen Religion gegen die Heiden, und nebst diesen Erklärungen über die heilige Schrift, ein Werk gegen einige Irrlehrer seiner Zeit, und drey Bücher von dem Glauben der Christen an seinen Freund Autolykus verfaßt. Von allen diesen ist aber nichts mehr übrig, als das letztere Werk. Aber auch dieses ist hinlänglich, den platonisirenden Theologen kennen zu lernen. Der Ausdruck: Dreyheit Gottes (τριας τ Θεε) kömmt bey ihm zum erstenmale vor. Auch ihm war der Logos ein Aus-

fluß aus dem Wesen des Vaters, wodurch die Welt hervorgebracht worden; und die dritte Stelle räumet er nicht dem Geiste, sondern der Weisheit (σοφιᾳ) ein *).

Anfänglich, da die Versuche, die Religionswahrheiten in der Sprache philosophischer Systeme zu erklären, noch neu waren, erregten sie ein grosses Aufsehen in der Kirche, und fanden eben nicht sogleich eine günstige Aufnahme. Viele Kirchenväter erklärten sich als abgesagte Feinde der heidnischen Philosophie. Tertullian nannte die Philosophen die Patriarchen aller Ketzereyen. Irenäus, ein Grieche, der aus Kleinasien nach Lugdunum oder Lyon herübergekommen, und endlich aus einem Aeltesten Bischof dieser Gemeinde geworden war, machte sich ein eigenes Geschäft daraus, alle philosophische Systeme zu untersuchen und zu bestreiten. Aber bald wurden sie in diesem Stücke nachgiebiger; und die oben angeführten Umstände machten es gewissermassen nothwendig, der Philosophie den Eingang in das Gebiet der christlichen Dogmatik immer mehr zu gestatten. Selbst Irenäus, der doch auf die Philosophie so übel zu sprechen war, ließ sich doch unvermerkt von eben derselben fesseln, und erläuterte manche Glaubenslehre nach Platonischen Grundsätzen. Beynahe findet man die ganze Platonische Schöpfungsgeschichte bey ihm wieder, wenn man am Eingange zu seinem vierten Buche gegen die Ketzer lieset: durch die Hand Gottes, das ist, durch den Sohn und Geist sey der Mensch gebildet worden; und gegen das Ende eben dieses Buches: der Mensch sey nach dem Wohlgefallen und Befehl des Vaters durch die Arbeit und Schöpfung des

*) *Theophil. ad Autolyc. L. 2. p. 94. Edit. Paris.* 1636. *ad Calc. Justin. Mart.*

Sohnes, und vom Geiste genährt und vermehrt hervorgebracht worden. Man kann sich hier kaum etwas anders denken, als den Logos das höchste Ideal, und die Weltseele des Plato. Ohne Zweifel hat er unter dem Worte, (λογος) nichts anders, als jede äusserliche Offenbarungsart, und unter dem Geiste (πνευμα) nichts anders, als jede innere Mittheilung verstanden. Daher behauptet er, der Logos habe sich von Zeit zu Zeit unter verschiedenen Gestalten: unter der Gestalt eines Menschen, eines Lichts, einer Wolke sehen lassen *).

Da die Bahn einmal gebrochen war, auf welcher man zur gründlichen Kenntniß der Religion zu gelangen hoffte, so wurde sie nun von den Kirchenvätern immer häufiger betreten. Am meisten suchten sie immer die Platonische Philosophie zu benützen, und in der That war eben diese gerade diejenige, welche bey ihrem natürlichen Reitze, den sie schon an und für sich für einige Menschen hatte, unter allen übrigen dem Christenthum am nächsten zu kommen schiene. Da aber um eben diese Zeit der Philosoph Ammonius Saccas die eklektische Philosophie vollkommen bildete und einführte, welche die so verschiedenen Systeme aller ältern und neuern heidnischen Philosophen in ein einziges Ganzes zu vereinigen suchte; wählten auch die meisten Kirchenväter diesen Weg, und wurden Eklektiker. Sie banden sich nun nicht mehr an ein einziges System, sondern nahmen von einem jeden, es mochte nun stoisches, platonisches, epikurisches, oder aristotelisches seyn, dasjenige heraus, was ihnen richtig gesagt und das Beste schien. Doch behielt Plato aus dem eben angegebenen Grunde immer die Oberhand. Der Werth und die Brauchbarkeit der Phi-

*) *Irenæus adverſ. Hæreſ. L.* 4. *c.* 37.

losophie war nun in den Augen der Kirchenväter so entschieden, daß sogar einer aus ihnen behauptete, sie habe ihren Ursprung von Gott, und mit dem Mosaischen Gesetz einerley Zweck gehabt, nämlich die Völker auf Christum zu leiten. Auch die Philosophie, sagte Klemens von Alexandrien *), ist von Gott unter die Menschen gekommen. . . Sie leitete die Griechen auf Christum, wie die Hebräer das Gesetz. . . Vor der Ankunft Christi war den Griechen die Philosophie zur Gerechtigkeit nothwendig; jetzt ist sie es zur Gottseeligkeit. Denn sie ist eine Vorbereitung für diejenigen, welche eine auf Gründen beruhende Ueberzeugung von dem Glauben zu erhalten suchen.

Diese der Philosophie so günstige Stimmung ward durch die Bemühungen der Lehrer an der katechetischen Schule zu Alexandrien in einem vorzüglich hohen Grade befördert. Wahrscheinlich hatte es schon sehr frühezeitig Schulen gegeben, worinn fähige Jünglinge von einigen Aeltesten oder Bischöfen selbst zu künftigen Lehrern des Volkes gebildet wurden; Schulen, die man mit den Lehranstalten für angehende Christen oder Katechumenen nicht verwechseln muß. Aber keine aus allen wurde so berühmt (um d. J. 180.), als die Schule zu Alexandrien. In einer Zeit von etwas mehr als hundert Jahren traten aus dieser Schule Männer hervor, welche mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgerüstet in Ansehung der Art, theologische Gegenstände philosophisch zu behandeln, nicht nur für ihre Zeitgenossen, sondern auch für die Nachkömmlinge die Muster wurden. Pantänus, ein Mann, der sich der stoischen Philosophie mit vielem Fleisse gewidmet hatte, war der erste Lehrer daselbst gewesen.

*) *Clem. Alex. Stromat. L.* 1. *c.* 5. & 7.

Selbst von Hochachtung gegen die heidnische Philosophie durchdrungen, brachte er auch seinen Zuhörern eine ungemein grosse Neigung für selbige bey, und gab ihnen Anweisung, wie sie die erstere auf die Lehren des Christenthums anwenden sollten. Man hat von seinen Auslegungen der heiligen Schrift nichts mehr, ausser einer unbeträchtlichen Stelle, welche Klemens von Alexandrien aufbehielt. So viel ist aber gewiß, daß er an eben diesem Klemens einen Schüler zog, der seiner würdig war, und ihm endlich auch in seinem Lehramte folgte. Die Hauptschriften hat man von ihm: eine Ermahnungsschrift an die Heiden, den Aufseher, und die Tapeten oder Sammlung vermischter Gedanken in acht Büchern, wovon jedoch das letzte verloren gegangen ist. Auch eine minder merkwürdige Schrift: Welcher Reiche wird wohl selig? gehört ihm zu. Verschiedene andere aber sind theils verloren, theils ihm fälschlich beygelegt worden. Klemens bewies sich als einen eifrigen Anhänger der eklektischen Philosophie; den Stoff zur Beleuchtung oder Befestigung der Glaubenslehren entlehnte er meist aus dem Plato, zur Moral aus der stoischen Weltweisheit. Auch die besondere Methode, deren er sich beym Unterricht seiner Zöglinge bediente, schrieb sich von einer philosophischen Schule her. Nach Pythagoräischem Vorbilde sollten selbige erst gereiniget, dann eingeweihet, und endlich der Beschauung Gottes und der Erkenntniß der Geheimnisse theilhaftig werden. Diesem Zwecke waren auch seine drey gedachten grössern Schriften gewidmet. Seine Bemühungen blieben auch nicht ohne gewünschtem Erfolge. Er bildete an dieser Schule einen Origenes, den größten Mann seiner Zeit, der sich durch seinen warmen Eifer für das Christenthum, durch seine

Thätigkeit, und durch seine glücklichen Siege über manchen Ketzer einen eben so schimmernden Ruhm erwarb, als durch seinen durchdringenden Scharfsinn, und durch seine philosophische und theologische Gelehrsamkeit. In seiner Jugend schon gab er die schönste Hoffnung von sich, als ihm sein Vater selbst den ersten Unterricht in der Religion und in den Wissenschaften ertheilte. So brennend war auch sein Eifer fürs Christenthum schon damals, daß ihn seine Mutter nur mit Mühe zurückhalten konnte, dem Märtyrertod entgegen zu eilen, da man seinen Vater um der Religion willen hinrichtete. Durch diesen unglücklichen Vorfall in Dürftigkeit versetzt, suchte er sich eine Zeit lang durch Lehrstunden, die er in der Sprachwissenschaft gab, seinen Unterhalt; genoß zugleich den Unterricht des Klemens an der christlichen Schule zu Alexandrien, und wurde endlich durch den Bischof Demetrius selbst zum Amt eines Katecheten befördert. Dieser war nun der Wirkungskreis, wo sich seine Talente und seine Gelehrsamkeit in voller Kraft zeigten. Keiner war noch in seiner Liebe zur Philosophie, in der Anwendung selbiger auf die Religion, und in der besondern Art, die heilige Schrift allegorisch auszulegen, so weit gegangen als er. Er war der Mann, der in der gelehrten Behandlung der Religion für seine und die nachfolgenden Zeiten den Ton angab, der sowohl durch seinen mündlichen Unterricht, als durch seine Schriften alles gewöhnte, nach seiner Methode zu denken, zu untersuchen und zu entscheiden.

Kein kirchlicher Schriftsteller hat so viel geschrieben, als Origenes. Seine Werke sind theils philologisch exegetischen, theils philosophisch theologischen, theils moralischen Innhalts. Den Grund

zu der erstern Gattung legte er durch seine kritische Sammlung über das alte Testament (Hexapla). Er stellte darinn neben den hebräischen Text sechs verschiedene Uebersetzungen, jene des Aquila, des Symmachus, die Alexandrinische, jene des Theodotion, und noch zwo Uebersetzungen unbekannter Verfasser in eben so vielen Spalten, und suchte nicht nur den Text zu berichtigen, sondern auch eine brauchbare Auslegung desselben zu befördern. Nach eben dieser Methode bearbeitete er auch das neue Testament. Auf diesem Grunde baute er nun weiter fort. Er schrieb kürzere Anmerkungen, dann weitläufigere Auslegungen oder Kommentare, und endlich Predigten oder Homilien über alle Bücher der heiligen Schrift. Von seinen philosophisch theologischen Schriften sind die acht Bücher gegen den Celsus, worinn er die Spöttereyen und Einwendungen dieses Philosophen gegen das Christenthum widerleget, und seine vier Bücher von den Gründen des christlichen Glaubens besonders merkwürdig. Er schrieb auch zwey Bücher und zwey Gespräche von der Auferstehung, wovon aber nur etliche Stellen noch übrig sind. Zu seinen moralischen Werken gehören die Schrift vom Gebete, und die Ermahnung zum Martyrerstande. Von vielen, zum Theile grössern und sehr wichtigen Werken dieses fruchtbaren Schriftstellers sind theils nur einzelne Stellen, theils solche nicht einmal mehr übrig. Einige haben auch unter den Händen der Abschreiber, Uebersetzer, Excerptenmacher manche Verfälschung erlitten. Andere werden ihm ohne hinlänglichen Grund, oder ganz und gar fälschlich zugeschrieben.

Origenes hatte zu Alexandrien berühmte Männer gebildet, den Heraklas und Dionysius. Der erstere ward nach dem Tode des Demetrius zum Bischofe die-

dieser Stadt erwählet, und der zweyte erhielt dessen Stelle als Katechet, und nach des Heraklas Tode auch dessen Stelle als Bischof. Er war Verfasser sehr vieler Schriften, wovon aber wenig auf unsere Zeiten gekommen ist. Von seinen wichtigsten Schriften gegen die Irrlehren des Sabellius und Paul von Samosata hat Eusebius in seiner Kirchengeschichte nur einige Stellen aufbehalten. Andere berühmte Lehrer an der Schule zu Alexandrien, gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, waren Pierius und Theognostus. Der erstere hatte an Pamphilus einen würdigen Schüler, der aber nie Katechet wurde.

Alle diese Männer hatten, weil es nun einmal so Sitte geworden war, bey ihren theologischen Arbeiten die Philosophie zur Grundlage genommen. Diese Methode brachte auch in der That dem Christenthum einigen Nutzen. Mancher Heide wurde dadurch dem Christenthume gewonnen, weil er nun Uebereinstimmung zwischen diesem und seinem philosophischen Systeme fand. Manche Glaubenslehre ward doch durch sie ausführlicher entwickelt, manche fester bestimmet. Und Heiden und Ketzern konnte man nun weit leichter und sicherer Gründe entgegen stellen, als dieses ohne die Philosophie möglich gewesen wäre. Aber dennoch war der Schade, den die Gewohnheit, über die Religion zu philosophieren, in der christlichen Kirche angerichtet hat, viel grösser, als der Nutzen, den sie stiftete. Durch sie ward die Einfalt und Reinigkeit des Glaubens nach und nach ausgelöscht. Die christlichen Gelehrten, welche die heilige Schrift doch immer als die Quelle aller möglichen Weisheit betrachteten, aber dabey auch von einer ungemein grossen Hochachtung für die Philosophie erfüllet was

ren, glaubten nun alles, was ihnen in der Philosophie scharfsinnig gesagt, oder edel und groß gedacht schien, auch in der Bibel finden zu können, und in dieser schmeichelhaften Hoffnung suchten sie es darinn. Das bequemste Mittel, ihre Absicht zu erreichen, war die allegorische Auslegungsmethode. Ein anlockendes Muster zur Nachahmung fanden sie an dem Juden Philo. Ihm schon hatte diese Methode das ganze Platonische System im alten Testamente gezeigt. Unter Juden und Heiden war es schon beynahe herrschender Geschmack geworden, in jeder wichtigen und unwichtigen Stelle einen geistlichen, mystischen Sinn vorauszusetzen, überall geheime Deutungen zu entdecken. Dieser Gewohnheit huldigten daher auch die Gelehrten unter den Christen; und so fanden dann auch diese im alten und neuen Testament die philosophische Lehre von den drey Grundwesen, die Ideen des Plato, die Moral der Stoiker; kurz, alles, was sie darinn finden wollten. Klemens von Alexandrien hatte mit dieser Methode, alles allegorisch zu erklären, angefangen, und Origenes hatte es mit derselben aufs höchste getrieben.

Eine wichtige Folge, welche diese Neuerung nach sich zog, war die grosse Verschiedenheit in der Denkungsart und in den Meynungen, welche seit dieser Zeit unter den Kirchenvätern herrschte. Da ein jeder aus der Philosophie nur das nahm, oder nur das auf selbige bauete, was nach seiner Privateinsicht auf die Religion zu passen schien, und die Schrift nach seinen besondern Einfällen auslegte, so mußte endlich der christliche Lehrbegriff durch willkührliche, zum Theile widersprechende Erklärungen schwankend werden. Es kam lediglich nur auf eines jeden innerer Anlage und Stimmung an, was,

wie viel, und aus welchem System er schöpfen, und in den Boden des Christenthums leiten wollte. Je nachdem er ein mehr oder weniger melancholisches Temperament, eine mehr oder weniger erhitzte Einbildungskraft hatte, hob er auch mehr oder weniger, dieses oder jenes aus dem Pythagoräischen, Stoischen, Platonischen, oder einem andern System zu seinem Gebrauch aus. Daher rührte zum Theile die unter den Kirchenvätern dieser Zeit beynahe allgemein herrschende asketische Denkungsart, welche Einsamkeit, Gebet, Beschauung, Abtödtungen und dergleichen, als wichtige Kennzeichen der Vollkommenheit und beynahe als nothwendige Uebungen empfahl. Von solchen Vorurtheilen geblendet entmannte sich Origenes selbst. Eine solche Denkungsart bewog den berühmten Cyprian aus Afrika, der gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts die heidnische Religion verließ, noch ehe er Bischof zu Karthago ward, den Umgang mit seiner Frau aufzuheben, alle seine Güter zu verkaufen, und das dafür eingenommene Geld unter die Armen zu theilen. Als Bischof glaubte er mehrmalen göttliche Erscheinungen, Offenbarungen und ausserordentliche Befehle von Gott erhalten zu haben, und so sehr man ihn zu allen Zeiten als Kirchenlehrer und Schriftsteller hochgeschätzt hat, so kann man doch den Geist einer falschen Ascetik an den meisten seiner Schriften unmöglich verkennen. Ausser seinen drey Büchern von den Beweisen des christlichen Glaubens gegen die Juden, seinen Abhandlungen von der Gnade Gottes, und von der Eitelkeit des Götzendienstes, endlich seiner Schutzschrift für die Christen an Demetrian sind die meisten übrigen: die Schriften von der Kleidung der Jungfern, von der Einheit der Kirche, von den Gefallenen, von dem

Gebete des Herrn, von der Sterblichkeit oder ansteckenden Seuche, von der Gutthätigkeit und dem Allmosen, von dem Gut der Geduld, von dem Eifer und Neide, ferners seine Ermahnung zum Märtyrerthum und seine Briefe von einem Innhalte, welcher auf solche Grundsätze hinführte.

Noch mehr, als auf Cyprian, wirkten, wie es scheinet, philosophische Träumereyen auf die Denkungsart und Handlungen Gregors des Wunderthäters, welcher von aller Schwärmerey kaum freygesprochen werden kann. Er ward zuerst zu Cäsarea in Palästina von Origenes in der Vernunftlehre, in der Naturkunde, Meßkunst, Astronomie, Sittenlehre und heiligen Schrift, hernach aber zu Alexandrien in der christlichen Religion vollständiger unterrichtet. Ungeachtet seines Entschlusses, sein Leben in einer frommen Einsamkeit zuzubringen, ward er doch endlich Bischof zu Neucäsarea. Auch er glaubte, manche Offenbarung gehabt zu haben, und that sogar Wunder. Aber freylich wird dieses nur von christlichen Schriftstellern aus einem Zeitalter erzählet, wo man nicht nur sehr leichtgläubig war, sondern auch absichtlich jede Volkssage gern nach erzählte, um das Christenthum mehr zu empfehlen. Die meisten aus denen, welche von seinen Wundern berichten, waren seine Freunde und Verehrer, und viele seiner Wunder selbst waren von einer solchen Art, daß man kaum glauben kann, Gott habe seine Macht und Herrlichkeit auf eine so kleine Art zeigen wollen. Auch darf man wohl kaum dabey vergessen, daß Gregor in der Naturkunde, und vermuthlich auch in der natürlichen Magie ziemlich bewandert war, welche ohnehin eine wichtige Wissenschaft in mancher philosophischen Schule war. Gregor ist Verfasser einer Umschrei-

bung des Predigers Salomo, und einer Erklärung des Glaubens, die aber nicht mehr vorhanden ist.

Die Philosophie hatte zwar sehr vieles beygetragen, daß sie die Kirchenväter in ihrer übertriebenen asketischen Denkungsart und in mancher Schwärmerey noch mehr bestärkte, und die christliche Moral immer mehr verunstaltet wurde; man kann aber mit Wahrheit nicht behaupten, daß sie eigentlich die Urquelle derselben war. Diese ist viel weiter herzuholen, wie bereits oben gezeigt worden. Desto nachtheiliger aber wirkte sie ganz gewiß auf das, was sich auf den Glauben bezieht. Durch sie erhielt das Lehrgebäude der Religion nach und nach verschiedene menschliche Zusätze; besondere Behauptungen einiger Philosophen wurden darinn aufgenommen, obwohl sie gar nicht hineingehörten; mehrere bisher unerhörte Meynungen, zum Beyspiele von der Körperlichkeit Gottes und der menschlichen Seele, von Engeln und bösen Geistern kamen zum Vorschein, und viele setzten sich für immer darinn fest. Der Gedanke Tertullians, Melito's des Schutzredners für die Christen, und einiger anderer, daß die menschliche Seele, und selbst Gott, obwohl er ein Geist ist, einen Körper habe *), war unstreitig der stoischen Philosophie abgeborgt, welche alles wirklich bestehende für körperlich hielt. Zwar verstunden sie darunter keinen irdischen, sondern einen der Natur Gottes und der menschlichen Seele angemessenen Körper; indessen war diese Vorstellung doch sehr unzweckmässig, und sehr geschickt, auf manchen bedenklichen Irrthum zu leiten. Aus der Platonischen Philosophie vertheidigte Origenes, so wie Tertullian und Athenagoras, die Einwirkung der guten und bösen Geister auf die Menschen.

*) *Tertull. lib. de anima*, und *contra Praxeam.*

Er glaubte, daß letztere die Menschen zum Laster reizen, und jeder Mensch einen guten und einen bösen Geist stets zur Seite habe. So wie die christlichen Gnosticker die Kreuzigung Christi dem Demiurg, oder andern bösen Aeonen zuschrieben, so schrieb er sie auch den bösen Geistern zu, und bewies diese Meynung aus dem zweyten Kapitel des ersten Briefes Pauli an die Korinther *). Solche Sätze, welche von mehrern Kirchenlehrern aufgestellet wurden, beförderten nach und nach die Anrufung der Engel und Heiligen. Ich bin der Meynung, sagte eben dieser Origenes, daß alle vor uns entschlafene Väter uns mit ihrem Gebete beystehen **). Er läßt zwar darum eine Anflehung der seligen Geister noch nicht zu; aber es ist sehr natürlich, daß in der Folge andere selbige daraus herleiteten. Auch Methodius, welcher ein Werk gegen den heidnischen Philosophen Porphyrius, ein Gespräch von der Keuschheit unter dem Titel: Gastmahl der zehn Jungfrauen, ein Gespräch von den geschaffenen Dingen, ein Buch vom freyen Willen, worinn die Valentinianer widerlegt werden, und ein Buch von der Auferstehung gegen den Origenes geschrieben hatte, war in Ansehung der Engel mit dem letztern einerley Meynung. Er betrachtete sie als Aufseher über das Geschaffene ***). Eben dieser Methodius pries den ehelosen Stand auf eine übertriebene Art an.

Durch so häufige, und grossentheils unglücklich gewagte Versuche, die Philosophie mit der Religion zu verbinden, wurde diese endlich verunstaltet, und gerieth beynahe in die Gefahr, in die alte Verwir-

*) *Orig. de princip. l. 3.*

**) *Orig. Homil. 16 in Josuam.*

***) *Method. Lib. de resurrect.*

rung, und in jenen Aberglauben wieder zurückzusinken, welcher die heidnische Religion unbrauchbar gemacht hatte. Je mehr die Kirchenväter den christlichen Lehrbegriff aufklären wollten, desto mehr verwirrten und verfinsterten sie ihn. Die Verschiedenheit der Meynungen, und die häufigen Widersprüche der Kirchenväter sowohl gegen sich selbst als gegen andere erzeugten eine Streitsucht unter ihnen, welche in dem ersten Jahrhundert unbekannt war; und diese artete endlich in eine Verfolgungssucht aus, wobey am Ende nicht allemal die Wahrheit den Sieg erfocht.

Am allerauffallendsten äusserte sich der Einfluß der Philosophie in der Lehre von der Dreyeinigkeit. Unter allen Artickeln des christlichen Glaubens ist gewiß der Artickel von der Person und Beschaffenheit Christi, vom Logos und von dem heiligen Geist sehr mannigfaltiger Spekulationen und Erklärungen fähig; und es ist ganz natürlich, daß der Untersuchungsgeist der christlichen Philosophen ganz vorzüglich auf diese Materie fallen mußte, da die Namen: Vater, Sohn und Geist, nicht nur in der Taufformel, sondern auch öfters in der heiligen Schrift vorkommen, und es einen jeden Christen wesentlich interessirte, zu wissen, was dann eigentlich darunter verstanden werde. Aber eben darum, weil dieser Gegenstand an sich überaus subtil und dunkel ist, mußten unter Menschen von so ungleichen Verhältnissen die Resultate ihrer Untersuchungen auch sehr ungleich ausfallen. Beyspiele davon haben wir oben an den Versuchen Justins des Martyrers, des Theophilus von Antiochien, des Athenagoras und Irenäus gesehen. Seitdem aber der philosophische Geschmack, welcher zur Zeit dieser Männer nur erst sich herannäherte, unter den Kirchenvätern die Ober-

hand gewonnen hatte, wurden solche Versuche ungleich mehr vervielfältiget, und zwar mit sehr verschiedenem Erfolge. Klemens von Alexandrien, der erste, der zur gemeinern Annahme der eklektischen Philosophie die Bahn brach, scheinet doch in Ansehung der Lehre von der Dreyeinigkeit mit der katholischen Parthey nicht ganz einstimmig gedacht zu haben, wenn sie ihn gleich stets als einen rechtgläubigen Kirchenlehrer verehret hat. Im alten Testamente, sagt er, war das Wort ein Engel; im neuen Testament ist das Wort wirklich geworden *). Kaum kann man nach dieser Aeusserung annehmen, daß er unter dem Logos etwas anders verstanden habe, als was schon Irenäus darunter verstund; eine jede äussere Offenbarungsart. Es scheinet auch nicht, daß er sich den Sohn Gottes als eine selbstständige Person in der Gottheit gedacht habe. Er ist, sagte er, die Kraft (oder Macht) des Vaters, sein vornehmstes Wort, das eher, als alles andere, was geboren worden, da gewesen, ja gleich eine väterliche Wirkung **). Er leget ihm zwar die vollkommenste, aber doch nur eine solche Natur bey, welche dem Allmächtigen allein die nächste ist. Offenbar kömmt dieser Begriff mit dem Platonischen Logos ziemlich genau überein. Eine ähnliche Denkungsart bemerket man gewissermassen am Origenes. Die Propheten, sagt er ***), haben schon bezeugt, daß Christus die grosse Kraft Gottes, und Gott sey nach dem Gott und Vater über alles. Man müßte wohl dieser Stelle in der Auslegung ziemlich viel Gewalt anthun, um aus ihr zu beweisen, daß Origenes von der Dreyeinigkeit den jetzt angenom-

*) *Clemens Alexandr. Pæd. L.* 1. *c.* 7.

**) *Clemens Alexandr. Strom.*

***) *Origen. contra Celf. L.* 2.

menen Begriffen gemäß gedacht habe. Offenbar nahm er eine Ungleichheit zwischen Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geist an. Er nannte ihn sogar den andern Gott, und mißbilligte es, daß einige den Heiland den höchsten Gott nennten *). An einem andern Orte schreibt er, der Erlöser sey ein Bild der Güte Gottes, aber nicht die Güte selbst. Der Vater, behauptet er ferners, wirke auf alle Wesen; der Sohn, der geringer als er, und der zweyte nach ihm sey, bloß auf die Vernünftigen; und der heilige Geist, der geringer als der Sohn sey, nur auf die Heiligen **). Nach ihm hätte ferners nicht so fast der Sohn Gottes, sondern die Seele Christi, welche Ein Geist mit ihm geworden, die menschliche Natur angenommen; denn er betrachtet die Seele Christi, deren Präexistenz er glaubte, als die Mittelsperson der Vereinigung zwischen Gott und dem Fleische ***). Des Origenes Schüler, Gregor der Wunderthäter, läugnete mit klaren Worten die Verschiedenheit der Personen zwischen dem Vater und dem Sohne. Der Vater und Sohn, sagte er in seiner Erklärung des Glaubens, seyen zwar zween in der Vorstellung, aber nur einer an Person †). Origenes schrieb seiner allegorischen Erklärungsart gemäß, die Erscheinung des heiligen Geistes unter dem Bild einer Taube könnte wohl bloß ein Gesicht, oder ein göttliches Gefühl gewesen seyn ††). Pierius hielt dafür, der heilige Geist sey an göttlicher Würde geringer,

*) *Idem L.* 5. & 8.

**) *Origen. d. Princip. L.* 1.

***) *Idem de Princip. L.* 2.

†) *Ap. Basil. M. epist.* 110.

††) *Origen. contra Cels. L. I.*

als der Vater und Sohn *); und Theognostus nannte den Sohn Gottes ein Geschöpfe, das über alle vernünftige Geschöpfe gesetzt sey **).

Diese Beyspiele beweisen hinlänglich, welche zweydeutige, und manchmal auch schiefe Erklärungen die Kirchenväter über diese Materie gaben. Wenn wir ihnen folgen, so müssen wir den Vater, den Sohn und den heiligen Geist bald als wirklich besondere Personen, bald als innere Eigenschaften und Verhältnisse Gottes betrachten. Viele widersprachen sich selbst. So behauptet Origenes in andern Büchern gerade das Gegentheil von dem, was oben angeführt worden. Wahrscheinlich ist aber der Grund dieser Ungleichheit mehr in der Terminologie, als in den Vorstellungen selbst zu suchen. Für so ganz neue und abstrackte Begriffe war die Sprache zur Zeit dieser ersten Versuche gewiß noch nicht hinlänglich gebildet, um sogleich die passendsten und allgemein faßlichsten Ausdrücke zu finden.

Mancher forschende Christ mußte es nun wohl gefühlet haben, wie wenig mit solchen Spitzfindigkeiten gewonnen sey. Aber eben darum, weil einige die unüberwindliche Schwierigkeit vor sich sahen, durch ein so verwickeltes Labyrinth zu dringen, warfen sie endlich gerade dasjenige gar weg, was ihnen am unbegreiflichsten war. Und so entstunden dann mehrere Ketzereyen über diesen Punkt. Theodotus, ein Gärber aus Byzanz, und zugleich ein grosser Gelehrter, war (um d. J. 192.) der erste, welcher die Gottheit Christi gänzlich läugnete. Der Römische Bischof Viktor schloß ihn darüber von seiner Gemeinde aus. Gleichwohl bekam er einige Anhänger, welche standhaft behaupteten, ihre Lehre

*) *Phot. in Biblioth. Cod.* 118. & 119.

**) *Phot. Cod.* 106.

sey die ächte Lehre der ältesten Christen. Zu Rom stellten sie sich sogar einen eigenen Bischof in der Person eines gewissen Natalis mit einer monatlichen Besoldung auf, der aber endlich selbst zur katholischen Kirche wieder zurückkehrte. Ein anderer Theodotus, ein Geldwechsler zu Rom, behauptete, Melchisedek sey eine göttliche, noch erhabnere Kraft als Christus, und stehe den Engeln im Himmel durch seine Fürbitte eben so bey, wie dieser dem Menschen auf der Welt. Von ihm rührte die unbeträchtliche Sekte der Melchisedekiten her. Die Artemoniten waren ohne Zweifel gleichfalls nur eine Parthei der Theodotianer. Ihr Anführer Artemon, oder Artemas hielt Jesum, wie jene, nur für einen Menschen, der aber an herrlichen Gaben alle Propheten weit hinter sich gelassen habe. Noch eine kleine Sekte, welche Epiphanius die Alogianische nannte, kann den Theodotianern gewissermassen beygesellet werden. Man weiß aber nicht gewiß, ob diese Leute den Namen der Aloger (der Ketzer ohne das Wort) deswegen erhalten haben, weil sie Christum nicht für das göttliche Wort hielten, oder weil sie die Schriften des Apostels Johannes, welcher Christo diesen Namen beygelegt hatte, als unächt verwarfen. So viel ist jedoch richtig, daß sie und alle obengenannten Partheyen das dritte Jahrhundert nicht überlebten.

Alle diese bisher genannten Lehrer hatten das grosse Geheimniß von der Dreyeinigkeit sehr einseitig angegriffen. Sie hatten geradezu umgestürzt, was sie nicht erklären konnten; aber dadurch die ganze Schwierigkeit bey weitem noch nicht gehoben. Indessen brachen doch die ersten Bemühungen dieser Männer zu fernern Versuchen die Bahn, wie man die Hauptlehre der Christen vom Vater, Sohn und heiligen

Geist erklären könnte, ohne eben drey Götter herauszubringen. Wirklich scheinet dieses der Hauptzweck derjenigen sogenannten Ketzer gewesen zu seyn, die man hernach eben darum, weil sie die in der Folge herrschende Vorstellungsart von der Dreyeinigkeit verwarfen, Antitrinitarier nannte. Gewiß verleitete sie nicht Eigensinn oder Stolz zu ihren Behauptungen, sondern ein redlicher Eifer, die Einheit Gottes zu retten.

Am leichtesten glaubten sie das bewirken zu können, wenn sie allen persönlichen Unterschied zwischen Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste ganz und gar aufhöben. Dieses that Praxeas (§. 202 oder 219), ein Asiater, der sich durch das standhafte Bekenntniß des christlichen Glaubens, wegen welchem er einige Zeit im Gefängnisse gelegen, grosse Hochachtung unter seinen Brüdern erworben, und sich zu Rom dem Montanisten mit ziemlich glücklichem Erfolge widersetzt hatte. Er hielt zwar Christum für den Sohn Gottes; in welchem Verstande aber, oder auf welche Art er dieses zugegeben habe, ist nicht so ganz klar. Am wahrscheinlichsten ist die gemeine Meynung, er habe unter den drey Namen: Vater, Sohn und heiliger Geist, nur drey Arten des Daseyns der göttlichen Natur, und drey Arten im Handeln verstanden. Nach Tertullians Zeugniß behauptete Praxeas, der Vater und Sohn seye eine und dieselbe Person; diejenige Person selbst, welche wir Vater nennen, habe sich mit der menschlichen Natur vereiniget; der Vater sey von Maria geboren worden; Er habe gelitten und sey gestorben. Daher kömmt es, daß seine Anhänger den Namen der Patripassianer erhielten. Wegen der Vertheidigung der Lehre von der

Herrschaft eines einzigen Gottes (μοναρχια) wurden sie auch zuweilen Monarchianer genannt.

Patripassianer gab es aber noch, da die Parthey, welche Praxeas zu Rom und in Afrika gestiftet hatte, schon lange erloschen war; dann gerade die Lehre, welche ihnen diesen Namen erworben hatte, wurde in der Folge, besonders im dritten Jahrhunderte von mehrern erneuert, und hier und da genauer entwickelt. Die ersten, welche auf Praxeas folgten, waren ein gewisser Epiganus, und ein anderer, Namens Kleomenes. Theodoret aber, dem man diese Nachricht zu danken hat, zeiget nur ihre Namen an, ohne von ihren Lebensumständen, oder von ihrer Lehre etwas ausführlichers zu melden. Berühmter sind einige folgende Urheber besonderer Systeme über die Dreyeinigkeit geworden: Nortus, Sabellius, und Paul von Samosata.

Nortus hatte seine Meynung von der Person und Beschaffenheit Christi zu Smyrna (J. 220—245.), an seinem Geburtsorte ausgebeitet. Ein grosser Eiferer für die Einheit Gottes, die er durch viele biblische Gründe vertheidigte, verwarf er, wie Praxeas, die gewöhnliche Lehre von der Mehrheit der Personen in der Gottheit. Da Christus in der heiligen Schrift Gottes Sohn und wahrer Gott genannt wird, so schloß er daraus, daß er von dem Vater nicht unterschieden seyn müsse. Was daher die Schrift von Christo behauptet, müsse auch von dem Vater behauptet werden. Er, der Vater und Sohn zugleich ist, sey auch gebohren worden, habe gelitten, und sey gestorben. Zwar sey er nach einem Verhältnisse, nämlich als Gott, ungeboren, unveränderlich, und des Leidens und Sterbens unfähig; in einer andern Rücksicht aber sey er geboren und sterblich. — Diese Lehre fiel den Aeltesten der Ge-

meinde zu Smyrna so sehr auf, daß sie ihn vorluden, und darüber befragten. Nortus läugnete anfänglich, daß er dieses lehre. Als er aber endlich sah, daß seine Meynung nicht ohne Beyfall blieb, flößte ihm der Anblick einiger Wenigen, welche gleiche Denkungsart mit ihm hatten, Muth und Vertrauen auf seine Sache ein, und er bekannte sich nun ohne Scheu zu seiner Lehre. Die Aeltesten schlossen ihn hierauf von ihrer Gemeinde aus; er aber blieb standhaft bey seiner Denkungsart. Was thue ich dann Böses dadurch, sagte er, daß ich Christum verherrliche? Ein lauter Beweis, daß seine Absicht redlich gewesen ist! Gleichwohl versagten ihm seine christlichen Landsleute nach seinem Tod eine Grabstätte, sie, welche sogar Heiden nicht unbegraben liegen liessen!

Der geringe Anhang des Nortus wurde bald durch die weit mächtigere Parthey der Sabellianer verdränget. Sie hatte von Sabellius ihren Ursprung, einem gebornen Afrikaner, von dessen persönlichen Umständen nichts mehr bekannt ist. Die Besorgniß, die gewöhnliche Vorstellung von der Dreyeinigkeit möchte endlich zur Vielgötterey führen, und der ungeheuchelte Wunsch, dieses Uebel zu hindern, vermochten auch ihn, wie seine Vorgänger, in Ansehung dieses Gegenstandes ein anders System aufzustellen. Diese rühmliche Absicht schreibet ihm selbst einer aus denjenigen zu, die ihn als einen Ketzer wiederlegten *). Eben dieser Schriftsteller giebt von dem Sabellianischen Irrthum folgende Beschreibung: Vater, Sohn, und heiliger Geist, so soll Sabellius gelehret haben, seyen nur drey verschiedene Benennungen eines und desselben Gottes, nicht drey verschiedene Substanzen oder Personen; so bestehe

*) *Epiphan. Hæres.* 62. §. 2.

der Mensch aus dreyen Dingen: aus dem Leibe, der Seele und dem Geiste, ohne daß es drey Menschen seyen; eben so habe die Sonne die runde Gestalt, die erleuchtende und die erwärmende Kraft; der erstern gleiche gewissermassen der Vater, der zweyten der Sohn, der dritten der heilige Geist. Diese zwote Kraft, welche der Sohn Gottes, und das Wort heisse, sey wie ein Sonnenstrahl ausgeschickt worden, die Welt zu erleuchten, das ist, alles dasjenige zu verrichten, was zum Heile der Menschen nothwendig war; und eben so sey diese Kraft in den Himmel wieder zurückgegangen, wie der aus der Sonne geflossene Strahl zu selbiger wieder zurückkehret. Eben diese Bewandtniß habe es mit dem heiligen Geist. Unter diesem Namen sey nichts anders zu verstehen, als die Wirkungen Gottes in dem Menschen, wodurch die Erkenntniß der Wahrheit und die Tugend erhalten, und noch immer befördert wird.

Man muß es gestehen, daß diese Art, den Artickel von der Dreyeinigkeit zu erklären, an und für sich so selten nicht ist, als einige bisher glaubten. Gewiß ist es, daß einige sehr angesehene Kirchenlehrer ihre Begriffe von diesem heiklen Gegenstande in der nämlichen Allegorie vorgetragen haben, ohne sich den geringsten Vorwurf der Ketzerey zuzuziehen *).

*) Hunc ex Deo prolatum dicimus, & prolatione generatum, & idcirco filium Dei, & Deum dictum ex unitate substantiæ; nam & Deus spiritus. . . item de spiritu spiritus, & de Deo Deus, ut lumen de lumine accensum. *Tertull. Apologet. c.* 21. Deum Patrem & Deum filium, non diversum dicimus, nec utrumque secernimus. . . . Una utrique mens, unus spiritus, una substantia; sed ille quasi exuberans fons est, hic tamquam defluens ex eo riuus. Ille tamquam sol, hic quasi radius a sole porrectus. *Lactant. L.* 4. c. 29. S. auch die oben angeführten Stellen.

Hätte es Sabellius bey der allegorischen Erklärung allein bewenden lassen; vielleicht wäre nicht der geringste Lärmen darüber entstanden. Allein er trieb die Allegorie zu weit; er zeichnete zu viel von dem Bilde; und wahrscheinlich machten ihn mehr die Zusätze zu seiner Erklärung, und die Schlüsse, die er daraus zog, als die Erklärung selbst zum Ketzer. Der herrschende Lehrbegriff hatte nun einmal drey verschiedene Personen festgesetzt, und Sabellius konnte sich unmöglich überwinden, das Wort: Person gelten zu lassen. Die meisten Christen hatten bisher Christum als wahren Gott erkennt; und Sabellius gab eben dadurch, daß er unter dem Vater, dem Sohne, und dem heiligen Geiste nur drey verschiedene Arten zu handeln verstand, deren sich Gott bediene, deutlich genug zu verstehen, daß er Christum für einen blossen Menschen halte, dem aber eine Zeitlang eine göttliche Kraft beygewohnet habe. Eine persönliche Vereinigung zwoer Naturen in Christo gab er nicht zu.

Sabellius trug seine Meynung (§. 250 oder 260) in der Hauptstadt der Provinz Pentapolis, zu Ptolemais vor, und sie erhielt so viel Beyfall, daß in kurzer Zeit eine ziemlich ansehnliche Parthey der Sabellianer entstund. In Aegypten und andern Gegenden von Afrika traten ihm viele Bischöfe bey, und in Mesopotamien, in Ponto und zu Rom gab es Anhänger seiner Lehre. Länger als zwey Jahrhunderte erhielten sie sich. Sie hatten auch Gegner genug: Basilius den Grossen, der eine Rede gegen die Sabellianer, Anomäer und Arianer, und einen Brief gegen sie an die Lehrer der Kirche zu Neucäsarea schrieb; einen gewissen Eusebius, welcher eine Schrift vom Glauben wider die Sabellianer verfaßt hatte; Audentius, dessen polemisches Werk

gegen

gegen die Sabellianer, Manichäer, Arianer und Photinianer nicht mehr vorhanden ist, und Euthymius, von welchem ebenfalls nur ein alter Schriftsteller meldet, daß selbiger gegen diese Ketzer geschrieben habe. Ob die unter Athanasii Namen vorhandene Schrift von dem ewigen Daseyn des Sohnes und des heiligen Geistes mit Gott wider die Sabellianer wirklich seine Arbeit sey, ist nicht gewiß.

Unter allen Gegnern, welche diese Parthey hatte, ist der Bischof zu Alexandrien, Dionysius der Grosse, wegen seines Widerspruches gegen sie am berühmtesten geworden. Rings um ihn her hatten sich die Sabellianischen Irrthümer ausgebreitet. Von edlem Eifer für die Erhaltung des wahren Glaubens entflammet, bemühte sich dieser durch Redlichkeit, Mässigung und Klugheit eben so sehr als durch seine Gelehrsamkeit ehrwürdige Mann, die benachbarten Gemeinden davon abzubringen. Anfänglich schickte er ihnen einen Mann zu, welcher dieses mündlich versuchen sollte. Als aber die Vorstellungen desselben ohne Wirkung blieben, schrieb der Bischof ein Werk, worin er ihre Meinungen ausführlich widerlegte. Aber eben dieses Werk zog ihm grosse Verdrüßlichkeiten zu. Dionysius hatte zwar rechtgläubig und richtig gedacht, aber nicht eben so richtig, wie es scheinet, sich ausgedrückt. Hatte Sabellius den Unterschied der Personen aufgehoben, so trieb ihn Dionysius zu weit, oder schien ihn wenigst zu weit getrieben zu haben. Indem er den Unterschied des Vaters und des Sohnes aus der Menschwerdung des letztern beweisen wollte, verfiel er auf ein zweydeutiges Gleichniß. Der Sohn, sagte er, der von einer andern Natur als der Vater gebildet worden, sey eben so wirklich von demselben unterschieden, als der Weinstock von demjenigen, der ihn pflanzet,

oder als das Schiff von demjenigen, der es bauet. Er sey nicht da gewesen, ehe er gemacht worden. Einige rechtgläubige Christen fanden diese Aesserung gar zu bedenklich; zu übereilt zogen sie den Schluß daraus, Dionysius läugne die Gottheit Jesu Christi.

Aufrichtige Liebe zur Orthodoxie ist sehr oft die Quelle des traurigsten Fanatismus, und reisset die Menschen zu übereilten Entschliessungen hin. Ohne erst aus seiner Erklärung selbst erfahren zu haben, ob sie auch seinen Sinn richtig gefaßt hätten, wandten sie sich sogleich, wie es dann zu dieser Zeit ziemlich gewöhnlich war, daß in streitigen Fällen eine Gemeinde bey dem Bischofe oder den Lehrern einer andern sich Raths erholte, an den Römischen Bischof Dionysius, und legten ihm ihre Klage vor. Dieser berief sogleich eine Kirchenversammlung nach Rom. Allein zum Unglücke fielen die versammelten Väter in eben denselben Fehler, den die Kläger begangen hatten. Ohne die Sache gründlicher zu untersuchen, oder eine deutlichere Erklärung von ihm abzufodern, verdammten sie seine Lehre eben so gut als eine Ketzerey, als die Meinungen der Sabellianer. Vergebens vertheidigte sich der Bischof von Alexandrien, als ihm der Bischof von Rom diesen Ausspruch bekannt gemacht hatte, in einer eigens an ihn gerichteten Schrift; vergebens bewies er durch deutlichere Entwickelung seiner Sätze, daß er immer rechtgläubig gedacht habe. Immer gab es Männer, welche ihn als einen Vorläufer des Ketzers Arius, oder wenigst als einen heterodox gesinnten Lehrer betrachteten. Selbst die Arianer beriefen sich in der Folge auf seine Lehrsätze. Athanasius erklärte ihn zwar mit vielen Gründen für einen Rechtgläubigen; allein der entgegengesetzte Eindruck konnte so

leicht nicht geschwächet werden, und selbst Basilius der Grosse war einer von denen, die ihr Mißvergnügen über Dionysius laut äusserten.

Beynahe um eben diese Zeit, da Sabellius sein eigenes System erdachte, hatte Beryllus, Bischof zu Bostra in Arabien, ein sehr gelehrter Mann, der auch Schriftsteller war, ebenfalls über diesen Gegenstand einen besondern Lehrbegriff entworfen, und öffentlich vorgetragen. Er gab nicht zu, daß Christus vor seiner Menschwerdung wirklich als eine göttliche Person existirt habe; sondern er behauptete, Christus sey damals nur im göttlichen Verstand und Rathschlusse vorhanden gewesen; nach seiner Geburt könne er nur als ein Mensch betrachtet werden, in welchem aber die Gottheit des Vaters gewohnt habe. Hieraus erhellet, daß Beryllus nur eine Person in dem göttlichen Wesen geglaubt hat.

Diese ganz neue Erklärung machte, wie man sich wohl vorstellen kann, ein sehr grosses Aufsehen, und wurde der Gegenstand einer lebhaften Streitigkeit. Mehrere benachbarte Bischöfe traten öfters dieser Sache wegen zusammen, unterredeten sich, und stellten Untersuchungen an; allein nie war man so glücklich, die Streitigkeit beylegen zu können. Endlich suchte man dieses durch eine Kirchenversammlung zu bewirken, welche zu Bostra (§. 244.) veranstaltet wurde. Origenes (denn dieser grosse Gelehrte und Redner ward absichtlich von den Vätern dazu eingeladen) unterredete sich erst freundschaftlich mit Beryllus, um vor allem von der Lehre desselben einen richtigen und vollständigen Begriff zu erlangen; dann zeigte er endlich in der Versammlung dem Bischofe die Falschheit seiner Meinung mit so hinreissenden Gründen, daß Beryllus wirklich selbst überzeugt wurde, und seiner Lehre aufrichtig ent-

sagte. Er war auch so sehr von diesem Vorfalle gerühret, daß er in der Folge dem Origenes schriftlich für seine Belehrung dankte. So ward also dieser Handel auf eine Art geendiget, welche in Ansehung der bey theologischen Streitigkeiten so seltenen Mässigung dem Bekehrten, wie dem Bekehrer, gleich grosse Ehre brachte, geendiget, ohne daß sich des Beryllus Lehre durch eifrige Anhänger weiter verbreitet hatte.

Nicht ganz so ruhig wurde jene Streitigkeit beygelegt, welche der Bischof von Antiochien, Paul von Samosata, durch seine Lehre veranlasset hatte. Da der persönliche Charakter dieses Mannes auf den ganzen Gang dieses Geschäftes einen grossen Einfluß gehabt hat, so wird es nicht überflüssig seyn, von den vornehmsten Lebensumständen desselben und von seinen Sitten hier ein kurzes Bild zu entwerfen. Paul war zu Samosata, einer Stadt in Syrien, nahe am Euphrat geboren. Seine Aeltern waren vermuthlich arm; denn sie hinterliessen ihm kein Vermögen. Aber empfehlende Eigenschaften, womit die Natur ihn ausgerüstet hatte: ein lebhafter, durchdringender Verstand, Witz, Thätigkeit, und die Gabe, sich durch geschmeidiges Betragen andere zu gewinnen; nebstdem auch wahrscheinlich verschiedene politische Kunstgriffe, deren er sich geschickt zu bedienen wußte, hoben ihn bald zu hohen Ehrenstellen empor, und verschaften ihm Reichthümer. Erst kam er unter die Lehrer zu Antiochien; nach dem Tode des Demetrianus, Bischofes daselbst, erhielt er (§. 260 oder 261.) gar dessen Würde. Zugleich wurde ihm das weltliche Amt eines Ducenarius oder Richters übertragen, welches von den zwey hundert Sesterzien, die es jährlich abwarf, also genannt wurde. Einige glauben, zu dieser Stelle habe ihn

Zenobia, die Königinn von Palmyra erhoben, welche nach dem Tode ihres Gemahles Odenatus Syrien und andere asiatische Länder beherrschte. Doch für die Richtigkeit dieser Muthmassung hat man keine hinlänglichen Beweise. Genug; seit dieser Zeit erst entdeckte er seinen wahren Charakter. Habsucht und Ehrgeiz waren seine Hauptleidenschaften. Jene verleitete ihn zum Betrug, zu Ungerechtigkeiten, zur Treulosigkeit; und lehrte ihn unter der Versicherung, die Streithändel zu ihrem Besten zu entscheiden, von zwoen streitenden Partheien zugleich Geld zu nehmen, und aus der Religion einen Gewinn zu ziehen *). Der Ehrgeiz flößte ihm Stolz und Ueppigkeit ein. Beynahe kein Mittel ließ er unversucht, ihn zu befriedigen. Daher rührte seine Liebe zu einem grossen Gepränge, und seine eitle Ruhmredigkeit selbst in der Kirche, und auf der Lehrkanzel, wo er das reine Wort Gottes hätte vortragen sollen. Durch deutliche Zeichen foderte er da seine Zuhörer zu lauten Merkmalen ihres Beyfalles auf. Von jedermann gepriesen und bewundert zu werden, nach dieser Ehre strebte er unmässig; und er trug kein Bedenken, die Verdienste anderer herabzusetzen, wenn er nur Hoffnung hatte, seinen eigenen Ruhm dadurch befördern zu können. Uebrigens verstand er auch die Kunst, andere, wenn ers seinen Absichten zuträglich fand, mit Schonung zu behandeln. Selbst der Wohllust ergeben, gestattete er auch seinen Untergebenen, den Aeltesten und Kirchendienern, die Befriedigung derselben; war listig, verschlagen, und geschickt, seinen Gegnern durch feine Wendungen auszuweichen.

Dieser Charakter, vorzüglich sein ehrgeiziges Bestreben, sich durch etwas Ungewöhnliches vor andern

*) *Epist. Synodal. Concil. Antioch. ap. Euseb. L. 7. c. 28 sq.*

hervorzuthun, ist wahrscheinlich die Ursache, daß er von dem herrschenden Lehrbegriff abwich, und einen eigenen vortrug. Einige sagen, er habe dieses aus Gefälligkeit gegen die Königinn Zenobia gethan. Ob diese Aussage gegründet sey, läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden. Nur so viel ist richtig, daß Zenobia der jüdischen Religion sehr geneigt war, und daß einige an Pauls Lehre eine Aehnlichkeit mit jüdischen Grundsätzen wollen entdeckt haben.

Paul von Samosata gab es allerdings zu, daß die heilige Schrift vom Vater, Sohn und heiligen Geist rede, und daß es einen Gott gebe, der darin Vater genannt werde. Er läugnete aber, daß das Wort, oder die Weisheit, in Gott eine Substanz oder Person sey. Es ist, sagte er, der göttliche Verstand, wie die Vernunft in dem Menschen. Christus war ein blosser Mensch; sein Daseyn fieng erst mit seiner Geburt an. Allein in ihm wohnte seit dem Empfängniß in dem Leibe Mariä das göttliche Wort und die Weisheit, und wurde in ihm wirksam. Dadurch erlangte er eine vorzügliche Erkenntniß und Tugend, und wurde gleichsam Gott und Gottes Sohn im uneigentlichen Verstande. Doch bey seinem Leiden verließ ihn dieses Wort wieder, und kehrte zum Vater zurück.

Hierin bestund seine Lehre. Was er von dem heiligen Geist gelehret habe, ist so wenig bekannt, als man es von den meisten übrigen Antitrinitariern dieses Zeitalters zuverlässig berichten kann. Paul bekam in kurzer Zeit eine grosse Zahl von Anhängern. Dieser Umstand, und das stolze Geräusch, mit welchem er ohnehin jeden, auch gemeinsten Gedanken, der von ihm herrührte, lobpreisend allenthalben bekannt machte, zog endlich die Aufmerksamkeit mehrerer Bischöfe, Lehrer und anderer Christen auf sich.

Ueber seine Sitten war ohnehin schon lange das allgemeine Mißvergnügen erwacht. Beydes, seine Lehre und sein Charakter, beförderten seinen Sturz. Eine Kirchenversammlung sollte über diesen Handel entscheiden, und ihn, wo möglich, entweder bessern, oder für seine Vergehungen bestrafen. Sie ward, wie man allgemein glaubet, zu Antiochien (§. 264 oder 265.) selbst gehalten. Der berühmte Gregor der Wunderthäter, ingleichen Firmilian und viele andere Bischöfe und Lehrer waren zugegen. Allein Paul von Samosata fand in seiner Verschlagenheit Mittel genug, seinen Gegnern durch geschickte Wendungen auszuweichen. Dem feinen Kopfe waren die Bischöfe, denen es an Lebhaftigkeit des Geistes und Scharfsinn zu sehr mangelte, nicht gewachsen. Sie konnten ihn des Irrthumes nicht überführen. Anstatt ihn zu verurtheilen, mußten sie sich damit begnügen, ihren eigenen Lehrbegriff vorzutragen, und aufs Neue zu bestätigen.

Innerlich waren indessen die Väter doch überzeugt, daß Paul Irrthümer lehre, wiewohl sie ihn äusserlich davon nicht überführen konnten. Dieses bewog sie, eine zwote Kirchenversammlung zu veranstalten, und es dahin zu bringen, daß die Falschheit seiner Lehre deutlich dargethan werde. Allein auch dieser Versuch mißlang. Firmilian legte zwar die Irrthümer vor, deren man ihn beschuldigte, und verwarf sie. Aber Paul hintergieng die Väter durch sophistische Antworten zum zweytenmale, und setzte sie dadurch ausser Stand, ihn klar zu überweisen, daß er eben diese Irrthümer wirklich lehre.

Dieser unangenehme Vorfall rieth endlich den Bischöfen mehr Klugheit und Vorsichtigkeit an. Bey einer dritten Kirchenversammlung, welche jezt (§. 269.) veranstaltet wurde, mußte auf ihr Verlangen der

Presbyter Malchion gegen ihn auftreten; ein grosser Redner und Philosoph, der wegen seiner Kunst, sophistisch zu disputiren, berühmt war. Um grössere Sicherheit willen wurden auch Geschwindschreiber oder Notarien aufgestellet, welche alle Behauptungen Pauls, und alle Gegenäusserungen Malchions wörtlich aufzeichnen mußten. Dadurch gedieh endlich diese Sache zu einem erwünschten Ende. Malchion disputirte mit Paul so kunstmässig gewandt, und trieb ihn so sehr in Enge, daß er sich endlich überwunden geben mußte, und seiner Irrlehren sich überführet sah. Nichts konnte nun einen ernstlichen Synodalschluß hindern. Der Bischof Paul wurde abgesetzt, und von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, und an seine Stelle ein anderer Bischof erwählet.

Diese Kirchenversammlung war eine der zahlreichesten aus allen denjenigen gewesen, welche bisher gehalten worden. Doch sind sich die Schriftsteller in der Angabe der Zahl der versammelten Väter nicht gleich. Athanasius setzet sie auf siebenzig; Hilarius und Fakundus auf achtzig, und der Diakonus Basilius auf hundert und achtzig. Doch selbst dieses Ansehen war nicht überwiegend genug, dem Ausspruche den nöthigen Nachdruck zu geben, und ihn sogleich in Vollzug zu bringen. So lange Zenobia Königinn von Palmyra war, fand er immer an ihr eine mächtige Stütze. Paul wich nicht von seinem Posten. Als aber Zenobia besiegt worden, und Antiochien unter die Herrschaft der Römer gerathen war, unterlag er endlich seinen Gegnern. Diese hatten sich an den Kaiser Aurelian gewandt, und der Kaiser that den Ausspruch: das Haus der Gemeinde sollte demjenigen eingeräumet werden, mit welchem der Römische Bischof und die übrigen Bi-

schöfe Italiens in Gemeinschaft stünden *). Paul ward also von der weltlichen Obrigkeit schimpflich aus der Kirche vertrieben.

Der stolze Irrlehrer war nun hiermit zwar gestürzet; nicht aber auch seine Parthey zugleich unterdrücket. Noch gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts waren Samosatenianer übrig, welche von den Alten auch Paullianer, Paullisten und Paullianisten genannt wurden. Der einzige, der uns zuverlässig als ein Anhänger Pauls bekannt geworden, ist Lucianus. Alexander von Alexandrien versichert, er sey als ein solcher unter dreyen rechtgläubigen Bischöfen von der Gemeinschaft der Kirche zu Antiochien ausgeschlossen gewesen †). Er wurde durch seine Uebersetzung der Bibel, noch mehr aber durch den Märtyrertod berühmt, den er ausstund. Gegner hatte diese Parthey ebenfalls, welche gegen sie schrieben. Dionysius, Bischof von Alexandrien, hat zuverlässig Briefe gegen Paul von Samosata hinterlassen. Andere unter seinem Namen vorhandene Schriften gegen denselben scheinen aber nicht seine Arbeit zu seyn. Athanasius widerspricht den Samosatenianern öfters in seinen Schriften; aber die Rede von der Menschwerdung, die man ihm zuschrieb, ist gewiß eine Geburt des fünften Jahrhundets. Von dem Schreiben des Bischofes Felix von Rom an den Bischof Maximus von Alexandrien, worin er die Lehre Pauls von Samosata verdammte, ist nur ein kleines Stück übrig. Unter die Gegner der Samosatenianer kann auch mit Grund der Kaiser Konstantin der Große gezählet werden. Er verbot auch dieser Parthey, so wie den Valentinianern, Marcioniten, Montanisten und Novatianern, alle fer-

*) *Euseb. Lib. 7. c. 30.*

†) *Ap. Theodoret. Hist. eccles. L. 1. c. 4.*

nern gottesdienstlichen Versammlungen, und vermahnte sie zur Vereinigung mit der rechtgläubigen Kirche.

Neuntes Kapitel.

Verschiedene Meinungen über den Zustand der Seelen nach dem Tode, und über die Verheissungen Gottes. Hermogenes. Hierax. Arabische Ketzer. Chiliasten.

Während daß die Gnostiker über die Schöpfung und den Ursprung des Uebels, die Antitrinitarier und ihre Gegner über die Person Christi und die Dreyeinigkeit philosophirten, fiel die Spekulation einiger anderer Christen auf die Materie von dem Zustande der Seelen nach dem Tode, und von den Verheissungen Gottes. Darin kamen die rechtgläubigen Christen alle überein, daß sie glaubten, die Seele des Menschen sey unsterblich, und nach diesem Leben finden Belohnungen und Strafen statt. Aber worin die künftigen Schicksale der Seelen eigentlich bestehen, ob die Frommen die Seligkeit gleich unmittelbar nach dem Tode geniessen, ob die Strafen der Boshaften alle im gleichen Verhältnisse groß, und von ewiger Dauer seyn werden, darüber waren die Meinungen ziemlich getheilet. Im Apostolischen Zeitalter, da man überhaupt noch nicht gewohnt war, spitzfindige Fragen aufzuwerfen, und die Glaubenslehren durch menschliche Meinungen zu erweitern, beschied man sich ganz gern mit dem einfachen Ausspruche Christi, daß der Frommen das Himmelreich warte, die Lasterhaften aber in der Hölle ihre Bestrafung finden werden. In den folgenden Zeiten aber, da es zur Gewohnheit ward, die Religion wissentschaftlich zu behandeln, und über alles

zu kommentiren, haben einige Lehrer über diesen Gegenstand ungleich mehr zu sagen gewußt, als Christus und die Apostel gesagt hatten. Schon sehr frühezeitig breitete sich die Meinung aus, die Seligkeit der Verstorbenen werde erst am Tage der Auferstehung vollkommen werden *). Hermas, der Verfasser des Hirten, Justin der Märtyrer, Irenäus, Tertullian, der Presbyter Kajus von Rom, Origenes, und mehr andere Kirchenlehrer dieser und der folgenden Periode glaubten, die abgeschiedenen Seelen ruhten indessen im Schoose Abrahams, das ist, an einem abgesonderten Orte, bis sie endlich nach dem Ende der Welt der vollkommenen Seligkeit theilhaftig würden. Methodius, Bischof zu Olympus in Lycien, und nachher zu Tyrus, scheinet zu behaupten, selbst nach der Auferstehung werden die Seligen nicht im Himmel, sondern im Paradiese ihre Wohnung erhalten; denn alles, sagte er, muß in einem seiner eigenen Beschaffenheit angemessenem Platze bleiben †). Origenes aber, welcher von der Seligkeit und dem Vergnügen in jenem Leben so ziemlich philosophisch richtig dachte, daß es in dem Wachsthume der Erkenntniß Gottes, der göttlichen Absichten und der Kräfte der Natur bestehe, glaubte, die Seelen werden gleich nach ihrer Trennung vom Leibe das Paradies auf der Erde bewohnen, und dort erst, wie in einer Schule, über alles Vergangene belehret und zu einer höhern Seligkeit vorbereitet werden. Auch alsdann, fuhr er fort, werden sie noch viele Sphären, oder nach der Schriftsprache, Himmel durchwandern müssen, bis sie endlich, ganz Verstand und Empfindung, die für selbi-

*) Modicum quodque delictum mora resurrectionis luendum. *Tertull. de anima c. 58.*

†) *Method. Serm. de resurrect.*

ge bestimmten Gegenstände von Angesicht zu Angesicht schauen, und der vollkommenen Seligkeit geniessen werden *). Solche Hypothesen, welche ein allmähliges Fortrücken der Seelen zur höchsten Glückseligkeit festsetzten, sind vermuthlich der Grund, warum einige glaubten, die Glorie der Heiligen könne durch das Gebet vermehret werden **), so wie die Meinung, daß die vollkommene Glückseligkeit der Seligen erst nach dem Ende der Welt ihren Anfang nehmen werde, vermuthlich die Ursache war, daß die Christen so eifrig um das Ende der Welt baten †).

Ganz den Grundsätzen gemäß, welche Origenes von der Beschaffenheit der Belohnungen im zukünftigen Leben aufgestellet hatte, war auch seine Erklärung von den Strafen der Verdammten. Er setzte sie in das Bewußtseyn ihrer Laster und Verbrechen, in die Unruhe und Marter, welche aus der beständigen Erinnerung an dieselben entstehen wird, und in die gänzliche Unfähigkeit, gut zu denken und zu handeln, worein die Seelen der Boshaften werden gesetzt werden. Diese Qual war nach seinen Begriffen das Feuer der Hölle. Man sieht ohne Mühe, wie sehr sich Origenes hierin von den Meinungen mancher anderer Kirchenlehrer entfernt hat, die sich die Peinen der Verdammten sehr materiel dachten. Tertullian nahm das Feuer der Hölle, wovon die heilige Schrift spricht, so ziemlich im buchstäblichen Verstande ††). Cyprian glaubte gar, die Verdammten

*) *Origenes de Principiis L. 2.*

**) προσθηκη γενηται μισθε και αντιδοσεως· *Chrysost. Homil. 32 in Matth.*

†) *Tertull. de Orat.*

††) *Tertull. Lib. de poenitentia.* Montes perpetuo ignem eiaculantes testimonium dicunt, quanti sunt ignes aeternae damnationis secuturi.

würden mit Leib und Seele unendliche Martern ausstehen müssen *). Noch viel weiter aber wich Origenes von der Denkungsart vieler anderer Lehrer darin ab, daß er die Strafen der Verdammten nicht blos als eine Wiedervergeltung für ihre Verbrechen, die sie auf der Welt begangen hatten, sondern als Mittel betrachtete, die Sünder zu reinigen, und nach ihrer Besserung wieder zu Gott zu bringen. Offenbar ergiebt sich hieraus, daß er die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht annahm; er äusserte vielmehr an einem andern Orte mit deutlichen Worten die Hoffnung, daß selbst verhärtete Juden die Seligkeit erlangen werden **). Hierin hatte er mit dem Ketzer Manes beynahe einerley Denkungsart. Dieser nahm zwar ein materielles Höllenfeuer an, legte ihm aber auch eine Reinigungskraft bey. Andere Kirchenlehrer glaubten in der Folge, durch Gebete könne man die Peinen der Verdammten mildern †).

Unter die sonderbaren Meinungen, welche im apostolischen Zeitalter unbekannt gewesen waren, und erst nach und nach aus philosophischen Systemen waren entlehnet worden, gehöret unstreitig die Lehre von einer Reinigung, welche die Seelen derjenigen, die nicht ganz im Stande der Vollkommenheit starben, erst ausstehen müßten, ehe sie ihre Wohnung im Himmel erhalten würden. Pythagoras und Plato hatten schon solche Läuterungen nach dem Tode behauptet. Die Ketzer Saturnin, Basilides und Manes hatten das nämliche gethan. Unter den christ-

*) *Cyprian contra Demetrian. Lib.* 1.

**) *Origenes contra Celsum.* Und *Homil.* 6. *in Exod.*

†) Quibus aut ad hoc prosunt (preces), vt sit plena remissio, aut certe tolerabilior fiat ipsa damnatio. *Augustin. Enchirid. c.* 110. S. auch *Chrysost. Homil.* 3. *in Philipp.*

lichen Lehrern war Klemens von Alexandrien der erste, welcher mit diesem fremden Gedanken den christlichen Lehrbegriff bereicherte †). Nach seinen Begriffen sollte die Reinigung der Seelen von den Sünden durch gewisse Strafen geschehen; allein es scheinet nicht, daß er geglaubt habe, diese Strafen bestünden in einem wirklichen Feuer; er äussert vielmehr den Gedanken, daß die Angst der Seelen über ihren unvollkommenen Zustand, die aus dem Bewußtseyn eines bessern Zustandes anderer Seelen entspringet, und die Scham wegen ihrer begangenen Verbrechen die härteste Strafe für sie seyen. In der Folge nahmen mehrere Kirchenlehrer diese Meinung an, jedoch mit willkührlichen Veränderungen und Zusätzen. Origenes, welcher die vollkommene Seligkeit ohnehin bis ans Ende der Welt hinaussetzte, sprach schon von einem Feuer, durch welches die Seelen der Verstorbenen würden wandern müssen. Allein hierin dachte er von Klemens verschieden, daß er diese Wanderung durchs Feuer erst am Tage des jüngsten Gerichtes geschehen ließ, und selbiges nicht so fast als ein Reinigungsmittel, sondern vielmehr als ein Probefeuer betrachtete. Selbst die Apostel Petrus und Paulus und andere Heilige nahm er davon nicht aus *). Ihm folgten in dieser Meinung Laktantius, und etwas später Ambrosius, Hilarius, und mehr andere **).

Origenes stellte sich selbst die Seele nach dem Tode nicht so ganz geistig und ohne alle Materie

†) *Clemens Alexandr. Stromat. Lib.* 4. und *L.* 7.

*) Etiamsi Paulus sit aliquis, vel Petrus, venit tamen ad illum ignem. *Orig. Homil.* 3. *in Psalm.* 36.

**) *Lactant. L.* 7. *c.* 21. *Ambros. Serm.* 20. *in Psalm.* 118. *Idem Homil.* 3. *in Psalm.* 36. *Hilar. Enarrat. in Psalm.* 118.

vor, wie die meisten übrigen Lehrer; sondern er glaubte vielmehr, sie werde noch immer mit einem feinen Körper umgeben seyn. Und seinem System zu Folge, an welchem man den griechisch philosophischen Anstrich unmöglich verkennen kann, gab er dann auch nicht zu, daß die Auferstehung im Fleische, in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes geschehen werde. Er behauptete im Gegentheile, die Menschen werden, anstatt ihre vorige Glieder zu erhalten, in einem geistigen Körper auferstehen *). Methodius hat diese Meinung in einer besondern Schrift von der Auferstehung zu widerlegen gesucht. Auch glaubte Origenes nicht, daß alle Menschen ins jüngste Gericht kommen werden. Denn die Heiden, sagte er, und alle Ungläubigen, sind schon ohnehin verdammt, und wegen ihres Unglaubens nicht zu entschuldigen; sie werden daher sogleich nach dem Tode in die Hölle verwiesen werden. Die Gläubigen hingegen werden an jenem fürchterlichen Gerichtstage über eine jede Handlung Rechenschaft ablegen müssen **).

Zu dieser Zeit, da Klemens von Alexandrien, Tertullian, Origenes, und mehr andere ihre eigenen Meinungen über Gegenstände des Glaubens vortrugen, war dieses noch kein ausschließliches Recht oder Geschäft der Priester. Jeder, der da Beruf oder Neigung dazu fühlte, bediente sich eben derselben Freiheit, diesen oder jenen Gegenstand gleichfalls zu untersuchen, und das Resultat seines Nachdenkens öffentlich mitzutheilen. Theodotus der Gärber, und Theodotus der Geldwechsler, hatten dieses gethan, wie bereits gemeldet worden. Hermogenes, dessen Lehrsätze den Tertullian und Theo-

*) *Origenes de Principiis Lib. 2. c. 6 & 10.*
**) *Origenes in Job. L. 3.*

philus zur Verfertigung eigener Widerlegungsschrifter vermocht hatten, war ein Maler. Dieser scharfsinnige Afrikaner und Freund der Stoischen Philosophie hatte aus gewiß nicht verwerflichen Absichten die Ewigkeit der Materie gelehret. (§. 192—200.) Es war ihm darum zu thun, den Vorwurf von Gott abzulehnen, daß das Uebel in der Welt von ihm seinen Ursprung habe. Physisches und moralisches Uebel, sagte er, ist eine Eigenschaft der Materie; da sie nun böse ist, so kann Gott ihr Urheber nicht seyn; sie ist daher unerschaffen, folglich ewig. Gott, fuhr er fort, ist nicht nur ein ewiger Gott, sondern auch ein ewiger Herr; nothwendig muß daher ein Gegenstand seiner Herrschaft von Ewigkeit her vorhanden gewesen seyn. Dieser ist die Materie. Die Folgen, welche theils er selbst, theils andere aus diesem Grundsatze gezogen haben, setzen ihn in die Klasse jener Männer, welche über die Beschaffenheit der menschlichen Seele, und über den Zustand derselben nach dem Tode, irrige Meinungen ans Licht gebracht hatten. Gewiß ist es, daß er dafür hielt, die Seelen seyen, so wie der Körper, aus der Materie entstanden. Denn, sagte er, da in ihnen das moralische Böse zu finden ist, und das Böse in der Materie allein seinen Grund hat, so kann die Seele keinen edlern Ursprung haben, als der Körper. Diesen Grundsätzen zu Folge schloß er weiter, daß die Teufel, weil sie aus der Materie bestehen, einst in selbige auch wieder werden aufgelöset werden. Aber nicht eben so ausgemacht ist es, daß er das nämliche auch von der menschlichen Seele behauptet habe, wiewohl es einen ziemlich hohen Grad von Wahrscheinlichkeit hat. Philastrius spricht auch von zweenen Ketzern aus Galatien, Seleucus und Hermias, welche behauptet haben, daß Gott selbst einen Kör-

per

per habe, daß die Hölle diese Welt selbst sey, und daß man unter der Auferstehung der Todten nichts anders verstehen müsse, als das Zeugen der Kinder. Augenscheinlich floß dieser Begriff von der Hölle aus der Epikurischen Philosophie.

Auch Hierax, aus Leontopolis in Aegypten, dessen Untersuchungen sich zum Theil auf eben diesen Gegenstand bezogen, war kein Priester. Aber auch als Arzt, Dichter und Sternkündiger war er in der heiligen Schrift so bewandert, daß selbst Epiphanius, sein Gegner, versichert, er habe sie auswendig gewußt. Er lebte in der zwoten Hälfte des dritten Jahrhunderts, und machte sich durch einen strengen tugendhaften Lebenswandel, noch mehr aber durch seine Lehre berühmt. Die Unsterblichkeit der Seele und ein ewiges Leben läugnete er zwar nicht; aber er nahm einmal den Vordersatz als ausgemacht an, daß niemand Belohnungen erlangen könne, der nicht gegen die bösen Begierden gekämpfet hat, und aus diesem zog er den Schluß, daß Kinder, welche vor dem Gebrauche der Vernunft sterben, nicht selig werden können. Seine Neigung zur allegorischen Erklärungsart der heiligen Schrift, welche vorzüglich durch das Ansehen des Origenes so sehr in Aufnahme kam, brachte ihn dahin, daß er die Auferstehung der Todten nicht im buchstäblichen Sinn annahm, sondern von einer moralischen Auferstehung, das ist, von einer Erleuchtung und Bekehrung verstund. Ausser diesen Lehren trug er noch manches vor, was der allgemeinen Lehre der rechtgläubigen Kirche entgegen war. Daß das Paradies sinnlich gewesen, gab er nicht zu; den Melchisedek hielt er mit einer schon oben beschriebenen Parthey für den heiligen Geist; und was bey den Orthodoxen besonders vieles Aufsehen machte, er behaup-

tete, das Amt Christi habe blos in der Bekanntmachung einer strengern Sittenlehre bestanden. Aus diesem Grundsatze sind die strengen Vorschriften herzuleiten, die er über diesen Punkt gab. Er verwarf den Ehestand, und verbot das Fleischessen und Weintrinken. Seine Anhänger hielten sich größtentheils in Aegypten auf; einem Lande, welches ohnehin einer harten und schwermüthigen Lebensart günstig war. Anfänglich lebten sie überaus strenge. Wie aber gemeiniglich der Enthusiasmus durch die Länge der Zeit erkaltet, so liessen sie auch allmählig von der Strenge der Lebensart sehr viel nach.

Nebst den Hierakiten wurde beynahe um eben diese Zeit noch eine andere Parthey von Ketzern bekannt, welche in Ansehung eben dieser Materie Irrthümer behaupteten, und die Arabischen Ketzer genannt wurden. Wer ihr Stifter gewesen sey, ist nicht bekannt. So viel aber erhellet aus der Nachricht, welche Eusebius von ihnen ertheilet, daß sie sich gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts in Arabien aufgehalten. Sie lehrten, die Seele des Menschen sterbe und verwese zugleich mit dem Körper; aber zur Zeit der Auferstehung werde sie zugleich mit ihm wieder aufleben. Ob sie dadurch nur einen Seelenschlaf, oder einen Zustand der Unthätigkeit bis zur Zeit des Wiedererwachens haben anzeigen wollen, und folglich die Seele für eine von dem Körper verschiedene Substanz, oder nur für eine Kraft zu empfinden und sich zu bewegen gehalten, und dadurch den förmlichen Materialismus behauptet haben, ist bey dem Mangel ausführlicherer Nachrichten kaum zu entscheiden. Genug; diese Lehre, die den Zeugnissen der heiligen Schrift offenbar widerspricht, schien den arabischen Bischöfen auch besonders wegen der Folgen gefährlich, welche für christ-

liche Dogmatik und Sittenlehre daraus konnten gezogen werden. Sie hielten daher eine Kirchenversammlung, in welcher Origenes, dieser gewandte Streiter, der von den Bischöfen absichtlich dazu berufen ward, ihre Meinungen so gründlich widerlegte, daß er nicht nur einen vollkommenen Sieg über sie erhielt, sondern sie auch zur aufrichtigen Ablegung ihrer Irrthümer bewog.

Mit der Denkungsart der Christen über den Zustand der Seele nach dem Tode des Körpers, und über die Verheissungen Gottes, steht dasjenige in einer ziemlich genauen Verbindung, was einige von einem tausendjährigen Reiche glaubten. Es ist bereits gemeldet worden, daß es schon im apostolischen Zeitalter Leute gegeben, welche glaubten, Christus werde einst wieder kommen, und mit den Gläubigen auf dieser Erde tausend Jahre herrschen. Der Ketzer Cerinthus war der erste gewesen, welcher diese Meinung, die von den für sich selbst so partheyisch eingenommenen Juden herrührte, öffentlich vortrug. Die Melitaner, oder Melitonier, und wahrscheinlich auch die Montanisten, (vom Tertullian ist es gewiß) vertheidigten sie gleichfalls. Aber auf die Aussprüche der Offenbarung Johannis gestützt, welche man mit Unrecht zu buchstäblich auslegte, und vielleicht durch die vielen Bedrängnisse, die sie um diese Zeit ausstanden, darin bestärket, nahmen sie auch viele rechtgläubige Christen an. Ansehnliche Kirchenlehrer, Papias, Justin der Märtyrer, Irenäus, waren ihr zugethan. Das hatten alle Chiliasten (denn mit diesem Namen wurden die Vertheidiger dieser Meinung belegt) miteinander gemein, daß sie ein tausendjähriges Reich Christi auf Erde glaubten. Allein in Ansehung der Beschaffenheit dieses Reiches dachten nicht alle gleich. Sie theilten sich in die

groben und feinern Chiliasten. Jene erwarteten meist nur sinnliche Vergnügen, daß sie mit Christo die besten Speisen essen, mit ihm Wein trinken, und verschiedene andere Ergötzlichkeiten zum Lohn ihrer Frömmigkeit geniessen werden. Diesem groben Chiliasmus waren Papias und Irenäus eifrig ergeben. Einige giengen in ihrer Einbildung noch weiter, und erträumten sich sogar die Befriedigung fleischlicher Lüste als eine Belohnung, die ihnen im tausendjährigen Reiche zu Theil werden würde. Die feinern Chiliasten schlossen zwar in ihrer Vorstellung von diesem Reiche das sinnliche Vergnügen nicht ganz aus, machten es aber doch auch nicht zur Hauptsacha. Nach ihren Begriffen hätte das tausendjährige Reich ungleich mehr geistiges Vergnügen verschaffen müssen. Eine andere Gattung feinerer Chiliasten behauptete zwar auch ein tausendjähriges Reich; ließ aber die Beschaffenheit desselben unbestimmt.

Seit seinem Ursprunge hatte der Chiliasmus bey sehr vielen Christen ununterbrochen grossen Beyfall gefunden. Justin der Märtyrer versicherte, wer immer ein rechtgläubiger Christ sey, erwarte ein tausendjähriges Reich *). Diese Nachricht ist zwar übertrieben; sie beweiset aber doch, daß die Anzahl der Chiliasten nicht geringe war. So lange diese Lehre unbestritten blieb, scheinen sich beyde Partheyen, die Christen, welche ein tausendjähriges Reich behaupteten, und jene, die es verwarfen, liebreich mit einander vertragen zu haben. Als sich ihr aber der Römische Presbyter Kajus in Schriften zu hitzig entgegen setzte, verstärkte der Widerstand den Eifer für selbige. Mit mehr Geschicklichkeit unternahm hierauf Origenes die Arbeit, sie zu widerlegen. Anstatt die Offenbarung, worauf die Chiliasten ihre

*) *Justin. in Dialog. cum Tryph.*

Meinung vorzüglich gründeten, dem Apostel Johannes schlechterdings abzusprechen, wie Kajus gethan hatte, gab er das kanonische Ansehen derselben zwar zu; behauptete aber, man müsse die Stellen, welche vom tausendjährigen Reiche darin vorkommen, nicht im buchstäblichen Verstande nehmen, sondern allegorisch erklären. Vermöge dieser Erklärungsart verstund er dann unter dem tausendjährigen Reiche kein Reich Christi auf Erde, sondern nur den Genuß geistiger Vergnügen in der andern Welt. Denn, sagte er, aus der Verbindung des Körpers mit der Seele entspringen gar viele Beschwerlichkeiten; diese aber können mit dem Zustande der Seligkeit nicht vereiniget werden, folglich kann eine körperliche Glückseligkeit nach dem Tode nicht statt finden. Die Offenbarung Johannis, fuhr er fort, ist durchgehends mit Allegorien und Sinnbildern angefüllet; es ist daher ungereimt, einzelnen, mitten aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen einen buchstäblichen Sinn anzudichten. Diese Behauptung, die er durch so wichtige philosophische Gründe unterstützte, schlug den Anhängern des Chiliasmus eine schmerzliche Wunde.

In diesem Zeitpunkte mächtiger Erschütterung eines geliebten Vorurtheils trat Nepos, ein ägyptischer Bischof, ein eifriger Gläubiger, und im Schriftforschen unermüdeter Mann um die Mitte des dritten Jahrhunderts auf, und suchte die Lehre vom tausendjährigen Reiche zu retten. Er schrieb ein Buch unter dem Titel: Widerlegung der Allegoristen, und suchte darin zu beweisen, daß die in der Offenbarung Johannis enthaltenen Weissagungen wahr, und nicht im allegorischen, sondern im buchstäblichen Verstande zu nehmen seyen; daß folglich, wenn nach der Offenbarung ein tausendjähriges

Reich Christi auf Erde im eigentlichen Verstande zu erwarten sey, auch leibliches und sinnliches Vergnügen in demselben zu finden seyn müsse. Dem Ausspruche der Offenbarung zu Folge nahm er dann auch eine doppelte Auferstehung an. Die erste sollte die Frommen betreffen; auf diese das tausendjährige Reich; hierauf grosse Kriege, und endlich die zwote Auferstehung der Gottlosen, ewiges Leben und ewige Verdammniß erfolgen.

Des Nepos Buch war so täuschend und angenehm abgefaßt, und hatte einen so anziehenden Schein von Gründlichkeit und Ueberzeugungskraft, daß es nicht nur die bisherigen Freunde des Chiliasmus als ein Meisterstück bewunderten, sondern auch eine Menge anderer Christen demselben vollen Beyfall schenkten. Ganze Gemeinden traten nun dieser Lehre bey, und wurden so eifrige Verfechter derselben, daß sie mit andern Gemeinden, die nicht so dachten, die Kirchengemeinschaft aufhoben, und Spaltungen und Abfälle veranlaßten. Das geschah vorzüglich in der Provinz von Arsinoe in Aegypten.

So bedenkliche Unruhen foderten ernstliche Anstalten, ihnen Einhalt zu thun. Dionysius, Bischof zu Alexandrien, ein bekannter Eiferer für die reine Lehre, verfügte sich persönlich in die Provinz Arsinoe, und berief die Aeltesten und Lehrer zusammen, um sich mit ihnen über diesen wichtigen Gegenstand (§. 256.) zu besprechen, und sie von ihrem Irrthum abzubringen. Mit unbefangenem Herzen, und mit dem edlen Vorsatze, nur die Wahrheit zu suchen, und ihr dann redlich zu folgen, traten beyde Theile zusammen. Drey Tage vom Morgen bis Abend fassen sie ununterbrochen beysammen, um den Inhalt des Buches von Nepos, das sie als unwiderlegbar mit vieler Zuversicht vorlegten, gründlich zu unters

suchen. Man fragte, antwortete, trug Zweifel vor, löste sie auf, und setzte Gründe und Gegengründe auseinander. Da bekannte endlich Korakion, das Haupt dieser Parthey (denn Nepos lebte nicht mehr), daß er nun von dem Gegentheil überzeugt sey, und versprach ernstlich, der Lehre vom tausendjährigen Reiche künftig nicht mehr anzuhängen. So gieng man belehret und gebessert auseinander, und Freude über die glückliche Vereinigung herrschte unter den Brüdern.

Um nichts übrig zu lassen, was zu einem vollkommenen Siege über diese Parthey etwas beytragen könnte, hatte Dionysius beynahe zu gleicher Zeit auch ein Buch von den Verheissungen geschrieben, worin er bewies, daß sich selbige nicht in einem groben Sinn auf irdisches Vergnügen, sondern auf höhere und geistige Güter beziehen. Die Behandlung dieser Materie führte ihn auch auf die Untersuchung der Frage, ob die Apokalypse wirklich den Apostel Johannes zum Verfasser habe? Und hierin wiederholte er die Meinung des Presbyters Kajus, und sprach diese Arbeit dem Apostel ab. Ungeachtet der thätigen Bemühung des Bischofes Dionysius und anderer, den Chiliasmus zu unterdrücken, hat man doch Spuren, daß viele Christen demselben im Herzen zugethan blieben. Methodius, der Afrikaner Kommodianus, und Viktorin, Bischof zu Petovio in Oberpannonien, glaubten ein tausendjähriges Reich. Noch im vierten Jahrhunderte behauptete der Kirchenlehrer Ambrosius offenbar eine doppelte Auferstehung *). Hieronymus befürchtete, durch

*) Qui non veniunt ad primam resurrectionem, sed ad secundam reseruantur, isti vrentur, donec impleant tempora inter primam & secundam resurrectionem. *Ambrosius in Psalm. I.*

Bestreitung des Chiliasmus eher selbst verketzert zu werden, als daß er es gewagt hätte, die Anhänger desselben zu verketzern.

Die Geschichte der Glaubenslehre muß jeden, der sie ohne Partheilichkeit prüfet, überzeugen, daß in der gegenwärtigen Periode bey einer ziemlich grossen Freiheit, selbst zu denken und zu untersuchen, auch eine grosse Verschiedenheit in der Denkungsart unter den Christen geherrschet hat. Man lernet aber auch daraus einsehen, daß manchmal Männer, welche eben dieselben Grundsätze vortrugen, sowohl von ihren Zeitgenossen, als von ihren Nachkömmlingen sehr ungleich beurtheilet wurden. Einige waren glücklich genug, ungeachtet sehr widersinniger oder bedenklicher Meinungen, die sie behaupteten, nicht nur unangefochten zu bleiben, sondern wohl gar als wohlthätige Lichter der Kirche in grossen Ehren gehalten zu werden. Andere hatten hingegen das Unglück, daß sie mit Verabscheuung in die Zahl der Ketzer gesetzt wurden. Auch hierin scheinen äussere Zufälle, Privatabsichten, Laune der Menschen und Glück manchmal das meiste gethan zu haben. Waren diese oder jene, welche eine neue Meinung vortrugen, Bischöfe oder Priester, so gab ihnen gemeiniglich schon ihr Stand den Vorzug, daß man Orthodoxie bey ihnen voraussetzte. Ein grosser Ruf, worein manchen hervorschimmernde Talente, Gelehrsamkeit oder Tugend gesetzt hatten, verursachten auch sehr oft, daß man an seiner Lehre Irrthümer nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte, die man an andern mit grosser Strenge rügte. So ward Origenes, obwohl er von der Lehre der Rechtgläubigen in manchem wesentlichen Punkt abwich, und heftige Gegner hatte, doch nicht förmlich verketzert. Ungehindert konnte Irenäus mit andern Kirchenleh-

rern behaupten, die Seelen der Menschen seyen ihrer Natur nach nicht unsterblich, sondern lebten nur so lange fort, als Gott wollte *). Ohne Vorwurf behauptete Arnobius, welcher ehe ein heidnischer Lehrer der Beredsamkeit zu Sicca in Afrika war, und gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts zum Beweise seiner aufrichtigen Begierde, die Taufe zu empfangen, eine Streitschrift gegen die Heiden in sieben Büchern verfertigte, die Seele des Menschen rühre nicht von dem höchsten König, sondern von einem geringern Vater her; sie sey nicht an sich unsterblich, nicht ganz immateriel und einfach. Sein Beweis klinget sehr sonderbar. Das Unsterbliche und Einfache, sagt er, läßt keinen Schmerzen zu; die Seelen werden aber einst in Flüsse voll Feuer und Schlamm geworfen werden, und darin Schmerzen fühlen; folglich können sie nicht unsterblich und einfach seyn. Sie können untergehen, sagt er ferners, wenn sie Gott nicht kennen, und vom Verderben gerettet werden, wenn sie seinen Befehlen gehorchen **).

Man kann indessen die meisten Kirchenväter doch gegen den Vorwurf der Irrgläubigkeit rechtfertigen. Sie scheinen manchmal nur mit den Ketzern einstimmig gedacht zu haben, ohne daß sie wirklich einerley Meinung mit ihnen gehabt hatten. Sehr oft schadeten sie ihrem guten Rufe dadurch, daß sie auf zweydeutige und unschickliche Ausdrücke verfielen. Viele waren aber auch in der Anwendung der Philosophie auf die Religion darum unglücklich, weil es ihnen an scharfer Beurtheilungskraft fehlte, und weil sie die verschiedenen Systeme derselben nicht hinlänglich verstanden. Manche geriethen in Dins

*) *Irenaeus aduerſ. Haereſ. L.* 2.

**) *Arnob. aduerſ. Gentes L.* 2.

gen, die sie aus dem alten Testament zu erörtern suchten, auf schiefe Erklärungen, weil es ihnen an kritisch genauer Kenntniß der Grundsprachen mangelte. Ganz läßt es sich aber doch kaum läugnen, daß wenigst einige Meinungen, welche die Kirchenväter in die Glaubenslehre eingemischt haben, schon zuvor von einigen Ketzern vorgetragen worden.

Zehntes Kapitel.

Beförderung des Bibelstudiums. Zunehmende Hochachtung für die Traditionen. Streitigkeiten über die Osterfeier, und über die Ketzertaufe.

Ungeachtet aller Fehltritte, welche die Kirchenväter auf dieser zuerst betretenen Bahn thaten, kann man es ihnen doch nicht absprechen, daß sie eine sehr edle Absicht hatten. Dem Christenthume zu nützen, es immer mehr in Aufnahme zu bringen, war gewiß der Zweck, nach welchem sie auf diesem Wege rastlos strebten. Zu diesem Ende suchten sie auch die Lektüre und das Studium der heiligen Schrift bestens zu befördern. Nothwendig mußte zuerst für mehrere Abschriften derselben gesorgt werden, und patriotische Christen liessen es auch hierin an ihrem Fleisse nicht ermangeln. Pierius, der Katechet zu Alexandrien, veranstaltete mehrere genaue Abschriften der Alexandrinischen Uebersetzung, und des neuen Testaments. Pamphilus, sein Schüler, schrieb nicht nur mehrere Bücher selbst ab, sondern schenkte auch besonders einige Abschriften von Bibeln theils der Kirche zu Alexandrien, theils andern Christen. Die genauere Uebersicht über die Geschichte Jesu und seiner Lehre hatte schon zuvor Ammonius, Leh-

rer zu Alexandrien, den man aber mit dem Philoso-
phen Ammonius Saccas nicht verwechseln darf,
durch seine Harmonie der Evangelien zu erleichtern
gesucht. Eben dieser Lehrer schrieb auch ein Buch
von der Uebereinstimmung Mosis und Jesu, wel-
ches aber nicht mehr vorhanden ist. Hesychius, ein
ägyptischer Bischof, verbreitete gleichfalls mehrere
Abschriften der Bibel in Aegypten. Unter der Auf-
sicht der Bischöfe und Aeltesten wurden bereits Bü-
chersammlungen und Archive für die Kirchen ange-
legt, und darin unter andern zum öffentlichen Ge-
brauche bestimmten Schriften auch mehrere Bibeln
aufbewahret. Doch Abschriften zu haben, war noch
nicht hinlänglich; sie mußten auch genau und rich-
tig seyn. Origenes und mehr andere wandten da-
her eine rühmliche Sorgfalt darauf, den möglich
ächtesten Text herzustellen. Lucianus, Aeltester zu
Antiochien, der eine Zeitlang ein Samosatenianer
gewesen war, berichtigte ebenfalls die griechischen
Uebersetzungen des alten Testaments, und darunter
auch die Alexandrinische durch Vergleichung mit dem
hebräischen Texte. Diese Sorgfalt war auch um so
nöthiger, da sich nicht nur durch die Abschreiber
selbst sehr viele Fehler iu manche Exemplare einge-
schlichen, sondern auch einige Ketzer, besonders die
Valentinianer und Marcioniten die Bibel absichtlich
verfälscht hatten. Eine gründliche Hermenevtik und
Auslegungskunst hatte ebenfalls Origenes, wie be-
reits gemeldet worden, zu befördern gesucht. Ziem-
lich glücklich hatten auch Julius Afrikanus, und
der Bischof Hippolythus, im Bibelfache gearbeitet.
Der erstere wurde wegen seiner Geschicklichkeit in der
Auslegung der heiligen Schrift von den Alten sehr
hoch geschätzt. Seine noch übrigen Schriften dieser
Gattung, sein Schreiben an Origenes über die Ge-

schichte der Susanna, worin er wichtige Einwürfe gegen selbige macht, die selbst Origenes nicht entkräften konnte, und ein anders Schreiben an Aristides über den Unterscheid, der sich zwischen den Geschlechtsregistern Jesu beym Matthäus und Lukas findet, rechtfertigen auch wohl diese Achtung, und sind Zeugen von dem kritischen Scharfsinn ihres Verfassers. Nebst dem lebte dieser Mann auch für die Geschichte. Hegesippus war der erste gewesen, der nach der Mitte des zweyten Jahrhunderts ein historisches Werk, und zwar eine Kirchengeschichte zu schreiben unternahm, die aber nicht mehr vorhanden ist. Julius Afrikanus ist der zweyte. Er lebte im dritten Jahrhunderte, und schrieb ein Zeitbuch der Weltgeschichte in fünf Büchern, welches von der Schöpfung anfängt, und bis zum Jahre 221 nach Christi Geburt reicht. Es sind aber nur diejenigen Stellen davon noch übrig, welche Eusebius in seiner Chronographie benützt hat. Ein anders Werk von ihm, welches verschiedenes aus allen Theilen der Gelehrsamkeit enthält, kennen wir gleichfalls nur aus einigen übriggebliebenen Fragmenten. Ungleich mehr, als Julius Afrikanus, schrieb sein Zeitgenosse, der Bischof Hippolythus, welcher, wahrscheinlich um die Mitte des dritten Jahrhunderts, als ein Märtyrer das Leben verlor. Aber ausser seiner Osterberechnung sind alle seine Schriften bis auf einige Bruchstücke untergegangen. In einigen suchte er verschiedene Ketzer, in andern die Heiden, besonders den Plato zu widerlegen. Wieder andere Bücher handeln von der Auferstehung, von den Wundergaben, von der apostolischen Lehre, oder enthalten Auslegungen des alten und neuen Testaments. Was aber von seinem Buche über den Antichrist, und von seinen Erklärungen der heiligen

Schrift noch übrig ist, giebt von seiner exegetischen Gelehrsamkeit eben keinen vortheilhaften Begriff.

Sonderbar ist es, daß sich gerade um diese Zeit, da man anfieng sich dem Bibelstudium mit besonderm Eifer zu widmen, die Meinung allmählig einschlich, die Bibel sey nicht die einzige Urquelle des Glaubens, sondern es gebe noch Lehren, welche von Menschen auf Menschen fortgepflanzt worden, und nothwendig geglaubt werden müßten, ohne in der heiligen Schrift enthalten zu seyn. Daß dieser Meinung der Eingang eben durch die gelehrtere Behandlung der Religion erleichtert worden, fällt freylich in die Augen. Seitdem die Philosophie in dem Gebiete derselben aufgenommen worden, wetteiferten die christlichen Schriftsteller gleichsam miteinander, mehr zu sagen, als Christus geoffenbaret hatte. Man rechnete die Kenntniß solcher Lehren zur geheimen Wissenschaft (γνωσις), und betrachtete sie nur als die Gabe aufgeklärterer Christen. Klemens von Alexandrien war einer der ersten, welcher die Traditionen in dieser Rücksicht vertheidigte. Er behauptete, Christus habe nicht allen alles, sondern manches nur wenigen, die es gut aufnahmen, geoffenbaret. Seiner Versicherung nach waren es die Apostel Petrus, Jakobus, Johannes und Paulus, welche die Lehre Jesu wahrhaft aufbehalten haben, so daß der Sohn sie immer vom Vater bekommen habe *). An einem andern Orte nennet er nur drey Apostel, denen Christus nach seiner Auferstehung diese Gnosis ertheilet habe **). Er verstund aber darunter nur solche Lehren, welche zum Christenthum nicht nothwendig gehörten. Eben dieselbe Gesinnung äusserte Origenes in seinem Werke gegen den Celsus.

*) *Clem. Alexandr. Strom.*

**) *Ap. Euseb. Hist. eccles. Lib. 2. c. 1.*

Andere christliche Lehrer begriffen darunter oft nur diejenigen Lehren Jesu und der Apostel, welche in der heiligen Schrift aufgezeichnet sind. So dachte unter andern auch Irenäus *). Nach und nach rückte man aber, wie der Mensch überhaupt des Alten gern müde wird, immer weiter fort; man hielt nicht mehr blos die in der heiligen Schrift enthaltenen Wahrheiten, nicht mehr blos philosophische Erläuterungen derselben, oder geheime Kenntnisse, welche blos der Antheil weniger Aufgeklärten seyn sollten, für Lehren, die durch eine Uebergabe von den Aposteln an mündlich fortgepflanzt worden, sondern man stellte bald einige Lehrsätze auf, welche alle Christen nothwendig glauben sollten, und legte ihnen einen solchen Ursprung von den Aposteln bey. So ward also die Einmischung neuer Dogmen in den christlichen Lehrbegriff durch das Bestreben der Kirchenväter, die Glaubenslehre immer vollständiger vorzutragen, gewiß sehr befördert. Aber die einzige Quelle, woraus diese Hochachtung für die Traditionen floß, war dieser Umstand doch nicht. Es ist bekannt, daß die Gnostiker die heilige Schrift nicht für vollständig genug hielten. Sie glaubten vielmehr, man müsse noch auf mündliche Lehren der Apostel zurückgehen, und den christlichen Lehrbegriff durch sie ergänzen. **). Diese Meinung fand nach und nach auch bey den Rechtgläubigen Beyfall. Papias war der erste gewesen, welcher in seiner Erklärung der göttlichen Reden solche Sagen unglücklich auftischte. Dieser Meinung hatten die Sammlungen der apostolischen Kanonen und Konstitutionen, und eine Menge darin enthaltener Vorschriften, ihr Entstehen zu danken, welche die Apostel

*) *Irenaeus Lib.* 1. *c.* 10. & *L.* 3. *c.* 3.

**) *Irenaeus Lib.* 3.

unmöglich können gegeben haben. Zwar erklärte sich noch mancher Kirchenvater offenbar gegen die Traditionen. Die Apostel, sagte Tertullian, wußten und lehrten alles, was zu dem christlichen Glauben gehöret; sie hielten nichts geheim vor manchen Gemeinden *). Aber eben dieser Schriftsteller streute doch selbst zu einer Denkungsart, welche den Traditionen günstig ist, hier und da den Saamen aus. Durch seine Nachricht von dem Aufenthalt der Seele Christi mitten in der Erde trug er ohne Zweifel viel bey, daß nach und nach die Lehre von einer besondern Höllenfahrt des Erlösers entstund. Er sagte auch ausdrücklich, Christus sey vor seiner Himmelfahrt in unterirdische Gegenden hinabgestiegen, um sich dort den Patriarchen und Propheten mitzutheilen **). Die Lehre von einer Höllenfahrt des Erlösers hatte schon zuvor der Ketzer Marcion vorgetragen. Irenäus ließ gleichfalls in einer andern Stelle des dritten Buches die eigentlichen Traditionen gewissermassen zu. Es ist daher kein Wunder, wenn eine solche Meinung bald mehrere und so viele Vertheidiger fand, daß man endlich die Traditionen für eine eben so unentbehrliche Quelle des Glaubens aufdrang, als die heilige Schrift selbst. Im Herzen hatten ohnehin sehr viele Christen eine geheime Hochachtung gegen mündliche Ueberlieferungen aus dem pharisäischen Judenthum in die christliche Kirche mitgebracht, und Nationalvorurtheile erstreckten sich bekanntlich sehr oft auf viele Generationen.

Aus der Hochachtung gegen mündliche Ueberlieferungen entspann sich eigentlich auch die berühmte Streitigkeit (um das J. 160.) einiger Christen über das Paschafest. Die Christen waren, vielleicht aus

*) *Tertull. de Praescript.*

**) *Tertull. de anima.*

alter Zuneigung für levitische Vorschriften, gewohnt gewesen, am Ostertage, wie die Juden, ein Lamm zu schlachten, und eine feierliche Abendmahlzeit zu halten. Diese Feierlichkeit wurde das Pascha genannt. Selbst das Beyspiel Christi trieb sie dazu an, welcher am Abende vor seinem Leiden eine ähnliche Ostermahlzeit gehalten hatte. Auch Paulus hatte Jesum selbst das Pascha der Christen genannt, zum Zeichen, daß das Osterlamm ein Vorbild Jesu war. Eigentlich wurde dieses Fest zum Andenken der letzten Handlung und des Todes Jesu von den Christen gefeiert. Den Zweck desselben, und die Art, es zu feiern, hatten alle Christen miteinander gemein; aber in Ansehung der Zeit, wann es gefeiert werden sollte, waren sie nicht alle einerley Meinung. Die Christen in Kleinasien, und wahrscheinlich auch in einigen benachbarten asiatischen Ländern, hielten sich genau an die Gewohnheit der Juden, und verzehrten ihr Osterlamm allemal am vierzehnten Tage des ersten jüdischen Monats Nisan (am vierzehnten Tage nach dem Neumonde im März). Am dritten Tage darauf feierten sie das Fest der Auferstehung. Dadurch aber geschah es, daß sie das gewöhnliche Fasten vor dem Auferstehungsfest unterbrachen, und es erst nach dem Ende des Pascha wieder fortsetzten. Weil ferners der vierzehnte Tag des Nisan nicht allemal auf einen Freytag fiel, so feierten sie auch das Auferstehungsfest nicht allemal an einem Sonntage, an welchem doch Jesus wirklich auferstanden war. Diese Gewohnheit kam allen andern christlichen Gemeinden sehr unschicklich, ja sogar unerlaubt vor. Sie hielten sämtlich ihr Pascha am Abende vor dem Auferstehungsfeste Jesu; dieses aber feierten sie allemal am Sonntage nach dem vierzehenten Tage des Monats Nisan. Beyde Partheyen beriefen sich

gewis-

gewissermassen auf eine Tradition, um die Rechtsmässigkeit ihrer Gewohnheit zu beweisen. Die Christen aus Kleinasien behaupteten, die Anweisung von den Aposteln Johannes und Philippus bekommen zu haben; ihre Gegner aber gaben vor, ihre Gewohnheit gründe sich auf eine Verordnung der Apostel Petrus und Paulus. Ohne eben eine eigentliche Verordnung der Apostel anzunehmen, kann man zugeben, daß sie beyde Bräuche nicht mißbilliget haben.

Anfänglich brachte diese Verschiedenheit keine Zwietracht unter den Partheien hervor. Obwohl die eine die Gewohnheit der andern nicht billigte, so begegneten sie einander doch liebreich und duldend. Der damaligen Sitte gemäß, schickten die Römischen Bischöfe den Bischöfen aus Asien, um ihnen ihre Liebe und Eintracht zu bezeugen, sogar Brod und Wein zu, damit sie das Abendmahl Jesu mit ihnen gemeinschaftlich halten könnten. Nach und nach erwuchs aber die Sache doch zu einer ernsthaften, wiewohl noch nicht heftigen Streitigkeit. Damals befand sich eben der Bischof Polykarpus von Smyrna zu Rom, und dieser Gegenstand kam sogleich zwischen ihm und dem Römischen Bischof Anicetus zur Sprache. Letzterer gab sich alle erdenkliche Mühe, den erstern zu bewegen, daß er seiner bisherigen Gewohnheit entsage. Mit eben so viel Eifer vertheidigte sie Polykarpus, und suchte im Gegentheile den Römischen Bischof zur Ablegung der seinigen zu bereden. Die Unterredung endigte sich so, daß jeder bey seiner Meinung blieb. Diese Standhaftigkeit hob aber die Freundschaft und brüderliche Liebe unter ihnen nicht auf. Unter unverstellten Zeichen der Einigkeit und des Friedens schieden sie von einander, nachdem sie das Abendmahl miteinander genom-

men hatten. Zum grössern Beweise der Eintracht hatte Anicetus sogar die Einsegnung desselben im Angesichte der ganzen Gemeinde durch den Bischof Polykarpus verrichten lassen. Dieses edle Betragen war zweener Vorsteher berühmter Kirchen, der Römischen und jener zu Smyrna, wohl würdig, wovon insonderheit der letztere selbst noch den Unterricht des Apostels Johannes genossen, und die Gemeinde zu Philippi in seinem Brief an sie (denn seine übrigen Schreiben an andere Christen sind verloren gegangen), so rührend an ihre Pflichten erinnert hatte.

Nach einigen Jahren wachte der alte Streit über das Pascha zu Laodicea und an einigen andern Orten neuerdings auf. Melito, Bischof oon Sarden, verfertigte bey dieser Gelegenheit zwey Bücher vom Pascha, wovon Eusebius nur ein kleines Stück aufbehielt. Wie weit aber derselbe gediehen sey, und wann und auf welche Art die Gemüther wieder beruhiget worden seyen, davon hat uns kein Schriftsteller eine befriedigende Nachricht hinterlassen.

Zuverlässiger kann man von der dritten Streitigkeit sprechen, welche am Ende des zweyten Jahrhunderts (J. 198.) über eben diesen Gegenstand heftiger ausbrach. Beyde Partheien waren bisher standhaft bey ihrer Gewohnheit geblieben. Unter den Gemeinden, die es in diesem Stücke mit den Christen in Kleinasien hielten, befanden sich einige der ältesten und angesehensten. Diejenigen Gemeinden aber, welche der entgegengesetzten Gewohnheit zugethan waren, nahmen hierauf keine Rücksicht. Am übermüthigsten betrug sich der Römische Bischof Viktor. Mit einer Dreustigkeit, die vielleicht nur Stolz ihm einflössen konnte, schrieb er an den Bischof zu Ephesus Polykrates, und verlangte, er und die übrigen asiatischen Gemeinden sollten ohne

Verzug ihre alte Gewohnheit verlassen, und sich in Ansehung der Feier des Pascha- und Osterfestes nach dem Herkommen der Römischen Kirche richten. Er drohte sogar, daß er sie mit dem Kirchenbanne belegen wolle, wofern sie seinen Ermahnungen kein Gehör geben würden. Damit aber eine Aenderung in diesem Stücke von allen Bischöfen Kleinasiens vollkommen getroffen werde, verlangte er, Polykrates sollte eine Kirchenversammlung berufen, und auf selbiger dieses Geschäft betreiben, und nach seinem Wunsche vollenden. Polykrates berief die gedachten Bischöfe nach Ephesus zusammen, und nach reifer Ueberlegung faßten sie den Schluß ab, daß sie bey ihrer Gewohnheit, wie zuvor, bleiben wollten. Dieses wurde dem Römischen Bischofe in einem Schreiben berichtet, welches von Polykrates, dem Vorsteher des Konciliums, war verfasset, und von allen anwesenden Bischöfen, wie er selbst versichert, gebilliget worden. Edle Freimüthigkeit und männlicher Ernst herrschet in diesem Schreiben. Mir machet dasjenige nicht bange, sagt er, wodurch man uns hat schrecken wollen; denn ich habe es von grössern Personen, als ich bin, gehöret, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Er berufet sich übrigens, um die hervorgebrachte Gewohnheit der Kleinasiater zu vertheidigen, auf die Apostel Johannes und Philippus, auf den Bischof Polykarpus und auf mehr andere Bischöfe, welche diesem Brauche standhaft zugethan blieben.

Viktor war von seiner Meinung so sehr eingenommen, und fand sich wahrscheinlich zugleich durch diese Antwort so sehr beleidiget, daß er den Bischof Polykrates und alle andere Bischöfe und Gemeinden in Asien, die es in Ansehung des Pascha und Osterfestes mit ihm hielten, von der Gemeinschaft der

Römischen Kirche ausschloß. Damit dieses Unternehmen nicht ohne Wirkung bliebe, gab er nach der damaligen Sitte auch den andern Gemeinden davon Nachricht, in der Hoffnung, sie würden selbiges ohne Bedenken billigen, und die Kleinasiater auch von ihrer Gemeinschaft ausschliessen. Er hatte einen desto stärkern Grund dieses zu erwarten, da ohnehin alle diese Gemeinden die Zeit der Paschafeier mit der Römischen Kirche gemein hatten. Wirklich hatte dieser Gegenstand bereits eine grosse Bewegung unter ihnen hervorgebracht. In der Provinz Palästina, in Pontus, in der Provinz Osrhoene und in Gallien, versammelten sich die Bischöfe, um sich über diese Sache ernstlich zu berathschlagen. Alle setzten einmüthig fest, daß das Auferstehungsfest des Herrn an keinem andern Tage, als am Sonntage gefeiert, und an selbigem das Osterfasten geendiget werden sollte. Dieser Schluß wurde den meisten übrigen Kirchen durch Synodalschreiben der Bischöfe von Cäsarea und Jerusalem, Theophilus und Narcissus, welche bey der Kirchenversammlung in Palästina, ferners des Bischofes Palmas, welcher in Pontus, des Bischofes Irenäus von Lugdunum, welcher bey dem Koncilium in Gallien den Vorsitz gehabt hatte, und endlich durch ein Synodalschreiben der Bischöfe in der Provinz Osrhoene bekannt gemacht. Dazu kamen noch eigene Schreiben des Römischen Bischofes Viktor, des Bischofes von Korinth, Bachyllus, und mehr anderer, worinn sie erklärten, daß das Pascha und Auferstehungsfest zu keiner andern Zeit, als am Sonntage sollte gefeiert werden. Gleichwohl konnte es Viktor nicht dahin bringen, daß diese Bischöfe sein Verfahren gegen die Kleinasiater gut hiessen. Nicht nur Polykrates widersprach ihm standhaft, sondern auch andere bezeigten ihm ihr ernstli-

ches Mißfallen darüber. Besonders verwies ihm Irenäus sein Betragen ziemlich nachdrücklich. Viktors Bann war von keiner Wirkung. Die Christen in Kleinasien behaupteten jene Freiheit, welche Christus und die Apostel in Ceremoniensachen und äusserlichen Uebungen allen Christen gelassen hatten. Sie erhielten aber auch eben darum in der Folge von einigen den Partheinamen der Tessareskaidekatiten, und der Quartodecimaner.

Eben fieng die Streitigkeit über das Paschafest an recht lebhaft zu werden, als zugleich eine andere erwachte, die in der Folge ziemlich grosse Unruhe erregte. Sie betraf die Taufe, welche die Ketzer ertheilten. Auch bey dieser beriefen sich zwo Partheien, die sich widersprachen, auf eine Tradition. Die Entfernung, in welcher sich die rechtgläubige Parthey theils aus heimlicher Abneigung gegen jeden anders denkenden, theils aus gerechter Verachtung ungereimter oder schädlicher Lehren von den sogenannten Ketzern hielt, hatte schon seit geraumer Zeit bey jener den Zweifel hervorgebracht, ob die Taufe, welche die Ketzer ertheilten, eine wahre und gültige Taufe sey? Tertullian, und mehrere Gemeinden in Afrika, behaupteten das Gegentheil. Andere hingegen hielten die Ketzertaufe für gültig. Entweder war damals der Widerspruch beyder Partheien schon ziemlich stark, oder die Afrikaner, welche wohl überzeugt seyn mußten, daß sie die geringere Parthey ausmachten, wollten sich sicher stellen; genug, schon sehr frühezeitig wurde zu Karthago auf Veranstaltung des dortigen Bischofes Agrippinus eine Kirchenversammlung (J. 200 oder 215.) gehalten, bey welcher man diesen Gegenstand in Ueberlegung nahm. Siebenzig Bischöfe faßten da den Schluß ab, die Ketzertaufe sey ungültig, und alle

diejenigen, welche die Taufe von Ketzern empfangen hätten, müßten daher selbige in der rechtgläubigen Kirche vom Neuen empfangen. Auch im Orient gab es sowohl Vertheidiger, als Bestreiter dieser Meinung. Zu Ikonien in Phrygien versammelten sich die Bischöfe der Provinzen Phrygien, Galatien, Cilicien, Kappadocien und anderer Länder, und vertheidigten den Lehrsatz, daß die Ketzertaufe ungültig sey, als eine von Christo selbst und den Aposteln überlieferte Wahrheit. Wofern eine Stelle Augustins von diesem Koncilium spricht *), so sind fünfzig morgenländische Bischöfe dabey zugegen gewesen, und haben ihren Schluß andern Gemeinden in Synodalschreiben bekannt gemacht. Auch zu Synnaden und an mehr andern Orten im Orient wurden Kirchenversammlungen gehalten, welche die Ketzertaufe verwarfen. In allen denjenigen Gegenden, wo man so dachte, und die Schlüsse dieser Koncilien angenommen hatte, wurden diejenigen, welche von Ketzern schon waren getaufet worden, wenn sie zur katholischen Kirche übertraten, noch einmal getaufet. Die andere und zahlreichere Parthey aber, wozu die meisten Abendländer gehörten, ließ die Ketzertaufe gelten, und legte ihnen bey ihrem Uebergange nur die Hände auf; nicht um ihnen dadurch, wie es sonst nach der Taufe gewöhnlich war, den heiligen Geist mitzutheilen, sondern um diese Leute, die man als Büsser betrachtete, durch dieses sichtbare Zeichen in die Kirchengemeinschaft feyerlich aufzunehmen.

Ruhig behaupteten beyde Partheien ungeachtet der gedachten Synodalschlüsse ihre christliche Freiheit; denn in der heiligen Schrift war über diesen Gegenstand nichts entschieden; die Verbindlichkeit einer

*) *Augustin. contra Crescon. Lib.* 3.

Tradition war noch nicht allgemein anerkannt, ihr Daseyn über diesen Punkt nicht einmal erwiesen, und Machtsprüche waren damals noch etwas ungewöhnliches, oder wenigst von keiner allgemeinen Wirkung. Nicht so gemässigt dachte und handelte Stephan, Bischof zu Rom. In der Absicht, diejenigen, welche in diesem Stück anders dachten als er, zur Annahme seiner eigenen gelindern Meinung und Gewohnheit zu nöthigen, schrieb er zuerst an Firmilian, Bischof zu Cäsarea in Kappadocien, und an mehr andere Asiatische Bischöfe, und berichtete ihnen, er könne die kirchliche Gemeinschaft mit ihnen nicht länger unterhalten, weil sie die Ketzer, wie er sich ausdrückte, wieder tauften. Dionysius von Alexandrien, dem dieser Entschluß um so bedenklicher vorkam, da bereits mehrere Kirchenversammlung die Ketzertaufe verworfen hatten, that deswegen ernstliche Vorstellungen bey dem Römischen Bischofe. Allein wie wenig Eindruck diese bey ihm gemacht haben, erhellet hinlänglich daraus, daß er sich bald darauf gegen die Afrikanischen Bischöfe eben so unbescheiden betrug.

Achtzehn Bischöfe in Numidien, welche zwar die Ketzertaufe für gültig hielten, wahrscheinlich aber in ihre eigene Einsicht ein bescheidenes Mißtrauen setzten, wandten sich gemeinschaftlich an Cyprian, Bischof zu Karthago, und baten sich von ihm und den übrigen Bischöfen im eigenlichen Afrika einen theologischen Unterricht aus, ob die Ketzertaufe für gültig zu halten sey oder nicht. Cyprian brachte ein und dreyssig Bischöfe nebst vielen Presbytern (J. 255.) zusammen, welche endlich nach einer sorgfältigen Untersuchung der Frage den Numidischen Bischöfen in einem Synodalschreiben die Antwort ertheilten, daß, weil die Gnadenmittel an Eine Kirche gebun-

den wären, folglich es nur Eine Taufe in der heiligen Kirche gebe, keine Taufe der Ketzer kräftig und gültig seyn könne. Denn bey den Ketzern, sagten sie, finde keine Kirche, und also auch keine Vergebung der Sünden statt; sie können kein Gott gefälliges Gebet verrichten, und andern den heiligen Geist nicht ertheilen, den sie selbst nicht besitzen.

Beynahe zur nämlichen Zeit ordnete Quintus, ein Bischof in Mauritanien, einen Aeltesten Namens Lucian, an Cyprian ab, und ließ sich von demselben eine Belehrung über den Werth der Ketzertaufe erbitten. Cyprian schickte ihm eine Abschrift des gedachten Synodalschreibens; nebst dieser aber auch eine Antwort, worinn er die Ungültigkeit der Ketzertaufe mit vielem Eifer vertheidigte. Er begegnete bey dieser Gelegenheit einem Einwurfe, welchen der Römische Bischof Stephan gemacht hatte. Die Ketzer, sagte er, werden von uns nicht wiedergetaufet, sondern zuerst recht getaufet.

Der Schluß der Kirchenversammlung zu Karthago scheinet indessen doch selbst in Afrika nicht alle Bischöfe und Lehrer beruhiget zu haben. Dieser Umstand bewog den Bischof Cyprian im folgenden Jahre ein zweytes Koncilium nach Karthago zu berufen, und neben andern Geschäften, welche bey selbigem sollten geschlichtet werden, auch die Berathschlagung über diesen Punkt zu wiederholen. Ein und siebenzig Bischöfe wohnten dieser Versammlung bey, und auch diese verwarfen aufs Neue die Ketzertaufe. Nebst der Verordnung, daß alle diejenigen, welche die Taufe von Ketzern empfangen hatten, bey ihrem Uebertritte zur katholischen Kirche noch einmal getauft werden sollten, ist noch ein anderer Schluß merkwürdig, welchen die Kirchenversammlung abgefaßt hatte. Sie setzte fest, daß gottesdienstliche

Personen, wenn sie irgend einer ketzerischen Parthey zugethan gewesen wären, und zur rechtgläubigen Kirche wieder zurückkehren wollten, als Layen sollten betrachtet werden, sie möchten nun von Rechtgläubigen oder von Ketzern die Weihen empfangen haben. Aus Achtung wurde das Synodalschreiben an den Bischof Stephan durch eine eigene Gesandtschaft nach Rom geschickt. Cyprian legte noch ein eigenes Schreiben und Kopien von allen denjenigen Schriften bey, welche bisher in dieser Sache waren abgefaßt worden.

Stephan antwortete in einem stolzen Tone. Im Vertrauen auf eine Tradition, die er jedoch nicht erweisen konnte, und auf zuweit ausgedehnte Vorzüge seines Stuhles verwarf er die Meynung der Kirchenversammlung, und vertheidigte die Ketzertaufe. Die Afrikaner ermangelten zwar nicht, ihm zu antworten, und ihren Ausspruch zum Theile mit neuen Gründen zu unterstützen; aber Stephan nannte dafür in einem zweyten Briefe den Bischof Cyprian einen falschen Christus, einen falschen Apostel, einen betrügerischen Arbeiter, und hob von nun an die kirchliche Verbindung mit den Afrikanischen Gemeinden auf. Um eine unglückliche Trennung in Zeiten noch abzuwenden, schickten diese einige Bischöfe nach Rom, welche dem Römischen Bischof angemessene Vorstellungen thun sollten. Allein Stephan läßt sie nicht nur nicht vor sich, sondern verbietet auch allen Christen in Rom, sie zu beherbergen.

Dieses stolze und lieblose Betragen erregte den gerechten Unwillen nicht nur der Afrikanischen, sondern auch anderer Bischöfe. Cyprian sah sich dadurch veranlasset, eine dritte Kirchenversammlung zu Karthago zu veranstalten, bey welcher sich, nebst vielen Presbyters, Diakonen und dem Volke, fünf

und achtzig Bischöfe in Person, und zween durch Abgeordnete einfanden. Zuerst legte der Bischof von Karthago den versammelten Vätern die mit einem gewissen Bischofe Jubajanus über die Ketzertaufe gewechselten Schriften vor. Jubajanus hatte kurz zuvor, ehe der Römische Bischof auf das Karthaginensische Synodalschreiben die erste Antwort ertheilet hatte, an den Bischof Cyprian geschrieben, und ihn um die Mittheilung seines Urtheiles über die Ketzertaufe gebeten. Ohne Zweifel hatte er es bisher mit denjenigen gehalten, welche die Ketzer noch einmal tauften, war aber theils durch ein Buch, welches eben um diese Zeit zur Vertheidigung der Ketzertaufe herauskam, theils durch einen Zweifel, der ihm frey aufstieg, in seiner Ueberzeugung gestöret. Er zweifelte nämlich, ob nicht durch die Verwerfung der Ketzertaufe die Parthey der Novatianer begünstiget werde, welche alle zu ihnen übergehende Menschen gleichfalls noch einmal tauften. Hierauf hatte ihm Cyprian ausführlich geantwortet, und theils die gedachte Schrift eines Ungenannten (de rebaptismate seu de Baptismo hæreticorum) mit vielen Gründen widerlegt, theils seinen eigenen Zweifel ihm aufgelöset. Jubajanus war durch Cyprians Gründe überzeugt worden, und hatte ihm davon in einem zweyten Schreiben Nachricht gegeben.

Nachdem Cyprian der Versammlung alle diese Schriften vorgelegt, und seine Meynung über die Ketzertaufe noch einmal ausführlich erkläret, und mit Beweisen unterstützet hatte, ließ er die Stimmen geben. Mit einer bewundernswürdigen Uebereinstimmung erklärten nun die Väter zum dritten male, die Ketzertaufe sey ungültig, und die von Ketzern getauften, müßten erst bey ihrem Bekenntnisse zur wahren Kirche recht getauft werden.

Die Standhaftigkeit, mit welcher die Afrikaner ihrer Lehre getreu blieben, war allerdings auf Gründe gebauet, die nicht ganz zu verwerfen waren. Sie leiteten ihre Behauptungen vornehmlich aus dem Grundsatze her, daß es nur Eine Kirche gebe. Hieraus zogen sie den Schluß, daß es folglich auch nur Eine Taufe geben könne, welche in dieser einzigen Kirche ertheilet wird. Diese einzige Kirche, sagten sie ferners, hat allein das Recht, die Taufe zu ertheilen, und wer kein Mitglied der wahren Kirche ist, hat kein Recht zu taufen, folglich ist nur diejenige Taufe gültig, welche in der wahren Kirche ertheilet wird, die Taufe der Ketzer aber, welche zu dieser einzigen Kirche nicht gehören, und daher kein Recht dazu haben, ungültig. Die Gründe hingegen, worauf Stephanus seine Meynung stützte, welcher wahrscheinlich alle Ketzertaufe ohne Ausnahme billigte, waren sichtbar schwächer. Er berief sich auf den biblischen Satz: Es ist nur Eine Taufe; legte ihn aber wider Pauli wahre Meynung in Rücksicht auf die Person, welche die Taufe vornimmt, als allgemein aus. Die Lehre von der Gültigkeit der Ketzertaufe, behauptete er weiter, gründe sich auf eine Tradition, und folgerte hieraus, die Gewohnheit der Gegner, die Ketzer aufs Neue zu taufen, sey eine Neuerung. An und für sich war nun diese Tradition, als eine solche im strengsten Verstande, wohl unerweislich; dieses merkten auch Cyprian und seine Freunde an; sie läugneten die Allgemeinheit der Gewohnheit, die Ketzertaufe gelten zu lassen, und behauptete im Gegentheile mit Recht, eine alte Gewohnheit könne der Wahrheit nicht nachtheilig seyn. Als den dritten Grund führte er einen Vorzug der Römischen Kirche an, deren Beyspiel andere zur Nachahmung verbinde.

Allein seine Gegner läugneten einen solchen Vorzug, und eine solche Verbindlichkeit, und Stephan bewies sie nicht *). Die Behauptung des letztern endlich, oder wenigs derjenigen, die mit ihm gleich dachten, daß der Getaufte theils durch die Anrufung der Dreyeinigkeit, theils durch seinen eigenen Glauben die Gnade erlangen könne, er möge nun in oder ausser der Kirche getaufet worden seyn, ist ein Nebenbeweis, der in der That doch von einem etwas grössern Gewichte war, als die Hauptbeweise selbst.

Auch in Ansehung des gegenseitigen Betragens und der Foderungen bemerket man nicht an beyden Partheyen eben dieselbe Mässigung und vernünftige Billigkeit. Die Afrikaner erklärten mehrmalen aufrichtig, daß sie in Ansehung der Ketzertaufe nur für sich so denken und handeln, daß sie ihre Ueberzeugung keinem Menschen aufdringen, das Band der Einigkeit deswegen nicht zerreissen, sondern einen jeden bey seiner Gewohnheit und christlichen Freyheit ruhig und im Frieden lassen wollten. Cyprian wiederholte diese Versicherung beynahe in allen Briefen, die er über diesen Gegenstand erließ. Wenn auch Firmilian feuriger, als Cyprian schrieb, und sich hier und da bittere Ausdrücke gegen Stephan erlaubte, so geschah das nur in einem Schreiben an Cyprian, nicht an den Römischen Bischof selbst. Stephan hingegen bezeigte sich ungleich hochmüthi-

*) Ein jeder Bischof, sagten die Väter im zweyten und dritten Koncilium zu Karthago, hat bey der Verwaltung der Kirche den freyen Gebrauch seines Willens; er kann eben so wenig von einem andern gerichtet werden, als er einen andern richten kann. Sie nannten auch den Römischen Bischof ihren geliebtesten Bruder. S. *Cypriani Epist. Synod. LXXII.* und *Acta Conc. Carth. III. in Opp. Cypr. Edit. Baluz. p. 329.*

ger, und unverträglicher. Er zog nicht nur gegen den verdienten Bischof Cyprian mit groben Schimpfworten los, sondern foderte schlechterdings, die Afrikaner sollten ihre Denkungsart verlassen, und sich der Gewohnheit der Römischen Kirche unterwerfen. Er hob sogar die Kirchengemeinschaft mit ihnen darüber auf. Firmilian machte ihm deswegen den verdienten Vorwurf, er habe sich durch die Anrichtung dieser Zwiespalt eine grosse Sünde aufgeladen, und nicht die Afrikaner, sondern vielmehr sich selbst von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen *). In Ansehung der Lehre selbst giengen indessen gewiß beyde Partheyen zu weit. Cyprian verwarf mit seinen Freunden alle Ketzertaufe, und es ist doch gewiß falsch, daß alle Ketzer von der kirchlichen Vorschrift bey der Taufe wesentlich abwichen. Stephan hat wahrscheinlich alle Ketzertaufe gebilliget, ohne zu bedenken, daß bey der Taufhandlung mancher Ketzer wesentliche Fehler statt fanden. In der Folge entschied eine berühmte Kirchenversammlung über diesen Punkt etwas ganz anders, als Cyprian und Stephan behauptet hatten; ein klarer Beweis, daß Stephans Meynung darum nicht besser und verbindlicher war, weil er Römischer Bischof gewesen. Weit mehr scheinet Dionysius von Alexandrien, der auch an dieser Streitigkeit einigen Antheil hatte, auf der glücklichen Mittelstrasse geblieben zu seyn. Er hielt zwar nach der Vorschrift seines Vorgängers Heraklas eine neue Taufe der Ketzer, welche aus der Gemeinde waren gestossen worden, bey ihrer Wiederaufnahme für unnöthig. Auch wagte er es nicht, einen Christen, welcher ihm geklagt hatte, er sey von Ketzern mit gottlosen Gebräuchen und Worten getaufet worden,

*) *Ep. Cyprian. LXXV. p.* 150.

vom Neuen zu taufen, weil er schon so oft das Dankſagungsgebet beym heiligen Abendmahl angeangehört, mit den übrigen Christen Amen dazu gesagt, und selbst den Leib und das Blut Jesu Christi genossen hatte. Er erklärte sich aber doch auch, er wolle die Schlüsse so zahlreicher Asiatischer Gemeinden keineswegs umstossen. Hieraus läßt sich schliessen, daß er sich eigentlich zu keiner Parthey geschlagen, aber doch den Afrikanern günstiger gewesen, als dem Römischen Bischofe Stephan und seinen Anhängern.

Um die Obergewalt des Römischen Bischofes über die übrigen Bischöfe durch eine historische Thatsache scheinbar zu machen, gaben einige vor, sowohl die Morgenländer als die Afrikaner hätten endlich nachgegeben, und die entgegengesetzte Meynung und Gewohnheit angenommen. Allein Augustin versichert ausdrücklich, es finde sich keine Nachricht, daß Cyprian seine Meynung geändert habe; auch habe sich die Einigkeit erst lange hernach auf die Entscheidung eines grossen Konciliums eingefunden *). Ein Afrikanischer Synodalschluß für Stephans Meynung, dessen Hieronymus gedenket **), beweiset nur, daß schon seit dem Anfange der Streitigkeit nicht alle Bischöfe und Gemeinden in Afrika die Ketzertaufe verworfen haben. Es ist aber nicht einmal die Existenz eines solchen Konciliums erwiesen, sondern vielmehr aus guten Gründen als unmöglich erkläret worden. Das Zeugniß des weit jüngern Beda aber kann hier von keiner Kraft seyn. Diesen bereits bekannten Gründen mag man wohl noch folgenden beysetzen. Hätte Stephan vermöge seines Amtes das Recht gehabt, die übrigen Bi-

*) *August. Epist. ad Vine. Rogat.*

**) *In Dialog. advers. Lucif.*

schöfe zur Annahme seiner Meynung, als der einzig wahren zu nöthigen, und hätten die Morgenländischen und Afrikanischen selbige wirklich angenommen, so hätte in der Folge das vom Augustin angeführte Koncilium entweder widerrechtlich gehandelt, oder etwas Ueberflüssiges unternommen, da es über diesen Punkt ganz etwas anders festsetzte. Die Streitigkeit hörte vermuthlich mit dem Tode des Römischen Bischofes auf; aber man kann wohl nichts anders annehmen, als daß jede Parthey bis zu diesem Koncilium ihrer alten Meynung zugethan blieb.

Da Firmilian und Cyprian in ihren Briefen, welche diesen Gegenstand betreffen, in einem Tone sprachen, woraus man leicht ersehen kann, daß sie ein untrügliches Richteramt des Römischen Bischofes nicht anerkannt haben, so geriethen die Vertheidiger der Römischen Obergewalt auf den Einfall, die Aechtheit dieser Briefe zu läugnen. Sie glaubten, ein solcher Versuch würde weniger befremden, da einige schon in den ältern Zeiten selbige angefochten haben. Eine im vierten Jahrhundert entstandene Parthey, die Donatisten, hätten nämlich die Taufe aller übrigen Religionspartheyen verworfen, alle, die sich zu der ihrigen bekannt hatten, wieder getaufet, und sich hierinn auf das Beyspiel des grossen Bischofes Cyprian berufen. Die Katholicken widersetzten sich eifrig; wahrscheinlich machte ihnen aber Cyprians Beyspiel, das ihnen die Donatisten entgegen hielten, am meisten Schwierigkeit. Um diese auf die kürzeste Art zu heben, behaupteten einige, Cyprian habe die Ketzertaufe niemals verworfen, und seine Briefe über diesen Gegenstand seyen von dem Donatisten unterschoben worden. Auf dieses unsichrre Vorgeben, das sich auf keinen

ächt diplomatischen Beweis gründete, bauten nun auch die Verfechter der Römischen Oberherrschaft, und hofften dadurch desto leichter dem Vorwurf einer zu grossen Kühnheit ausweichen zu können. Allein ihre Gründe sind seicht, und man kann ihnen weit stärkere entgegen setzen. Diejenigen, welche diesen Zweifel gegen die Aechtheit der Cyprianischen Briefe erhoben, waren bloß einige Ungenannte, welche eben darum weil man von ihren persönlichen Umständen und Charackter nichts weiß, und weil sie ihre Behauptung durch keine hinreichende Gründe unterstützten, keinen Glauben verdienen. Ihnen erzählte es kein einziger alter Schriftsteller nach, ausser Augustin; dieser aber, der als heftiger Bestreiter des Donatismus ein wesentliches Interesse gehabt hätte, ihrer Meynung beyzustimmen, spricht so davon, daß er vielmehr ihr Vorgeben für ungegründet erkläret, und sie sogar widerleget *). Daß Cyprian in Ansehung der Ketzertaufe wirklich anders gedacht habe, als Stephan, ist historisch gewiß. Dieses versicherte Dionysius von Alexandrien in einem Briefe an Philemon ausdrücklich, und es erhellet auch aus mehrern Stellen des Geschichtschreibers Eusebius. Hätte sich Cyprian dem Römischen Bischofe nicht entgegen gesetzt, so hätte der gleichzeitige Verfasser des Buches von der Widertaufe nicht nöthig gehabt, für Stephans Meynung so sehr zu eifern, und selbst gegen Cyprian so heftig loszuziehen. Ist nun die Geschichte an sich wahr, warum sollen nicht auch die Briefe Cyprians ächt seyn? Die darinn vorkommenden Grundsätze, besonders der Lehrsatz von der Einheit der Kirche, stimmen mit denjenigen,

*) *Augustin. loc. cit.* und *de doctrina christ. L. 4. c. 14.* und 21.

gen, welche er an andern Orten äussert, vollkommen überein; durchgehends ist darinn Cyprians Geist und Denkungsart kennbar. Die Schreibart, worinn sich Cyprian besonders im Eifer von andern so sichtbar unterscheidet, ist auch in diesen Briefen ganz die seinige, wie selbst Augustin richtig bemerkt hat. Eben dieselbe Schreibart herrschet in Firmilians Brief, welcher vermuthlich von Cyprian selbst übersetzt worden. Endlich schreiben Hieronymus, Vincentius von Lerins und Fakundus wenigst die wichtigsten aus diesen Briefen dem Bischofe Cyprian zu, und in den ältesten und besten Handschriften findet man keinen andern Verfasser genannt.

Eilftes Kapitel.

Statistische Verfassung der Kirche. Eintheilung der Christen in Klerus und Layen. Entstehen eines Unterschiedes zwischen Bischöfen und Lehrern.

Die Sache selbst fodert es, daß wir jetzt, nachdem wir von der Entstehung des Christenthumes, und seiner allmähligen Ausbreitung unter so mannigfaltigen Hindernissen, von den Sitten, Gebräuchen, und dem Gottesdienste der Christen, von ihrer Lehre und Denkungsart in Glaubenssachen und in der Moral Nachricht erhalten haben, auch die äusserliche Verfassung dieser merkwürdigen Gesellschaft, ihre Regierungsform und ihre Polizey näher kennen lernen.

Kirche war seit dem Entstehen derselben, und ist noch heut zu Tage nichts anders, als eine Gesellschaft von Menschen, welche zu dem wichtigen Zweck sich vereinigten, ihre geistliche Wohlfahrt durch den

Glauben an gewisse Wahrheiten, und durch die Befolgung gewisser Vorschriften zu befördern. Gleichwie aber nach und nach Menschen in mehrern und sehr entlegenen Ländern zu diesem Zwecke zusammen traten, so entstunden dadurch mehrere kleinere Gemeinden oder Kirchen, die aber zusammengenommen einen einzigen Körper ausmachten. Ohne allen Zweifel haben diese Gesellschaften schon sehr frühezeitig ihre bestimmte Form erhalten. Aber offenbar widerspricht es der Geschichte, wenn einige behaupten, Christus selbst hätte der Kirche überhaupt ihre besondere Einrichtung vorgeschrieben, die sie künftig in jedem Verhältnisse unverändert behalten sollte. Christus hatte eigentlich noch gar keine Gemeinde gestiftet; er hatte nur seine Apostel und Jünger mit den Lehren bekannt gemacht, welche seine Religion ausmachen, und ihnen aufgetragen, sie in aller Welt zu predigen, und Menschen zu sammeln, die sich zu diesem heilsamen Zweck verbinden sollten. Der Plan, den er entwarf, erstreckte sich nur auf das Innere, wodurch die neue Gesellschaft vor Juden und Heiden sich auszeichnen sollte, nicht auf die äussere Gestalt und Regierungsform. Erst nach der Himmelfahrt Jesu gründeten die Apostel und einige ihrer Schüler mehrere Gemeinden. Aber auch diese gaben nicht einer jeden eben dieselbe, am wenigsten eine Verfassung, welche für alle künftige Zeiten dieselbe bleiben sollte. Zeit- und Lokalumstände wirkten schon damals so verschieden auf die Christen, daß einerley Form unter den Gemeinden unmöglich heilsam seyn konnte. Jerusalem war der erste Platz, wo eine christliche Kirche sich bildete; und eben darum, weil sie ganz aus Judenchristen bestund, denen ihre ehemalige politisch religiöse Verfassung am Herzen lag, ward auch die neue Kirchenverfassung

derselben angepaßt, und aus der Synagoge sehr vieles beybehalten. Aber man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, andere Gemeinden, die entweder aus ehemaligen Heiden und Juden, oder aus ehemaligen Heiden allein bestunden, hätten eben dieselbe äussere Gestalt gehabt. Die verschiedene Lage, in der sich die Gemeinden befanden, die grössere, oder geringere Anzahl ihrer Mitglieder, und verschiedene theils natürliche, theils zufällige Bedürfnisse und Begebenheiten mußten natürlich auch verschiedene, diesen Umständen angemessene Einrichtungen vorschreiben. Zu einer Zeit, da die Gesellschaft gedrückt war, und kaum öffentlich auftreten durfte, konnte die Regierungsform der Kirche unmöglich so viel Glanz haben, als man ihr nachher gab; und wären nicht nach und nach Verschiedenheit in den Meynungen, Ketzereyen, Streitigkeiten und Spaltungen eingerissen, so würde der größte Theil der Kirchendisciplin gar nie eingeführt worden seyn.

Der vorzüglichste Punkt der äussern Kirchenverfassung, welchen alle Kirchen im Orient und Occident mit einander gemein hatten, war unläugbar die Eintheilung der Christen in Klerus und Layen. Dieser Unterschied war schon in der Natur der Sache gegründet, und schon eher vorhanden, als die Benennung davon, welche bald in der Sache selbst eine Veränderung erzeugte. Es war einmal, so bald eine besondere Gesellschaft zur Beförderung ihrer geistlichen Wohlfahrt zusammentrat, das erste und unentbehrlichste Bedürfniß, einen Lehrer zu haben, welcher seinen Mitbrüdern die Mittel richtig zeigte, durch welche sie zu diesem erhabenen Ziele gelangen könnten. Christus befahl den Aposteln, zu lehren und zu taufen, und diese schickten in diejenigen Ge-

genden, wohin sie nicht selbst kommen konnten, andere Lehrer, oder liessen bey ihrer Abreise aus diesem oder jenem Orte solche zurück. Gieng in der Folge ein Lehrer ab, so wählte sich die Gemeinde zu diesem Geschäfte selbst einen Mann, den sie für den frömmsten und verständigsten hielt. Die Apostel, oder in deren Ermanglung ein anderer Lehrer, in der Folge ein Bischof legten den Gewählten die Hände auf, und diese war die ganze Feyerlichkeit, wodurch sie zum Lehramt eingeweiht wurden. Mehr ward von keinem gefodert, den man zu diesem Amte befördern wollte, als ein gesunder Verstand, ein unbescholtener Lebenswandel, und Redlichkeit und guter Wille, das Beßte der Gemeinde brüderlich zu besorgen. Sie hiessen Lehrer, Aufseher (επισκοποι) und Aelteste (πρεσβυτεροι); es folgte aber nicht, daß sie darum in ihrer Gemeinde gerade die ältesten an Jahren seyn mußten, sondern man dachte sich unter diesem Namen nur Männer, denen man ein mehr gesetztes Wesen, mehr Klugheit und Standhaftigkeit zutrauen konnte, als andern. Sie lebten theils von der Handarbeit, theils von den Gaben, welche die Gemeinde freywillig zusammentrug. Sie konnten Frauen haben, wie jeder andere Christ, und unterschieden sich weder durch die Kleidung, noch durch eine eigentliche Amtsgewalt von den Layen. Nur wurden sie eben wegen der Wohlthat der Lehre mehr in Ehren gehalten.

Was sie zuerst um einen merklichen Grad höher von den Layen emporhob, war gewiß der Umstand, daß man bald anfieng, sie mit den Priestern des alten Bundes zu vergleichen, und sie dann auch Priester nannte. In einem gewissen allegorisch richtigen Verstande waren zwar alle Christen in sich

selbst Priester, und wurden schon von den Aposteln und den ersten christlichen Schriftstellern, Justin dem Märtyrer, Irenäus und Tertullian so genannt. Durch den Glauben und durch das Gebet näherten sich alle der Gottheit, wie die Priester. Sie konnten, wie Tertullian behauptet, taufen, wenn kein Lehrer zugegen war, und die zum heiligen Abendmahl nöthigen Gaben durch Gebet zu dieser Absicht weihen. Tertullian setzte aber dessen ungeachtet einen wesentlichen Unterschied zwischen den Lehrern und den übrigen Christen fest. Den Stand der erstern nannte er Ordinem; die gemeinen Christen aber Plebem. Diese Benennung war aus der Römischen Staatsverfassung entlehnt, und enthielt schon den Begriff einer wesentlichen Subordination. Man konnte sich unter dem Worte Ordo kaum etwas anders denken, als Männer, welche mit einer ordentlichen Amtsgewalt versehen waren, wie die Senatoren zu Rom; und unter dem Worte Plebs nichts anders, als Leute, welche an Würde, Ansehen und Macht weit unter ihnen stunden, wie das Römische Volk. So frühe schon hat man also angefangen, in der kirchlichen Gesellschaft die politische Verfassung des Römischen Staats nachzuahmen.

Es ist wahr; in einem minder strengen Verstande hatten schon die Apostel eine gesetzgebende Gewalt ausgeübt. Schon aus dem Rufe, den sie von Christo erhielten, christliche Gemeinden zu stiften, folgte es natürlich, daß sie denselben eine den Zeitumständen angemessene Verfassung geben mußten, und nur sie allein selbige geben konnten. Sie stellten in diesen und jenen Gegenden Lehrer auf, bestimmten die Eigenschaften derselben, so wie der übrigen Kirchendiener, verboten den Frauenzimmern, in den gottesdienstlichen Zusammenkünften das Wort

zu führen, entschieden Streitfragen, und hatten über alles die Aufsicht, was die äusserliche Ordnung der Gemeinde betraf. Dieses Recht floß natürlich und nothwendig auch auf ihre Nachfolger hinüber. Allein man blieb dabey nicht stehen. Dadurch; daß man die christlichen Lehrer den jüdischen Priestern vollkommen gleich setzte, fieng man an, bey ihnen wichtige Gaben und eine gewisse Heiligkeit vor allen übrigen Christen vorauszusetzen. Der Name Klerus, welchen sie auch schon um diese Zeit erhielten, war gleichfalls sehr geschickt, diesen Begriff von ihnen zu unterhalten. Klerus hieß so viel als ein Erbtheil. Schon im alten Testament wurden die Priester das Erbtheil Gottes genannt, und die hohe Meynung, wozu diese Benennung natürlich führte, gieng nun mit der Benennung selbst auch auf die christlichen Priester hinüber. So erhielten sie dann, begünstiget durch die freywillige Hochachtung der Christen, unvermerkt einen höhern Rang, und mit demselben eine Gewalt, welche die übrigen Christen gegen den Geist des Christenthums in eine erniedrigende Ungleichheit mit ihnen setzte. Und kaum wagte es seitdem jemand noch, zu zweifeln, ob sie allein das ausschließliche Recht hätten, alle gottesdienstliche Handlungen vorzunehmen, und in Glaubens- und Disciplinsachen zu entscheiden. Ihr Lehramt verwandelte sich in eine gesetzgebende Gewalt. Man gestund sie ihnen auch um so lieber zu, da die Christen nach dem Wunsche der Apostel auch ihre häuslichen Streitigkeiten durch sie entscheiden liessen.

So wie sich der Stand der Priester über die Layen emporhob, so bildete sich allmählig selbst unter diesen eine merklich unterscheidende Rangordnung. Im apostolischen Zeitalter waren alle Lehrer und Aelteste an Rang und Ansehen gleich. Man

findet keine Spur in der heiligen Schrift, daß einige aus den Lehrern mit einer höhern Macht sollen versehen, und die andern ihnen untergeordnet gewesen seyn. Vielmehr wird darinn eine und dieselbe Person zuweilen Bischof, zuweilen Lehrer genannt. In eben demselben Hauptstücke der Apostelgeschichte, wo erzählet wird, Paulus habe die Aeltesten zusammenkommen lassen, heissen sie auch Bischöfe *). Wenn man auch gleich in der gewöhnlichen Uebersetzung der heiligen Schrift, welche die Vulgata heißt, den Beysatz lieset, der heilige Geist habe die Bischöfe aufgestellet, die Kirche Gottes zu regieren (regere); so ist das nur ein Fehler in der Uebersetzung. Im Grundtexte heißt es vielmehr: die Kirche Gottes zu weiden **); ein Ausdruck, welcher offenbar keine gesetzgebende Macht, sondern eigentlich nur das Lehramt bedeutet. Auch andere ältere Schriftsteller versichern, daß Aelteste und Bischöfe sich an Rang und Verrichtungen gleich waren †). Der Grund davon läßt sich auch sehr leicht in der damaligen Lage finden. Im apostolischen Zeitalter, da die Gemeinden größtentheils noch klein waren, war für die meisten hinlänglich gesorgt, wenn jede derselben einen einzigen Lehrer hatte. Und hatte auch hier und da eine grössere Anzahl von Mitgliedern zween Lehrer nöthig gemacht, so waren sie nur dazu da, um eine und dieselbe Beschäftigung

*) Απο δε της Μιλητε πεμψας εις Εφεσον, μετακαλεσατο τους πρεσβυτερους της εκκλησιας. *Act.* c. 20. v. 17. — Εν ω̃ ὑμας το πνευμα το ἁγιον εθετο επισκοπους. *Ibid.* v. 28.

**) Ποιμαινειν την εκκλησιαν τ̃ Θ̃ε̃. *Act.* c. 20. v. 28.

†) Τ̃ς αυτ̃ς εκαλ̃ν τοτε πρεσβυτερ̃ς και επισκοπ̃ς. Τ̃ δε νυν καλ̃μεν̃ς επισκοπ̃ς, αποστολ̃ς ωνομαζον. *Theodoret. Com. in* 1. *Tim. III.* 1. S. auch *Hieronym. Comment. in Epist. ad Tit.* c. 1.

brüderlich unter sich zu theilen. Ein solcher Vorzug der Macht, womit man sich ordentliche Bischöfe vorstellet, war zu selbigen Zeiten bey einem Lehrer kaum denkbar, wenn er nur einen einzigen, oder nur zween andere neben sich hatte. Als aber die Gemeinden in der Folge an Umfang und Zahl der Mitglieder zunahmen, mußte natürlich auch die Zahl der Lehrer in denselben sich vermehren. Dieser Umstand legte eigentlich den Grund zur Entstehung der Hierarchie. Die Billigkeit selbst schien es zu fodern, daß man dem ältern Lehrer, bey dem man mehr Verdienste voraussetzen konnte, als bey dem jüngern, auch mehr Achtung bewies, als diesem. Man fieng an, jenem einen Vorzug vor diesen einzuräumen, und er führte nun ausschlüßlich den Namen eines Bischofes. Eine Zeit lang zwar hatte dieser, so wie gleiches Amt mit den übrigen Lehrern seiner Gemeinde, so auch gleiche Pflichten und gleiche Rechte. Der Vorzug, den man ihm zugestund, war nur ein Vorzug der Ordnung, kein Vorzug der Macht. Aber in die Länge konnte es auch bey dieser Verfassung nicht bleiben. Ein höherer Grad von Einsicht, womit hier und da der ältere Lehrer sich schmeichelte, das Bewußtseyn mehrerer Verdienste, ein grösseres Zutrauen, das ihm vielleicht eben darum seine Gemeinde schenkte, verschaffte ihm bald eine Ueberlegenheit über seine jüngern Gehilfen, die ihm nach und nach eine höhere Macht über sie einräumte. In mancher Gemeinde mag auch Ehrgeiz dieses ertrotzt, oder erschlichen haben. In mancher mag aber auch aufrichtige Hochachtung seiner Verdienste, oder Liebe zur Ordnung, und eine geheime Ahndung, daß bey der wachsenden Anzahl der Lehrer von gleichen Rechten und Ansehen zuletzt Zwietracht und Verwirrung entstehen

dürften; vielleicht gar schon eine gemachte Erfahrung von dieser Art die jüngern dahin vermocht haben, daß sie sich dem ältern freywillig und gern unterwarfen.

Jerusalem war vermuthlich der erste Ort, wo sich nach dem Tode der Apostel eigentliche Bischöfe befanden. Tertullian berichtet *), schon der Apostel Johannes habe in Kleinasien die ersten ordentlichen Bischöfe aufgestellet; allein er gründete wahrscheinlich diesen Bericht auf eine Stelle in der Offenbarung Johannis, worinn von dem Engel einer jeden der sieben Gemeinden in Kleinasien Meldung geschieht. Diese Stelle ist aber dunkel, wie alles übrige in der Offenbarung, und bey weitem nicht hinlänglich, das Daseyn eigentlicher Bischöfe mit einer Amtsgewalt, welche von jener der übrigen Lehrer verschieden wäre, zu erweisen. Auch Epiphanius spricht von Bischöfen, welche es schon zur Zeit des Apostels Johannes soll gegeben haben **). Allein dieser Schriftsteller scheinet hier nur nach den Begriffen seiner Zeit geredet zu haben. Er ist auch viel zu jung, und seine Leichtgläubigkeit zu bekannt, als daß man sein Zeugniß als gültig annehmen könnte. Mehrere Stellen in den Briefen des berühmten Ignatius von Antiochien können ebenfalls nichts beweisen, weil diese Briefe bekanntlich der Verfälschung gar zu sehr ausgesetzt waren. Nur dieses bleibt also wahrscheinlich, daß sich die bischöfliche Würde und Macht erst zu seiner Zeit ausgebildet †),

*) *Tertull. aduerſ. Marcion. L. 4. p. 415. Edit. Rigalt. Par.* 1675.

**) *Epiphan. Haereſ. 75. Aerian. n. 5.*

†) *Ignat. Epiſt. ad Philadelph. n.* 10. ὡς και αἱ εγγισα εκκλησιαι επεμψαν επισκοπους, αἱ δε πρεσβυτερους, και διακονους.

und bereits vor dem Ende des ersten Jahrhunderts alle Kirchen einen ordentlichen Bischof gehabt haben.

Mit den Jahren hatte sich dieses Episkopalsystem immer fester gegründet. Alle kirchlichen Schriftsteller des dritten Jahrhunderts setzten den wesentlichen Unterschied zwischen Bischöfen und Aeltesten schon als bekannt voraus. Die Bischöfe wurden jetzt schon Ausschliessungsweise die Nachfolger der Apostel genannt, und nannten sich selbst so. Es wurde schon der Grundsatz aufgestellet, das bischöfliche Amt rühre von göttlicher Einsetzung her, und die Bischöfe übten ihre Macht unmittelbar, die Aeltesten aber nur mittelbar aus. Diese Sprache führte besonders Cyprian, und man hörte sie seitdem häufig aus dem Munde der Bischöfe. Die Apostel oder Vorsteher (Praepositos), sagt ersterer, hat Christus selbst gewählt; die Kirchendiener hingegen sind erst nach der Himmelfahrt von den Aposteln zu Dienern ihres Bisthumes und der Kirche ernannt worden. Die Kirchendiener dürfen sich gegen ihre Bischöfe, von denen sie aufgestellet worden, eben so wenig erheben, als die Bischöfe gegen Gott, ihren Stifter †). Er behauptet daher, ein Bischof könne einen ungehorsamen Kirchendiener sogleich, Kraft seiner bischöflichen Gewalt bestrafen, und ihn entweder absetzen, oder aus der Kirchengemeinschaft ausschliessen. Ueberhaupt war Cyprian einer der eifrigsten in Vertheidigung der bischöflichen Macht. Die sogenannten Kanonen und Konstitutionen der Apostel trugen in der Folge gleichfalls sehr viel bey, sie zu befestigen. Die Aeltesten hatten zwar noch immer die Macht, zu taufen, den Gottesdienst zu halten, das heilige Abendmahl zu

†) *Cyprian. Epist. 3. Edit. Oxon.*

reichen, und das Volk zu lehren; aber nur abhängig vom Bischofe, in so fern dieser sie dazu bevollmächtigte. Aber die Geschäfte, zu firmeln, und die Aeltesten und andere Kirchendiener zu weihen, maßten sich die Bischöfe ausschließlich an.

Unter den geringern Kirchendienern, die in diesem Zeitraume bekannt waren, stehen die Diakonen oben an. Sie haben einer Einrichtung, welche die Apostel selbst trafen, ihr Entstehen zu danken. Als nämlich die Christen aus Griechenland und einigen umliegenden Gegenden sich beklagten, daß man ihren armen und kranken Wittwen bey der täglichen Vertheilung des Allmosens weniger reichte, als den Wittwen der Christen aus Palästina, so liessen die Apostel, um diese Ungleichheit aufzuheben, von der versammelten Gemeinde sogleich sieben Männer von unbescholtenem Lebenswandel und einer hinlänglichen Kenntniß des Christenthumes wählen, und weihten sie unter Gebet und Auflegen der Hände zu dem Amte unpartheyischer Allmosenpfleger ein. Das Allmosen auszutheilen, und die Kranken zu pflegen, war jedoch in der Folge nicht das einzige Geschäft der Diakonen. Sie hatten auch beym Gottesdienste ihre bestimmten Verrichtungen. Sie mußten den Bischöfen und Priestern am Altare dienen, für gute Verwahrung der Kirchengefässe die Aufsicht haben, die freiwilligen Gaben des Volkes annehmen, und sie dem Priester reichen; auch bey dieser Gelegenheit die Namen der Geber öffentlich nennen. Ferners war es ihre Pflicht, vor dem Anfange der Messe der Gläubigen den Katechumenen, oder heidnischen Zuhörern zu befehlen, daß sie sich entfernen sollten, den Anwesenden das von dem Priester zum Abendmahl eingesegnete Brod, so wie den gleichfalls zu diesem Ende eingesegneten Wein zu reichen, und sie

zum Gebete laut aufzufodern, und nach dem Ende der Messe zu entlassen. Ueberhaupt lagen ihnen alle diejenigen geringern Verrichtungen bey dem Gottesdienst ob, welche bald hernach unter mehrere Kirchendiener vertheilet wurden. In einigen Kirchen mußten sie auch in den gottesdienstlichen Versammlungen das Evangelium lesen, und durften an einigen Oertern auch taufen *). So wie an Verrichtungen, stunden sie auch an Rang den Aeltesten nach.

Der berühmtesten Diakonen einer war nach dem heiligen Märtyrer Stephan der Diakon der Römischen Kirche Laurentius, welcher zur Zeit der Verfolgung des Kaisers Valerian gleichfalls als ein Märtyrer starb. Nachdem bereits in derselben Verfolgung der Römische Bischof Sixtus war hingerichtet worden, vertheilte Laurentius nicht nur das vorräthige Geld unter die Armen, sondern verkaufte auch die Kirchengefässe, um die Armen mit dem dafür empfangenen Geld zu unterstützen. Denn als Diakon waren ihm nicht nur das vorräthige baare Geld, das die Gemeinde zusammen schoß, sondern auch alle übrigen Kirchenschätze anvertrauet. Bald hierauf rief ihn der Römische Statthalter zu sich, und trug ihn auf, das ganze Vermögen seiner Kirche der kaiserlichen Kammer auszuliefern. Laurentius weigerte sich nicht; bat aber um eine kurze Frist, während welcher er die Kostbarkeiten Christi, wie er sich ausdrückte, aufzeichnen könnte. Der Statthalter bewilligte sie ihm. Da sammelte Laurentius alle Kranke und Arme, welche von der Gemeinde ihren Unterhalt zogen, und stellte sie dem Statthalter vor. Sieh, sagte er, diese sind die wahren Schätze der christlichen Kirche! Es ist leicht zu erachten, daß

*) *Tertull. de Baptismo c.* 17.

eine so unerwartete Handlung und Sprache, welche so offenbar das Gepräge eines höhnenden Trotzes und einer niemals zu billigenden Verachtung der Obrigkeit hatte, den Statthalter empfindlich beleidigte. Er ließ ihn an einem langsamen Feuer eines qualvollen Todes sterben.

Neben den Diakonen gab es schon zur Zeit der Apostel auch Diakonissinnen. Sie waren meistens Wittwen. Zur Zeit, da Tertullian lebte, scheinet es allgemeine Regel gewesen zu seyn, daß eine Weibsperson sechzig Jahre zählen mußte, um zu einer Diakonissinn ernannt werden zu können. Sie mußte ferners nicht nur im Ehestande gelebt, sondern auch wenigst Ein Kind geboren und erzogen haben. Die Ursache, aus welcher man dieses foderte, war sehr zweckmässig; damit nämlich eine solche Person desto mehr Erfahrung habe, und armen oder kranken Christinnen in verschiedenen Fällen desto leichter beystehen könne *). Tertullian behauptet auch, der Apostel Paulus habe verboten, eine Weibsperson zur Diakonissinn zu machen, welche schon in der zwoten Ehe gelebt hatte. Theodoret aber legte diese Stelle des Apostels viel vernünftiger aus. Nach seinem Urtheile sprach der Apostel nur jenen Wittwen die Fähigkeit zu diesem Amt ab, welche ihren ersten Gemahl verlassen, und noch in seinem Leben einen zweyten geheurathet hatten **). In der Folge, und an einigen Oertern schon zur Zeit Tertullians, ließ man doch auch Jungfern zu diesem Amte zu †). Auch auf das Alter der Wittwen sah man nicht immer so strenge. So wie die Diakonen, so wurden auch die Diakonissinnen unter Gebet und durch

*) *Tertull. de veland. virg. c. 9.*

**) *Theodoret. Com. 1. Tim. V. 9.*

†) *Constitut. Apost. L. 6. c. 18.*

Auflegen der Hände zu ihrem Amte ordentlich eingeweihet. Dasselbe erstreckte sich aber nicht auf eigentlich gottesdienstliche Verrichtungen, wie bey den Diakonen; ihre Pflicht war nur, die Frauenzimmer, welche in der Zahl der Katechumenen gehörten, in der Stille zu unterrichten, ihnen an der Seite zu seyn, wann sie getaufet wurden, sie aus- und ankleiden zu helfen, kranke oder unglückliche Frauenzimmer zu besuchen, und zu bedienen, den Märtyrern und Konfessoren in den Gefängnissen beyzustehen, und überhaupt im Bethause die Aufsicht über das andere Geschlecht zu führen.

So wie die christlichen Gemeinden allmählig an Volksmenge zunahmen, so häuften sich die Geschäfte des Klerus sowohl beym Gottesdienste, als ausser demselben, und machten die Einführung verschiedener geringerer Kirchenbedienungen nöthig. Aber wahrscheinlich mögen auch Liebe zur Gemächlichkeit und Stolz, welche ein reichliches Einkommen der Geistlichen in ihnen hervorbrachten, eine solche Anstalt beschleuniget haben. Die Bischöfe insonderheit, deren Ansehen und Macht gleichsam mit den Jahren wuchs, wollten nun vielleicht auch durch äusserlichen Prunk sich Ehrfurcht verschaffen. Sie wünschten, durch ein grosses Gefolge allen Christen einen hohen Begriff von sich einzuprägen, und dazu war eine grössere Anzahl von Priestern und Kirchendienern vorzüglich geschickt. Anfänglich waren zwar diese letztern im Grund nur zum Dienste der Gemeinde bestimmt; aber es kam bald so weit, daß sie mehr den Bischöfen und Presbytern, als der Gemeinde dienen mußten. Selbst der Wirkungskreis der bischöflichen Macht ward durch eine grössere Anzahl solcher Leute erweitert, die, so wie sie dem Bischofe größtentheils ihre Wahl und ihr Daseyn

zu danken hatten, von ihm auch ihre Anweisung erhielten, und als Untergebene seinen Befehlen gehorchen mußten. War eine Gemeinde zahlreich, so hatte gemeiniglich der Bischof von jeder Gattung solcher Unterbedienten mehrere bey seiner Kirche. In der Mitte des dritten Jahrhunderts zählte die Römische Gemeinde sechs und vierzig Presbyters, sieben Diakonen, eben so viele Unterdiakonen, zwey und vierzig Aufwärter, und der Teufelsbeschwörer, Vorleser und Thürhüter zusammen zwey und fünfzig *).

Eigentlich waren alle diese Unterbedienungen nicht von den Aposteln, sondern von der Kirche, oder — was man nach und nach als gleichbedeutende Wörter annahm, von den Bischöfen eingeführt. Einige waren schon vor der Mitte des dritten Jahrhunderts bekannt; andere entstunden erst gegen das Ende desselben, oder am Anfange des vierten. Kein einziger gleichzeitiger Schriftsteller vor dem dritten Jahrhunderte thut davon Meldung. Die ersten sind die Verfasser der apostolischen Kanonen und Konstitutionen, und eines dem Ignatius untergeschobenen Briefes an die Gemeinde zu Antiochien. Auch war anfänglich weder eine bestimmte Zahl dieser Bedienungen festgesetzt, noch waren selbige zu eben derselben Zeit in allen Kirchen gewöhnlich. Ueberhaupt herrschet bey den Schriftstellern, welche zuerst dieser Aemter erwähnen, eine grosse Verschiedenheit sowohl in der Angabe der Zahl, als auch in der Bestimmung derselben selbst. Der Römische Bischof Kornelius nannte fünf solcher Bedienungen, welche in seiner Kirche eingeführt waren. Der Verfasser des dem Ignatius fälschlich beygelegten Briefes hingegen nahm sechs an. In den Konstitutio-

*) *Epist. Cornel. ad Fab. ap. Euseb. Hist. eccles. L. 6. c. 43.*

nen der Apostel kommen nur vier, und in den apostolischen Kanonen nur drey vor *). Rührten diese Aemter von apostolischer Einsetzung her, so würde man unstreitig über die Zahl derselben weniger uneinig gewesen seyn. Und kaum würde man schon nach einer so kurzen Zeit haben zweifeln können, welche Aemter dann eigentlich nach der Einsetzung der Apostel unter die sogenannten geringern Würden (ordines minores) gehörten, oder nicht. Aber gerade hierüber waren die Meinungen sehr getheilet. Einige, wie der gedachte Verfasser der Briefe des Ignatius, räumten auch denjenigen Personen, welche die verstorbenen Christen zur Erde bestatten mußten, ingleichen den Vorsängern in der Kirche, wie eben dieser Schriftsteller und der Verfasser der Konstitutionen, andere auch den Krankenwärtern einen Platz in der Klasse dieser Unterbedienten ein. Die Exorcisten schloß der Verfasser der Konstitutionen schlechterdings von dieser Klasse aus †), da sie hingegen andere allerdings darunter rechneten.

Unter allen andern war vielleicht die Römische Kirche die einzige, in welcher seit dem Entstehen dieser Unterbedienungen nicht mehr und nicht weniger als fünf derselben üblich waren. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Aemter zuerst in der Römischen, und zu gleicher Zeit vielleicht zu Karthago, Alexandrien, und in andern grössern Gemeinden eingeführt worden. Sie bestunden aus den Aemtern der Unterdiakonen, der Akoluthen, der Exorcisten, der Vorleser und der Thürhüter.

Von den Unterdiakonen findet sich die erste Nachricht

*) *Ignat. Epist. ad Antioch. n.* 12. *Constitut. Apost. L.* 3. *c.* 11. *Can. Apost.* 69.

†) *Constitut. Apost. L.* 8. *c.* 26.

richt in den Briefen Cyprians, und in dem Schreiben des Römischen Bischofes Kornelius an Fabius, Bischof zu Antiochien. Die minder wichtigen und minder ansehnlichen Dienste, welche ehe die Diakonen zu versehen hatten, waren nun für diese bestimmet. Vor der Thüre des Bethauses zu stehen, und beym Eintritte der Gläubigen für gute Ordnung zu sorgen; vor dem Anfange des Gottesdienstes die heiligen Gefässe herbey zu schaffen, und den Diakonen zu reichen; zu wachen, daß während des Opfers und Abendmahls die Thüren des Bethauses nicht geöfnet werden; endlich Briefe und Aufträge des Bischofes an auswärtige Kirchen zu überbringen, war das Geschäft der Unterdiakonen. Verrichtungen aber, welche den Gottesdienst näher angiengen, durfte sich keiner anmassen; keinem war es erlaubt, die heiligen Gefässe zu berühren, wann sie einmal am heiligen Tische oder Altare stunden, oder sich dem Altare zu nähern; sie hatten ihren eigenen Platz.

Das Amt der Akoluthen war anfänglich nur in der lateinischen Kirche allein gewöhnlich. Wenigst nannte bis zum vierten Jahrhunderte kein einziger griechischer Schriftsteller dieses Amt bey der Aufzählung der kirchlichen Unterbedienungen. Ihre Verrichtung bestund anfänglich darinn, daß sie dem Bischofe dienen, und ihn beständig begleiten mußten; eben daher wurden sie Akoluthen, oder Nachtreter genannt. In der Folge mußten sie die Lichter in den Kirchen anzünden, und den Diakonen in kleinen Gefässen den Wein zum Abendmahle reichen.

Aus ziemlich sonderbaren Ursachen waren die Exorcisten, oder Teufelsbeschwörer, eingesetzt worden. Schon seit dem Anfange des Christenthumes näm-

lich gab es eine Gattung von Kranken unter den Christen, die sich durch plötzliche Anfälle von Schwermuth, Raserey und heftigen Zuckungen von andern unterschieden. Eben darum, weil dergleichen Erscheinungen schwer zu erklären waren, hielt man sie für übernatürlich. Die ältesten und rohesten Völker hatten schon eben so gedacht, und solche Uebel bösen Geistern oder Gottheiten zugeschrieben. Die Philosophen selbst hatten diese Volksbegriffe unterstützt, indem sie, oder wenigst einige aus ihnen, die Lehre von der Einwirkung der Dämonen oder bösen Geister auf den Menschen mit in ihr System einflochten. Von den Heiden und Juden gieng dann eine solche Meinung gleichsam als ein Erbtheil auch auf die Christen über. Sie glaubten, die Leute, welche von einem solchen Uebel geplagt waren, seyen von einem bösen Geiste besessen. Im ersten Jahrhunderte traute man noch einem jeden gläubigen und frommen Christen die Wundergabe zu, den andern durch Gebet und Aussprechen des Namens Jesu von dem bösen Geiste befreyen zu können. Man hat auch gültige Zeugnisse aus dem Alterthum, daß sowohl die Apostel, als auch nach ihnen einige andere Christen mehrere ihrer Mitbrüder von einem solchen Uebel, so wie von mehrern ganz natürlichen Krankheiten, augenblicklich befreyet hatten, ohne daß man bisher hinlänglich befriedigend hatte zeigen können, die Heilung sey blos durch natürliche Mittel bewirket worden. Dieses Geschäft lag nach dem apostolischen Zeitalter meist den Bischöfen und Presbytern ob. Allein je weiter sich die Zeit von dem apostolischen Zeitalter entfernte, desto mehr nahm auch diese Wundergabe unter den Christen ab. Desto nöthiger wurde es daher, einen eigenen Stand einzuführen, dem das Geschäft anvertrauet wurde,

die Teufelsbeschwörungen vorzunehmen, und auf Kranke, die man Besessene (ενεργουμενους, daemoniacos) nannte, genaue Aufsicht zu haben. Seit der Zeit also, da Exorcisten aufgestellet wurden, welches gegen das Ende des dritten Jahrhunderts nur nach und nach in verschiedenen Kirchen geschah, hörten die Bischöfe und Aeltesten größtentheils auf, Teufelsbeschwörungen selbst vorzunehmen. Und unterzogen sie sich auch noch hier und da diesem Geschäfte, so waren darum die Exorcisten doch keine überflüssigen Personen. Sie mußten den Energumanen sowohl in dem Bethause, wo sie ihren eigenen Platz hatten, als auser desselben stets an der Seite seyn, ihnen den Unterhalt reichen, und sie mit geringern Arbeiten, dergleichen das Ausfegen der Kirche war, beschäftigen. Uebrigens waren auch die Exorcisten verbunden, ihnen auser der Zeit der gottesdienstlichen Zusammenkünfte öfters die Hände aufzulegen, und den bösen Geist mit gewissen Gebeten zu beschwören.

Die zwo übrigen Gattungen geringerer Kirchenbedienten waren die Vorleser und Thürhüter. Von jenen findet man im Tertullian *) die erste Nachricht. Sie scheinen daher gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts entstanden zu seyn. Was ehe einzig und allein das Geschäft der Bischöfe und Aeltesten, vielleicht auch zuweilen der Diakonen war, im Bethause der versammelten Gemeinde irgend ein Stück der heiligen Schrift vorzulesen, wurde nun dieser Gattung von Kirchenbedienten übertragen. Sie thaten aber dieses nicht zunächst beym Altare, sondern hatten in einiger Entfernung von selbigem ein eigenes Pult dazu. Doch findet man, daß in einigen Kirchen weit später noch die Aeltesten und

*) *Tertull. de Praescript. c.* 41.

Diakonen, auch an den Festtagen die Bischöfe sich diesem Geschäft unterzogen haben. Die Thürhüter hatten kein anders Amt, als die Thüren des Bethauses, oder der Kirche, zu öffnen und zuzuschliessen, auf Wohlstand und Ordnung beym Ein- und Austritt der Gläubigen zu sehen, und vermuthlich die Zeit des öffentlichen Gottesdienstes den Gläubigen zu melden. Ausser der Römischen Kirche scheinet keine andere dieses Amt vor dem dritten Jahrhunderte gehabt zu haben.

Alle diese Unterbedienten wurden nicht eben so feierlich in ihr Amt eingesetzt, wie die Aeltesten und Diakonen. Man legte ihnen die Hände nicht auf, sondern der Bischof hielt nur eine Anrede an sie, und übergab ihnen gewisse Zeichen ihres Amtes. Einige aus ihnen bekleideten nebenher noch andere Aemter in der Kirche, ohne darum eine besondere Klasse von Klerikern auszumachen.

Den ersten Platz unter diesen nahmen die Katechisten ein. Diese waren Leute, welche diejenigen, die noch nicht getaufet waren, in den Anfangsgründen der christlichen Religion unterweisen mußten. Sie lehrten nicht öffentlich in der Kirche, sondern ertheilten nur Privatunterricht. Waren die Lehrlinge hinlänglich vorbereitet, um als ordentliche Mitglieder der christlichen Gemeinde aufgenommen zu werden, so kam es diesen Katechisten zu, vor der Taufe derselben den Teufel zu beschwören. Denn vom alten Aberglauben gefesselt, den das Wohlgefallen an der Platonischen Geisterlehre noch mehr bestärkte, glaubten die Christen, die Heiden seyen von dem bösen Geiste besessen. So wie also die Täuflinge selbst, schon seit geraumer Zeit, bey der Taufe dem bösen Geist entsagen mußten, so suchte man bey dieser Ceremonie durch die Einführung ei-

ner ausdrücklichen Teufelsbeschwörung, welche die Katechisten vornehmen mußten, noch mehr Kraft zu geben. Uebrigens machten diese Leute keinen eigenen Stand aus. Man bestellte sie bald aus dieser, bald aus jener Klasse des Klerus. Zuweilen versahen die Bischöfe dieses Lehramt; die meistenmale stunden die Aeltesten und Diakonen demselben vor; zuweilen nahm man auch die Katechisten aus der Klasse der Vorleser. In den Konstitutionen und Kanonen der Apostel wird auch der Vorsänger gedacht, welche in der Kirche, wenn das Volk Psalmen und Lieder absang, den Ton dazu angaben.

Alle diese Kirchenbedienten halfen nicht nur, wie gesagt, das bischöfliche Ansehen vergrössern, sondern trugen auch vieles bey, daß der Abstand zwischen der Klerisey überhaupt, und zwischen den Layen immer fühlbarer wurde. Besonders seit dem Ausgange des zweyten Jahrhunderts, da die Christen bereits anfiengen, zum Gebrauche bey ihrem Gottesdienste eigene, für beständig dazu bestimmte Gebäude unter dem Namen der Kirchen zu haben *), schlug die Denkungsart, welche den geistlichen Stand weit über die übrige Christen erhob, immer tiefere Wurzel. Zwar sah man in diesen Kirchen noch keine Pracht; weder Bilder, noch andere Zierden, wenn man etwa einige Kirchengefässe von Gold oder Silber ausnehmen will, zogen die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich; nicht einmal ein Altar befand sich darinn; man bediente sich an dessen Stelle des sogenannten heiligen Tisches von Holz, und segnete auf selbigem das Brod und den Wein, welche die Gläubigen geopfert hatten, zum Abendmahle. Aber da man nach der Einführung

*) Die erste Spur davon findet man unter dem Kaiser Alexander Severus.

der eben genannten Aemter den Bischof und die Aeltesten, die sich nun mit den geringern Geschäften in der Kirche nicht mehr befaßten, von einer Anzahl eigens dazu ernannten Personen so ehrfurchtsvoll bedienet sah; da man endlich anfieng, von den bisherigen Begriffen, die man vom Gottesdienst hatte, unvermerkt abzuweichen, und sich die bisherige Messe der Gläubigen vielleicht zu levitisch als ein besonderes Opfer zu denken, zu dessen Entrichtung man Beruf und Fähigkeit nur den Priestern allein zutraute, so mußte natürlich theils diese Art von Pracht einen stärkern, der Geistlichkeit günstigen Eindruck beym Volke machen, theils diese Aenderung in dem Begriffe vom Gottesdienst eine hohe Meinung von den ausserordentlichen Vorzügen des geistlichen Standes erwecken und unterhalten. Dazu kam noch der Umstand, daß sich jetzt schon die meisten Priester von der Ehe theils freywillig, theils gezwungen enthielten, was ihnen bey dem beynahe allgemeinen Geschmack an strenger Askese ungemein viel Hochachtung verschaffte. Da sich endlich jetzt schon die Meinung allmählich verbreitete, wer sich einmal der Kirche gewidmet habe, könne in den weltlichen Stand nicht wieder zurücktreten, so mußten sich auch dadurch die hohen Begriffe vom geistlichen Stande ungemein vergrössern.

Bey dem allen erhielt sich das Volk noch immer im Besitze wichtiger Rechte in Kirchensachen. Es hatte einen wesentlichen Antheil an den Wahlen seiner Lehrer und Bischöfe, war in Kirchenversammlungen nicht ganz als müssiger Zuschauer zugegen, und hatte auch sein Wort zu sprechen, wenn es darauf ankam, ein Mitglied von der Gemeinde auszuschliessen, oder ein ausgeschlossenes wieder aufzunehmen. Von allen diesen Rechten wird weiter un-

ten eine bestimmtere Nachricht ertheilet werden. Doch versteht es sich gleichsam von selbst, daß diejenigen diese Rechte nicht genossen, welche unter dem Namen der Katechumenen bekannt waren. Denn eigentlich waren diese Leute, die man erst nach dem apostolischen Zeitalter im Glauben zu unterrichten, und zur Taufe vorzubereiten anfieng, noch gar keine Christen. Sie theilten sich in diejenigen, welche von den Katechisten noch zur Zeit einen Privatunterricht erhielten; in die Zuhörenden, welche schon die Ermahnungen der Aeltesten an das Volk, und die Vorlesungen aus der heiligen Schrift mit anhören durften, und in diejenigen, welche nächstens getauft und in die Gemeinschaft aufgenommen werden sollten. Die Büsser, welche wegen irgend eines Verbrechens von der Kirche waren ausgeschlossen worden, und sich nun zur Wiederaufnahme neuerdings vorbereiten mußten, gehörten ebenfalls in diese Klasse.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen Innhalts. Metropolitane. Erste Spuren eines Versuches der Römischen Bischöfe, eine monarchische Regierungsform einzuführen. Irrungen in den Spanischen Kirchen wegen Martialis und Basilides.

Bey dem schärfesten Nachforschen findet sich nicht die geringste Spur, daß die Regierungsform der Kirche im apostolischen Zeitalter monarchisch gewesen sey. Sie war aber auch weder ganz demokratisch, noch vollkommen aristokratisch, wiewohl sie sich in vielen Dingen mehr der demokratischen zu nähern

schien, als je einer andern. Es ist schwer, für die so ganz besondere Verfassung dieser Brüdergemeinde einen passenden Namen zu finden.

Es ist wahr; die Apostel, die Aeltesten, und nachher die Bischöfe, hatten die Aufsicht über die Erhaltung der reinen Lehre und guten Sitten. Sie gaben zur äusserlichen Einrichtung in der Kirche den Ton an, und alles geschah unter ihrer Leitung. Gleichwohl ward beynahe nichts wichtiges unternommen, ohne Beystimmung des Volkes. Eines der ersten Vorrechte desselben war der wesentliche Antheil, den es an der Wahl seiner Lehrer hatte, man mag nun darunter Aelteste, oder Bischöfe verstehen. Die allererste Wahl eines Apostels, wodurch die Stelle des Judas Ischariot ersetzt werden sollte, nahmen zwar die Apostel selbst unter einander vor; denn damals war noch keine eigentliche Kirche errichtet. Sie schlugen zween würdige Männer vor, und liessen dann die Sache durchs Loos entscheiden. So bald aber ordentliche Gemeinden gestiftet waren, schritt man gemeiniglich nach dem Abgange eines Lehrers zu einer ordentlichen Wahl. Die ganze Klerisey versammelte sich nebst dem Volke, um mit demselben sich über die Anstellung eines neuen Lehrers gemeinschaftlich zu berathschlagen. War einmal ein Mann, den man zu diesem Amte Fähigkeit und Rechtschaffenheit genug zutraute, ausfindig gemacht, und vorgeschlagen, so ward das Volk nicht nur befragt, ob es ihn für würdig erkenne oder nicht, und mußte von seiner Fähigkeit und Sitten ein Zeugniß ablegen, sondern es hatte auch das Recht, eine ordentliche Wahlstimme zu geben. Auf solche Art wurden nicht nur anfänglich die Lehrer, sondern in der Folge auch die Bischöfe gewählet. Diese Gewohnheit erhielt sich über diesen Zeitraum hinaus.

In den apostolischen Konstitutionen lieset man die Verordnung, daß das Volk, wenn es zum drittenmale das Zeugniß von der Würdigkeit des Vorgeschlagenen abgelegt hätte, von der Klerisey aufgefodert werden sollte, seine Einstimmung zur Wahl durch ein Zeichen öffentlich zu erkennen zu geben *). Cyprian giebt ebenfalls das Zeugniß und die Stimme des ganzen Volkes als ein nothwendiges Erfodernis bey den Wahlen der Priester an **). Daß dieses Recht des Volkes noch zur Zeit des Hieronymus nicht erloschen war, ersieht man auch aus den Schriften dieses Kirchenvaters †).

Wenn sich Bischöfe und Lehrer versammelten, um sich über kirchliche Angelegenheiten zu berathschlagen, so war auch in diesen Fällen das Volk gemeiniglich zugegen. Es war nicht blos müssiger Zuschauer, sondern hatte auch Theil an den Berathschlagungen. Es konnte endlich niemand mit einer grössern Kirchenstrafe belegt, noch jemand, der von der Gemeinde ausgeschlossen war, wieder aufgenommen werden, wenn nicht das Volk feierlich einwilligte. Alle diese Rechte übten die Christen eine Zeitlang ungestört aus. Je mehr aber die anwachsende Macht der Bischöfe die Macht der ihnen unterworfenen Lehrer schwächte, desto mehr nahm auch das Gewicht des Volkes in Kirchengeschäften ab.

Immer mehr bekam jetzt die Kirchenverfassung eine aristokratische Gestalt. Die Kirchen waren anfänglich ganz von einander unabhängig. Keine hielt sich für berechtiget, der andern etwas zu befehlen, oder ihre Einrichtungen oder Entscheidungen ihr aufzu-

*) *Constitut. Apost. Lib.* 8. *c.* 4.

**) *Cyprian. Ep.* 52. *al.* 55. *& Ep.* 68. *al.* 67.

†) *Hieronym. in Ezech. L.* 10. *c.* 23. *& Epist.* 4 *ad Rust.*

dringen. Auch die Bischöfe waren einander alle gleich, und das Recht, Amtserinnerungen zu geben, war vollkommen wechselsweise. Aber lange konnte es wohl bey einer solchen Verfassung nicht bleiben. Der Trieb liegt schon einmal im menschlichen Herzen, daß Menschen immer höher sich emporzuarbeiten, und ihren Mitmenschen an Ansehen, Macht und andern Vorzügen zuvorzukommen streben. Da sich der Klerus bereits über die Layen, und ein Theil des Klerus unter dem Namen der Bischöfe über den andern emporgeschwungen hatte, so wäre es beynahe ein Wunder gewesen, wenn sich nicht nach und nach unter den Bischöfen selbst eine besondere Rangordnung gebildet hätte. Eine solche Erscheinung ward ganz natürlich durch verschiedene Umstände begünstiget.

Apostolischer Ursprung einer Gemeinde, oder wenigst älterer Ursprung einer Kirche vor der andern, mußte ihr natürlich so viel Ansehen verschaffen, daß man ihr eine grössere Achtung erwies, als den übrigen. War ferners eine Stadt die Hauptstadt einer Provinz, war sie durch Grösse, Volksmenge, Reichthum, oder durch den Umstand berühmt, daß ein Statthalter darinn seinen Sitz hatte, so gönnte man auch der dort gegründeten Kirche gern den Vorrang, den die Stadt in politischer Rücksicht vor andern hatte. Dazu kam noch, daß seit dem zweyten Jahrhunderte die meisten Kirchenversammlungen in solchen Städten gehalten wurden, daß meist die Bischöfe derselben ihre benachbarten Bischöfe zusammen beriefen, meist nur diese allein den Vorsitz dabey hatten, oder wenigst durch Thätigkeit, Klugheit, Standhaftigkeit und andere Eigenschaften sich in grosses Ansehen zu setzen wußten. Endlich hat auch wahrscheinlicher Weise die Neigung, die politi-

sche Verfassung des Römischen Reiches nachzuahmen, sehr viel dazu beygetragen. Auf solche Art entstunden Metropolitane und Kirchenprovinzen, so wie es Statthalter und weltliche Provinzen des Römischen Reiches gab. So wie sich die Unterthanen in jeder wichtigen Angelegenheit zu dem Statthalter in die Hauptstadt verfügen mußten, so glaubte man nach und nach, auch in Kirchensachen müßte man sich vor allen an die Mutterkirche und an den Metropolitan halten. Diese betrachtete man gleichsam als den Mittelpunkt der kirchlichen Einigkeit. Und so bekam dann der Metropolitan nebst dem Vorzuge des Ansehens, den ihm schon die oben angeführten Umstände gewährten, allmählig auch einen Vorzug der Macht.

Die Bischöfe derselben Provinz fiengen nun an, unter dem Bischofe in der Hauptstadt derselben, das ist, unter dem Metropolitane zu stehen. Diesen letztern ward nun das Geschäft überlassen, die neu gewählten Bischöfe in ihrer Provinz zu ordiniren; und selbst auf die Wahl, welcher nun auch die Provinzialbischöfe beywohnten, bekamen sie nach und nach so viel Einfluß, daß die Wahlstimmen des Volkes immer unbedeutender wurden. Sie leiteten das ganze Wahlgeschäft, und keiner konnte mehr zur bischöflichen Würde gelangen, wenn diese ihre Beystimmung versagten. Sie selbst wurden auf einer Provinzialsynode gewählt, und von einem Bischofe eben derselben Provinz ordinirt.

Wahrscheinlich ward zu dieser Metropolitanverfassung schon im zweyten Jahrhundert der Grund gelegt. Sie entstund durch kein Gesetz, sondern entwickelte sich nach und nach durch Gewohnheit. Daß sie schon lange vor dem Koncilium zu Nicäa eingeführt war, ist gewiß. Nicht nur diese Kirchen-

versammlung spricht davon als von einem alten Herkommen*); sondern auch in Cyprians Briefen, und in den apostolischen Kanonen, wird dieselbe als bekannt vorausgesetzt**). Diese Bischöfe wurden aber nicht immer Metropolitane genannt. Anfänglich hiessen sie Erste (πρωτοι) und Häupter (κεφαλαι); nachher Metropolitane; erst später wurden sie Erzbischöfe genannt.

Da dieser Einrichtung zu Folge die Kirchenprovinzen geschlossene Gesellschaften bildeten, so entstund daraus jene aristokratische Verfassung der Kirche, welche der heutigen Eidgenossenschaft in der Schweiz gewissermassen ähnlich ist. Die Provinzen und ihre Vorsteher erhielten sich noch immer in der Unabhängigkeit von einander; keiner war als Gesetzgeber des andern erkannt; Einigkeit in der Lehre, und in andern wichtigen Dingen, suchten sie immer gemeinschaftlich zu erhalten, und sie wirkten gemeiniglich sehr eifrig zusammen, wenn es darauf ankam, Irrthümer zu bestreiten, schädliche Gewohnheiten auszurotten, grobe Verbrechen zu bestrafen, oder zweckmässigere Vorschriften zur Beförderung einer guten Kirchenzucht zu geben. Indessen hat doch diese Einrichtung mehr die Sicherstellung des kirchlichen Ansehens und der Macht der Klerisey, mehr die Befestigung der Hierarchie zum Zwecke gehabt, als die eigentliche innere Wohlfahrt der Gemeinden und die Aufnahme der wahren Religion befördert.

Unter den Metropolitanen, worunter sich damals besonders die Bischöfe zu Jerusalem, Antiochien, Alexandrien, und an einigen andern Orten hervor-

*) *Concil. Nicaen. can.* 6.

**) *Cyprian. Epist.* 42. & 45. *ad Cornel.* & *Canon. Apost.* 23.

thaten, behauptete, wie man sich leicht vorstellen kann, auch der Römische Bischof seinen Platz. Da man einmal gewohnt war, die Bischöfe irgend einer beträchtlichen Hauptstadt höher zu achten, als die andern; Rom aber die erste und vornehmste Hauptstadt im ganzen Römischen Reiche war, so ist es eben kein Wunder, wenn man sich nach und nach auch den Bischof dieser Stadt weit über alle andern Metropolitane erhaben dachte. Selbst der heidnische Kaiser Aurelian hatte diese Denkungsart, und verlieh ihr noch mehr Stärke, da er in der Streitsache des Bischofes Paul von Samosata erklärte, derjenige soll Bischof von Antiochien seyn, der mit der Römischen in kirchlicher Verbindung stünde. Dazu kam noch der Umstand, daß zween Apostel, Petrus und Paulus, die Römische Kirche zwar nicht gegründet, aber sich doch einige Zeit dort aufgehalten, und ihr eine dauerhaftere Verfassung gegeben hatten. Die Römische Kirche hatte seit ihrer Stiftung sehr würdige Männer zu Vorstehern gehabt. Einige hatten für die christliche Religion als standhafte Bekenner ihr Leben geopfert; die meisten übrigen durch redlichen Eifer für das Christenthum, durch Frömmigkeit und Klugheit rühmlich sich ausgezeichnet. Der Apostel Paulus selbst hatte bereits der Römischen Gemeinde das Zeugniß gegeben, daß man von ihrem festen Glauben in aller Welt spreche *). Ueberdies hatten sich seit geraumer Zeit viele abendländische Kirchen in zweifelhaften Fällen zu Rom Raths erholet, so wie sich die morgenländischen gemeiniglich nach Antiochien, und die südländischen nach Alexandrien wandten. Alle diese Umstände beförderten ohne allen Zweifel die Hochachtung gegen den Römischen Stuhl, und begünstigten

*) *Epist. Paul. ad Rom. I.* 8.

den Gedanken, der Römische Metropolitan sey über alle andern Metropolitane erhaben. Aber noch ein anderer Umstand scheinet in die Denkungsart über diesen Punkt einen ganz entscheidenden Einfluß gehabt zu haben. Die Würde eines obersten Priesters (Pontifex maximus) war bekanntlich schon bey den heidnischen Römern eingeführt, und sie wurde für so vielbedeutend und ansehnlich gehalten, daß sie sich endlich die Römischen Kaiser ausschließlich beylegten. Kaiser und Einwohner in Rom thaten groß damit, und liessen sie um so weniger in Verfall gerathen, da man sie vorzugsweise nur als ein Eigenthum der Stadt Rom allein betrachtete; so wie man ungefähr ein Kleinod, sey es auch an sich von geringem Werthe, sorgfältig bewahret, und um alles in der Welt nicht veräussert, blos darum, weil es von je her ein Eigenthum der Familie war. Als sich aber die Verhältnisse in Ansehung der Religion änderten, und die würdigere Religion Christi im Orient und Occident unaufhaltsam grossen Fortgang gewann, so mußten Römische Christen ganz natürlich und nothwendig auf den Gedanken verfallen, der wahre Pontifikat könne unmöglich bey den Heiden bestehen. Da man ohnehin immer mehr und mehr fortfuhr, sich das alte christliche Lehramt, hier und da so ziemlich nach jüdischen oder heidnischen Grundsätzen, als ein Priesterthum vorzustellen, so konnte man sich einen wahren Pontifex Maximus kaum mehr irgend anderswo, als unter den Christen denken. Zum Besten des Römischen Bischofes, als Metropolitan betrachtet, trafen zum Glück eben alle oben angeführten Umstände zusammen, welche ihm in Ansehung der Achtung, die man ihm erwies, ein Uebergewicht über alle andern Metropolitane verschaften. Dazu kam noch der Umstand, daß man

gewohnt war, sich den gedachten Pontifikat als eine Würde vorzustellen, welche sich bisher immer ausschließlich innerhalb der Mauern der Stadt Rom befand; und so wars dann sehr natürlich, daß man endlich den ganzen Begriff davon auf den Römischen Bischof herüber zog, und nun ihn allein als den obersten Priester, oder als den Metropolitan über alle andern Metropolitane und Bischöfe betrachtete.

Scharfsichtigen Beobachtern war diese Denkungsart wahrscheinlich schon zur Zeit ihrer ersten Entwickelung nicht unbekannt geblieben, und vermuthlich haben sie die Römischen Bischöfe selbst sehr bald zu ihrem Vortheile benützet. Tertullian wenigst, nachdem er als Montanist sich von der katholischen Parthey getrennet hatte, wirft es dem Römischen Bischofe ausdrücklich vor, daß er sich das Ansehen eines obersten Priesters (Pontificis maximi) und eines Bischofes der Bischöfe gebe *). Die in den Abendländern gelegenen Bischöfe, die an das Metropolitansystem ohnehin schon gewöhnt waren, und bereits unter dem Römischen Bischofe als unter ihrem Metropolitane stunden, liessen sich ein solches Emporrücken desselben um so lieber gefallen, da es ohnehin ihrer Eigenliebe mehr schmeichelte, unter dem allerersten, als unter einem geringern Metropolitane zu stehen. Und da man die politische Verfassung des Römischen Reiches bereits in andern Stücken nachgeahmt hatte, so konnte man auch eine Nachahmung in diesem Punkte um so weniger bedenklich finden. Auf solche Art ward dann dem Amte eines Römischen Bischofes der Begriff von

*) Audio, edictum esse propositum, & quidem peremtorium: Pontifex scilicet maximus, episcopus episcoporum dicit etc. *Tertull. de pudicitia sub init.*

der Würde eines Pontifex Maximus angehängt, und man verband ihn wenigst in Gedanken damit, bis endlich die Römischen Bischöfe diesen Titel öffentlich führten.

Vielleicht im Vertrauen auf diese in den Abendländern ziemlich gemeine Stimmung machte der Römische Bischof Viktor zuerst einen Versuch, den Vorzug der Macht, den ihm einige bisher nur in Gedanken einräumten, durch eine öffentliche Handlung zu bestätigen und gelten zu machen. In der bekannten Streitigkeit über die Paschafeier foderte er, die Asiater sollten sich nach der Gewohnheit der Römischen Kirche richten. Er drohte ihnen sogar im Falle einer Weigerung mit dem Banne. Allein hier zeigte sichs bald, daß die hohe Meinung von den Vorrechten des Römischen Bischofes noch nicht überall angenommen, oder wenigst noch nicht tief genug gewurzelt war. Schon einer seiner Vorfahren, der Römische Bischof Anicetus, hatte den nämlichen Wunsch geäussert; und der berühmte, von der katholischen Parthey so hochgeschätzte Bischof Polykarpus von Smyrna hatte sogar durch eine mündliche Unterredung mit ihm nicht dahin gebracht werden können, seine Meinung und Gewohnheit zu ändern, was er gewiß gethan haben würde, wenn er den Römischen Bischof in der Eigenschaft eines Oberhauptes der ganzen christlichen Kirche betrachtet hätte. Der Schritt, den nun Viktor that, hatte gerade wieder eben den schlechten Erfolg. Polykrates, Bischof zu Ephesus, schrieb ihm im Namen einer ganzen Versammlung freimüthig zurück, er achte das nicht, womit man ihm drohe *). Auch Irenäus, der

*) Ου πτυρομαι επι τοις καταπλησσομενοις, Ap. Euseb. Hist. eccles. L. 5. c. 24.

der doch sonst von der Römischen Kirche sehr rühmlich gesprochen, verwies ihm dieses Verfahren ernstlich, und nannte ihn bey dieser Gelegenheit nur einen Priester, der die Römische Kirche regiere *). Es ist übrigens bereits gemeldet worden, daß die Asiatischen Gemeinden, selbst ungeachtet des Bannes, den Viktor gegen sie ausgesprochen, unerschüttert bey ihrer alten Gewohnheit geblieben sind.

Ein so unglückicher Ausgang dieses gewagten Versuches konnte nun freilich bey dem christlichen Publikum zum Besten der Römischen Bischöfe keinen erwünschten Eindruck machen. Selbst die Denkungsart, welche die Römische Geistlichkeit in der Folge äusserte, ließ für die Aufnahme des monarchischen Kirchensystems wenig gedeihliches hoffen. In dem bekannten Briefwechsel des Karthaginensischen Bischofes Cyprian mit derselben während der Erledigung des Römischen Stuhles (§. 252.) sprach sie in einem Tone, woraus sich wohl abnehmen läßt, eine Oberherrschaft und damit verknüpfte Unfehlbarkeit ihres Bischofes sey ihr nicht bekannt gewesen. Auch Stephan, der hierauf das bischöfliche Amt zu Rom antrat, stellte durch zwo sehr unbedachtsame Handlungen das Ansehen eines Römischen Bischofes sehr auf die Spitze. Zween Spanische Bischöfe, Martialis uud Basilides, hatten durch schriftliche Zeugnisse bey der Obrigkeit das Christenthum verläugnet. Basilides hatte während einer Krankheit sogar der Gotteslästerung sich schuldig gemacht; aber dieses Verbrechen selbst gestanden, sein Amt niedergelegt, und Busse gethan, zufrieden, wenn er einst als ein Laye in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen würde. Martialis war auf die nämliche Art vom Christenthum abgefallen; hatte sich aber auch bey Gast-

*) *Ap. Euseb loc. cit.*

mahlen und Gesellschaften der Heiden eingefunden, seine Söhne unter ihren Gräbern zur Erde bestatten lassen, und sich durch verschiedene Handlungen der Theilnahme am heidnischen Aberglauben verdächtig gemacht. Den damaligen Kirchengesetzen zu Folge ward Martialis so gut, wie Basilides, seines Amtes verlustig. Letzterer scheinet aber seine gute Gesinnung bald wieder geändert zu haben. In der ehrgeizigen Absicht, nicht nur in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen zu werden, sondern auch zu seinem Bisthume wieder zu gelangen, wandte er sich an den Römischen Bischof Stephan, und erreichte wirklich bey ihm seine Absicht. Ohne erst genauere Nachrichten einzuholen, ließ sich Stephan durch dessen Vorstellungen blenden, und erkannte ihn für seinen Bruder. Eines ähnlichen Kunstgriffes scheinet sich Martialis bedienet zu haben. Wenigst brüsteten sich beyde seit dieser Zeit öffentlich, sie seyen rechtmässige Bischöfe, und bestrebten sich, den Besitz ihrer vorigen Aemter sich wieder zu verschaffen. Diese Verwirrung, welche der unbedachtsame Ausspruch des Römischen Bischofes Stephan hervorgebracht hatte, veranlaßte die Spanischen Kirchen, eine Gesandtschaft nach Karthago abzuordnen, und die Afrikanischen Kirchen um Beystand und Unterstützung in dieser Sache bitten zu lassen. Cyprian berief sogleich eine Kirchenversammlung nach Karthago, welche die Sache ernstlich in Ueberlegung nahm. Man wurde bald einig, daß solche Leute, wie Basilides und Martialis, obwohl sie von dem Römischen Bischofe einen ganz entgegengesetzten Ausspruch durch Betrug erschlichen hatten, nicht als Bischöfe erkannt werden können, und daß man sich ihrer Gemeinschaft enthalten müsse. Dieser Schluß wurde den Spanischen Kirchen durch den

Bischof Cyprian im Namen der ganzen Kirchenversammlung durch ein Synodalschreiben bekannt gemacht.

Bey diesem Vorfalle hatte nun Stephan die Untrüglichkeit seines Richteramts freilich in keinen vortheilhaften Ruf gesetzt; doch hatte er wenigst nicht stolz auf seine Macht gepochet, und sich nicht eigensinnig bestrebt, seinen Ausspruch durchzusetzen. Basilides und Martialis blieben nicht nur von ihrer bischöflichen Würde, sondern auch von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen. Aber bald hierauf, da sich die Streitigkeit über die Ketzertaufe entsponnen hatte, that Stephan schon einen ernsthaftern, wiewohl eben so unbedachtsamen Schritt. Er versuchte es schon, seine Meinung einigen Asiatischen und Afrikanischen Gemeinden gebieterisch aufzudringen, und setzte, da er die bekannte Foderung that, einen Vorzug der Römischen Kirche vor allen übrigen voraus, gleich als wäre selbiger eine von jeher allgemein bekannte Sache. Die Asiater und Afrikaner widersprachen zwar laut, und erklärten freymüthig, alle Bischöfe seyen an Macht einander gleich, und ein Vorzug der Römischen in diesem Stücke sey etwas unerhörtes. Gleichwohl gab eben derselbe Bischof Cyprian, welcher seine und aller seiner Kollegen Freiheit so muthig vertheidigte, dem Römischen Bischofe durch seine Lehre von der Einheit der Kirche gegen sein eigenes Wissen selbst die Waffen wider sich und seine Mitbischöfe in die Hand. Es sey nur Ein Gott, sagte er, Ein Christus, Ein Glaube, und nur Ein Bisthum, an welchem jeder Bischof Antheil habe. Diese Lehre verbreitete sich bald, und setzte sich beynahe unvertilgbar fest. Es durfte nur dieser Grundsatz einmal recht tief gewurzelt seyn, um zu einer Zeit, da

ohnehin so viele Umstände die Ansprüche der Römischen Bischöfe begünstigten, sehr leicht daraus zu folgern, der Mittelpunkt dieser Einen Kirche, woraus allein die Wahrheit zu holen, sey Rom. Und daß gerade zu dieser Zeit die Lehre von der Tradition immer mehr Beyfall fand, gab gewiß auch dieser Denkungsart einen grossen Vorschub. Die Römischen Bischöfe durften nun nur geradezu sagen, ihr Vorzug und ihre Oberherrschaft gründe sich auf eine Tradition. Stephan baute wirklich seine Behauptung von den Vorrechten des Römischen Stuhles in der Stille auf diesen Grund. Die Afrikaner gaben ihm zwar das Daseyn einer solchen Tradition nicht zu; aber in der Folge hatten doch nicht alle Bischöfe so viel Muth oder Einsicht, um wie die Afrikaner zu denken. Selbst schon lange zuvor hatte mancher in der Kirche nicht unbedeutender Mann eben den Gedanken, den jetzt Stephan in Wirklichkeit zu verwandeln bemühet war. Zu der Römischen Gemeinde, sagte schon Irenäus, müsse sich wegen des vorzüglichern Ansehens die ganze Kirche, das ist, die Gläubigen aus allen Gegenden, versammeln; denn in dieser sey von den überall her zusammenkommenden Christen die Apostolische Tradition stets erhalten worden *).

Wenn man die Sache unpartheyisch genau untersuchet, so findet man nicht die geringste Spur, daß Petrus, oder je ein anderer aus den Aposteln, einen Vorzug erhalten habe. Sie waren sich, so wie an Amtsverrichtungen, so auch an Ansehen gleich, wie der Apostel Paulus ausdrücklich versicherte **). Hätte Christus den Apostel Petrus als Oberhaupt der Kirche aufgestellet, so hätte unmög-

*) *Irenaeus aduerſ. Haereſ. L.* 3.

**) *Ep. Pauli* 2 *ad Cor. c.* 11 & 12.

lich erst alsdann, nachdem er die Versicherung schon erhalten hatte, auf diesen Fels wolle er seine Kirche bauen, ein Rangstreit sich unter ihnen erheben können, wer in seinem Reiche der größte sey. Christus mißbilligte das Bestreben nach einem höhern Rang in seinem Reiche mit deutlichen Worten. Paulus versicherte, er habe den Christen nichts verschwiegen, sondern ihnen allen Rath Gottes verkündiget *). Aber von einem Vorzuge, den Petrus, und sein jedesmaliger Nachfolger, und zwar sein Nachfolger in der Römischen Kirche haben sollte, findet man weder bey ihm, noch in den Schriften der übrigen Apostel ein Wort. Selbst in Petri Schriften läßt sich nicht die geringste Spur entdecken. Und gleichwohl würde, wenn Christus eine solche Einrichtung getroffen hätte, eine schriftliche Nachricht und Verordnung in Ansehung dieses Punktes gewiß vor allem nöthig gewesen seyn, um für die Zukunft eine so wichtige Sache ausser allen Streit zu setzen. Verschiedene Handlungen Petri und der übrigen Apostel widersprechen einer solchen Behauptung offenbar. Als sich Petrus zu Antiochien dem Umgange der bekehrten Heiden entzog, um einigen jüdischgesinnten Eiferern zu Jerusalem nicht zu mißfallen, tadelte ihn Paulus öffentlich **). Die Apostel schickten ihn sogar an andere Gemeinden ab †), und er selbst nannte sich immer nur einen Knecht und Apostel Christi, und einen Mitältesten anderer Lehrer.

Gesetzt auch, Christus hätte den Apostel Petrus zum Oberhaupt der ganzen Kirche ausersehen, so läßt sich doch nicht begreifen, warum gerade die

*) *Act. Apost. c. 20. v. 27.*

**) *Pauli Epist. ad Galat.*

†) *Act. Apost. c. 8. v. 14.*

Bischöfe zu Rom, und nicht lieber die Bischöfe anderer Gemeinden, welche Petrus entweder selbst stiftete oder worin er wenigst eher, als zu Rom, Lehrer war, diesen Vorzug geniessen sollten. Vor dem fünfzigsten Jahre Christi kam Petrus höchst wahrscheinlich nicht aus Judäa. Er begab sich hierauf nach Antiochien, wo aber Paulus und Barnabas das Evangelium schon verbreitet hatten. Erst nach dem vier und fünfzigsten Jahre Christi kam er zu Rom an. Auch hier fand er schon eine Gemeinde. Paulus war schon vor ihm in dieser Stadt gewesen. Deswegen führten auch die folgenden Römischen Bischöfe in ihren Siegeln die Bildnisse beyder Apostel, und das Bildniß Pauli nahm den Platz zur rechten Seite ein. Wenn je die Römische Kirche schon zu dieser Zeit eigentliche Bischöfe in dem heutigen Sinne dieses Wortes gehabt hätte, so wäre Paulus so gut Römischer Bischof gewesen als Petrus. Die scharfsinnigsten Kritiker aus unsern Zeiten haben es höchst wahrscheinlich gemacht, daß Linus und Kletus zu gleicher Zeit ihr Lehramt zu Rom bekleidet haben, da Petrus noch lebte. Dieser Berechnung zu Folge müßte es also drey Römische Bischöfe oder Päbste zu gleicher Zeit gegeben haben, wenn mit der Stelle eines Lehrers zu Rom ein solcher Vorzug verbunden gewesen wäre; denn alle drey werden von den Vertheidigern der päbstlichen Hoheit in die Reihe der Römischen Bischöfe gesetzt. Ueberhaupt weichen die alten Nachrichten in diesem Punkte sehr von einander ab. Irenäus versichert, Petrus und Paulus zugleich hätten den Linus als Bischof von Rom aufgestellet *). Der Verfasser der apostolischen Konstitutionen behauptet, Paulus habe dem Linus, und nach dessen Tode Petrus dem

*) *Irenaeus aduerſ. Haereſ. L.* 3. c. 3.

Klemens dieses Amt übertragen *). Eusebius aber erzählet, Linus sey nach dem Tode Pauli und Petri der erste Bischof zu Rom geworden **). Eine andere Nachricht aber, welche von eben diesem Schriftsteller herrühren soll †), und vermöge welcher Petrus seit dem Jahre Christi 43. das Amt eines Bischofes zu Rom fünf und zwanzig Jahre hindurch verwaltet hätte, kann schlechterdings nicht als Wahrheit angenommen werden. Sie ist uns nicht aus der Urschrift selbst, sondern nur aus einer ziemlich verdächtigen Uebersetzung des mit Hochachtung gegen die Römische Kirche erfüllten Hieronymus bekannt geworden, und widerspricht theils seiner ersten Nachricht, welche ungezweifelt die Seinige ist, theils der Chronologie offenbar.

Hätten die Römische Kirche und ihre Lehrer von Christo oder den Aposteln je einen solchen Vorzug erhalten, so läßt sich gar nicht begreifen, wie eine so entscheidend wichtige Sache der christlichen Welt drey volle Jahrhunderte hindurch, und noch weit länger, habe unbekannt bleiben können. Die ersten christlichen Schriftsteller und Kirchenväter legten nicht nur andern Aposteln in ihren Schriften manchmal eben die Ehrennamen bey, welche Petrus von ihnen erhielt, und gaben sowohl durch schriftliche Erklärungen, als auch durch ihre Handlungen hinlänglich zu erkennen, daß sie Vorrechte der Römischen Bischöfe nicht anerkennen, wie es aus den oben angeführten Beyspielen deutlich erhellet, sondern auch die Römischen Bischöfe selbst trafen nicht die geringste Anstalt, einen so rühmlichen Vorzug öffentlich bekannt zu machen. Klemens I. sagte in

*) *Constitut. Apost. L. 7. c. 46.*

**) *Euseb. Hist. eccles. L. 3. c. 2 & 4.*

†) *Euseb. Chron. lib. poster. ad an. 43.*

den ächten Briefen, die von ihm vorhanden sind, kein Wort davon; selbst da nicht, wo sich die nächste Veranlassung dazu fand, da er der Zerrüttung zu Korynth steuern, und die Einigkeit wieder herstellen wollte. Als der Ketzer Marcion, welcher in seiner Gemeinde mit dem Banne war belegt worden, noch vor der Wahl des Römischen Bischofes Pius I. sich an die Römische Geistlichkeit gewandt hatte, um in ihre Kircheng meinschaft aufgenommen zu werden, erhielt er von ihr eine Antwort, welche laut genug zeuget, daß sie ihrer eigenen Kirche und ihren Bischöfen keine grössere Macht zugetrauet habe, als andern. Es sey ihnen nicht erlaubt, sagten sie, ihn ohne Vorwissen des Bischofes, der ihn von seiner Gemeinde ausgeschlossen hatte, in die ihrige aufzunehmen; sie könnten wider einen andern Bischof nichts vornehmen.

Die Koncilien, welche noch dazu in der Folge ziemlich kostspielig wurden, wären auch ganz und gar überflüssig gewesen, wenn der Römische Bischof allein das Recht gehabt hätte, über alles zu entscheiden, und wenn alle Kirchen verbunden gewesen wären, seinen Aussprüchen zu gehorchen. Gleichwohl stunden die Kirchenversammlungen in sehr grossem Ansehen; es fiel beynahe nichts von Wichtigkeit vor, was nicht auf einem Koncilium entschieden wurde, und selbst die Römischen Bischöfe legten ihnen einen sehr grossen Werth bey. Sie liessen sogar selbst in bedenklichen Fällen die Bischöfe zusammen treten, und die vorgelegten Fragen durch sie entscheiden. Die Römischen Bischöfe Kornelius und Dionysius hielten Koncilien; jener wegen der Novatianischen Streitsache, dieser um einen Irrthum, welchen Dionysius, Bischof zu Alexandrien, gelehret haben soll, zu verdammen. Die Nothwen-

digkeit der Kirchenversammlungen war in diesem Zeitraume, und noch in den folgenden Zeiten so sehr anerkannt, daß Eusebius sogar versicherte, es sey unmöglich, grosse Streitigkeiten anders als durch Koncilien beyzulegen *). Und noch im fünften Jahrhunderte versicherte der Römische Bischof Innocens I. bey Gelegenheit der Streitigkeit Johannis Chrysostomi, eine Synodalerkenntniß sey nothwendig; denn eine solche könne allein dergleichen Bewegungen stillen **). Auch sind in der Folge sehr oft die Entscheidungen und Aussprüche der Römischen Bischöfe von andern Kirchen entweder nicht angenommen, oder wenigst erst einer Untersuchung der Koncilien unterworfen worden.

Dreyzehntes Kapitel.

Art, die kirchlichen Angelegenheiten zu besorgen. Kirchenversammlungen. Kirchengesetze. Irrung zwischen Demetrius und Origenes.

Aus allen denjenigen Thatsachen, welche in den beyden vorhergehenden Kapiteln angeführt worden, ergiebt sich klar, daß sich seit der Zeit der Apostel in Ansehung der Verwaltung der Kirche beynahe eben so viel verändert hat, als in Ansehung des Lehrbegriffes. Anfänglich, als es nur Lehrer allein, und noch keine Bischöfe in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes gab, war das Lehramt die Hauptsache. Die Lehrer waren nur eigentlich darum da, um durch Beyspiel und Unterricht die moralische Wohlfahrt der christlichen Gesellschaft zu befördern. Gleichwie es aber natürliches Bedürfniß einer jeden

*) *Euseb. in Vit. Constant. c.* 51.

**) *Ap. Sozom. Hist. eccles. L.* 8. *c.* 26.

Gesellschaft ist, daß sie zweckmässige äussere Einrichtungen erhalte, welche ihr erst Festigkeit und Dauer verschaffen, so war es auch hier der Natur der Sache gemäß, daß die Lehrer mit einer gewissen Macht versehen waren, das Gute aufrecht zu erhalten, und das, was die Aufnahme der Religion hindern konnte, zu entfernen, oder wenigst unschädlich zu machen. Sie trafen äussere Anstalten, gaben verschiedene Vorschriften, besserten Menschen, welche etwas verbrochen hatten. Alles dieses geschah aber nicht durch Drohungen, oder Strafen, nicht durch Zwang und Gewalt, sondern durch Belehrung, Warnungen und Verweise. Die wenigsten dieser Einrichtungen waren allgemeine. Die ersten Lehrer trafen sie so, wie sie Zeit- und Lokalbedürfnisse vorschrieben. Was an einem Orte gut oder nützlich war, mußte darum noch nicht nothwendig auch an dem andern eingeführt und beybehalten werden. Das Lehramt begriff keine eigentlich sogenannte Macht in sich; die Lehrer gaben keine eigentlichen Gesetze. Sobald aber der Unterschied zwischen Lehrer und Bischof eingeführt, und immer weiter getrieben ward, fieng die gesetzreiche Zeit der Kirche an. Man vergaß nach und nach, daß das Wesentliche des bischöflichen Amtes im Lehramte bestehe, überließ dieses ganz den Aeltesten, als gemeinen Priestern allein, und machte den Bischof zum Aufseher über diese ihm nun untergeordnete Lehrer. Seit dieser Zeit fiengen die Bischöfe an, sich größtentheils nur mit der äusserlichen Regierung der Kirche, und mit der Handhabung der Kirchenpolizey abzugeben. Doch erst in der folgenden Periode wurde diese Verfassung vollkommen reif; jetzt gab es noch immer eifrige Bischöfe genug, welche zugleich dem Lehramt redlich oblagen.

Das bequemste Mittel, die Kirche äusserlich zu regieren, war es gewiß, wenn die Vorsteher und Lehrer mehrerer Kirchen zusammen traten, und das, was ihnen wahr, nützlich oder nothwendig schien, gemeinschaftlich entschieden Zu einer Zeit, da man sichs gar nicht beyfallen lassen konnte, daß in der Kirche eine monarchische Regierungsform gelten könne, mußte man nothwendig durch gemeinschaftliche Berathschlagungen und Schlüsse zum gewünschten Ziele zu gelangen suchen, wofern nicht eine auffallende Ungleichheit in der Denkungsart, und in den innern und äussern Einrichtungen Zerrüttung in der allgemeinen Kirche anrichten sollte. Die Anzahl der Gemeinden wurde nun nach und nach zu groß, als daß im entgegengesetzten Falle solche nachtheilige Folgen hätten können vermieden werden. Nothwendig, und eben darum auch gern, weil sie einen gemeinschaftlichen Zweck, ein gemeinschaftliches Interesse hatten, traten sie in eine nähere Verbindung zusammen. Je weiter die christliche Gesellschaft sich ausbreitete, desto mehr änderten sich ihre Verhältnisse; und so wie diese mannigfaltiger wurden, so wurden es auch ihre Bedürfnisse und Geschäfte. Einzig und allein diesen natürlichen Ursachen hatten die Kirchenversammlungen ihr Entstehen zu danken.

Einige haben es zwar versucht, sie von einer göttlichen, oder wenigst apostolischen Anordnung herzuleiten. Allein dieses Vorgeben hat keinen hinlänglichen historischen Grund. Freylich sind schon die Apostel, als sich die bereits erwähnte Streitigkeit unter den Christen zu Antiochien erhoben hatte, gemeinschaftlich zu Jerusalem zusammengetreten, und haben die vorgelegte Streitfrage auch gemeinschaftlich entschieden. Man kann daher diese Zusammen-

kunft in einem gewissen Verstande wirklich die erste Kirchenversammlung nennen, wiewohl keine Abgeordnete anderer Gemeinden zugegen waren. Man kann auch wirklich annehmen, daß diese Zusammenkunft den künftigen Kirchenversammlungen zum Muster dienen konnte. Nur muß man auch gestehen, daß diese Versammlung aus eben so zufälligen Ursachen entstund, wie die folgenden, daß es die Apostel darum, weil es ihnen in ihrer Lage Bedürfniß schien, sich gemeinschaftlich zu berathschlagen, andern Kirchen nicht zum Gesetze gemacht haben, sich künftig in ähnlichen oder andern Fällen eben dieses Mittels zu bedienen, und daß es sich schlechterdings nicht erweisen läßt, daß sie durch ihre Zusammenkunft eine Vorschrift haben ertheilen wollen, wie man künftig bey Kirchenversammlungen zu Werk gehen sollte. Wollte dieses jemand behaupten, so würde er dadurch zugleich erweisen, daß alle in den neuern Zeiten gehaltenen Koncilien fehlerhaft waren, indem man von dem ersten Muster so offenbar abwich. Andere geben noch mehr Kirchenversammlungen des apostolischen Zeitalters an. Eine sollen die Apostel gehalten haben, als sie den Mathias zum Apostel erwählten, eine andere, als sie sieben Diakonen, oder Allmosenpfleger ernannten, wieder eine andere, um die Apostel Petrus und Johannes nach Samaria abzusenden. Hiezu setzen einige noch eine Versammlung, um die Gegenden der Welt zu bestimmen, wo jeder Apostel das Evangelium predigen sollte, eine andere, um Simeon zum Bischofe zu Jerusalem zu wählen. Allein theils ist es nicht einmal erweislich, daß um aller dieser Gegenstände wegen wirklich Zusammenkünfte gehalten worden, theils sind sie von solcher Art, daß sie dem Begriffe einer eigentli-

chen Kirchenversammlung nicht im geringsten entsprechen.

Die erste ordentliche Kirchenversammlung wurde im zweyten Jahrhunderte (§. 170. oder 173.) zu Hierapel wider die Montanisten gehalten. Um eben diese Zeit, und wahrscheinlich durch eben dieselben Gründe bewogen, waren einige Bischöfe auch zu Anchialum versammelt. Die Unruhen nämlich, welche die neue Montanistische Parthei in der Kirche anrichtete, zwangen gewissermassen die Gemeinden, sich ernstlich darüber zu berathschlagen, und üblen Folgen mit vereinigten Kräften vorzubeugen. Dergleichen Fälle, welche eine gemeinschaftliche Berathschlagung zu erfodern scheinen, traten in kurzer Zeit in Asien und Griechenland mehrere ein. Die nächste Veranlassung dazu gaben die Streitigkeiten über das Paschafest. Man wurde endlich einig, künftig alle Jahre theils an bestimmten Orten, theils zu einer bestimmten Zeit zusammenzukommen, und auf diesen Synoden oder Versammlungen alle wichtigen Kirchengeschäfte zu schlichten. Dieser Entschluß wurde sogar zu einem förmlichen Kirchengesetze gemacht *). In besondern Fällen wurden aber ausser diesen auch ausserordentliche Koncilien zusammenberufen.

Als die Kirchenversammlungen zuerst in Asien und Griechenland eingeführt wurden, waren sie in andern Gegenden eine noch unbekannte Sache. Tertullian meldete es als etwas sonderbares, und in Afrika, wo er sich befand, ungewöhnliches, daß in Griechenland zuweilen und meist an bestimmten Oertern Zusammenkünfte der Bischöfe und Lehrer aus allen, oder wenigst mehrern Gemeinden gehalten werden, bey welchen sie die wichtigern Angele-

*) *Firmil, Epist, inter Cypr.* 75.

genheiten gemeinschaftlich abhandelten *). Er versicherte auch, sie würden dort sehr in Ehren gehalten, weil sie alle Christen (nämlich in Griechenland) vorstellten. Endlich wurde diese Gewohnheit auch in Afrika und in den meisten abendländischen Gegenden eingeführt, so daß sie nun allgemein herrschend war. Besonders wurden seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts zu Karthago viele Synoden gehalten. Die erste veranstaltete der dortige Bischof Agrippinus wegen der Streitigkeit über die Ketzertaufe. Kein einziges aus allen Koncilien, welche in diesem Zeitraume gehalten wurden, war ein allgemeines, das ist ein solches, wobey aus allen oder den meisten sowohl morgen- als abendländischen Provinzen wenigst eine beträchtliche Anzahl von Bischöfen zugegen war. Sie waren nur Provinzialversammlungen, welchen die Bischöfe einer und derselben Provinz beywohnten, die unter einem Metropolitane standen. Dergleichen Provinzialsynoden hatten aber auch in solchen Gegenden statt, wo die Bischöfe noch eine geraume Zeit hindurch ihre Freyheit behaupteten, und die Obergewalt eines Metropolitans über sich nicht anerkannten. Nur wenige Kirchenversammlungen gab es, bey welchen nebst den Bischöfen derselben Provinz, worinn sie gehalten wurden, auch einige aus andern benachten Provinzen erschienen. Eine solche war die Versammlung zu Iconien in Betreff der Ketzertaufe. Auch wurden nicht alle Koncilien gerade in der Hauptstadt einer Provinz, oder an dem Orte gehalten, wo der Metropolitan seinen Sitz hatte.

Es war nicht das ausschließliche Geschäft des Metropolitans, Kirchenversammlungen zu berufen. Gemeiniglich thaten sie es zwar; aber zuweilen be-

*) *Tertull. de Jeiun. c.* 12.

rief auch ein anderer Bischof seine Mitbischöfe zusammen, wenn irgend ein Vorfall in seinem Bezirke schnelle Maaßregeln erforderte. Auch die Bischöfe waren gemeiniglich nicht die einzigen Beysitzer bey den Koncilien; die meistenmale waren auch Aelteste, Diakonen, und sogar Layen zugegen, und hatten die Freyheit, an den Berathschlagungen Theil zu nehmen. Unter den letztern sind aber wahrscheinlich nur die Mitglieder der Gemeinde jenes Ortes zu verstehen, wo die Synode gehalten wurde *). Das meiste kam indessen auf den Ausspruch der Bischöfe an. Da sie als Vorsteher der Gemeinden erschienen, so verschafte ihnen ohnehin diese Würde einen Vorzug des Ansehens vor jedem andern Lehrer oder Diakon, der in der Versammlung nur als Privatperson in Betrachtung kam; und ihr Wort war daher von weit grösserm Gewichte. Einer aus ihnen hatte den Vorsitz; es scheinet aber nicht festgesetzt gewesen zu seyn, wem diese Ehre gebühre. Gemeiniglich hatte ihn derjenige Bischof an dessen Orte die Synode gehalten ward; zuweilen wurde vielleicht von der Versammlung selbst irgend ein angesehener Bischof bestimmet, den Vorsitz zu haben, und die Geschäfte der Versammlung zu lenken. Ihm kam es zu, den Vortrag zu thun, die Stimmen zu sammeln, und den Schluß abzufassen. Die meistenmale wurden auch die Synodalschreiben von ihm verfaßt, und an auswärtige Gemeinden abgefertiget; denn es war Sitte, daß man solchen die Schlüsse

*) Auf einer Synode vom J. 249. unter Cyprians Vorsitze hatten die Presbyters Sitz und Stimme. Bey der Kirchenversammlung zu Rom, unter dem Bischofe Kornelius vom J. 251. waren Presbyters, Diakonen und Layen zugegen. Eben dieses weis man von mehrern Karthaginensischen Kirchenversammlungen.

der Koncilien durch dergleichen Schreiben bekannt machte.

Was immer von Wichtigkeit war, und den Nutzen oder Schaden mehrerer Kirchen einer Provinz befördern konnte, darüber unterredete man sich gemeiniglich in Koncilien. Entscheidung oder Vertheidigung angefochtener Glaubenssätze, Verurtheilung falscher Meynungen, Verdammung der sogenannten Ketzer, Beylegung hierarchischer Streitigkeiten, Aufhebung der Spaltungen, Erörterung der Fragen über zweifelhafte Fälle der Dogmatik, der Kirchenzucht, oder über gottesdienstliche Handlungen, Einführung verschiedener Gebräuche, Abstellung schädlicher Mißbräuche, Ertheilung neuer Vorschriften und Verordnungen, oder Bestätigung alter Kirchengesetze, Bestrafung derjenigen, welche diese Gesetze übertreten hatten, Nachlassung derselben und Wiederaufnahme der Büsser in die Gemeinschaft der Kirche; alles dieses machte den Gegenstand der Kirchenversammlungen aus. In Fällen, welche die Kirchenzucht, oder damit verwandte Gegenstände der äussern Verfassung betrafen, waren sie auch gewissermassen die Apellationsgerichte, an die sich derjenige wenden konnte, der sich in der ersten Instanz gekränkt glaubte.

Bey den Untersuchungen, welche man in diesen Versammlungen vornahm, wurde gewöhnlich die heilige Schrift zum Grunde gelegt. Sie war die Richtschnur, nach welcher man streitige Fragen beurtheilte und entschied. Zuerst ward allemal die Streitfrage, oder der Vorfall, welcher die Zusammenberufung einer Synode veranlasset hatte, umständlich vorgetragen und bestimmet. Waren schon zuvor in dieser Sache Schriften gewechselt worden, oder waren Urkunden oder Aktenstücke vorhanden,

die

die sich auf selbige bezogen, so wurden auch diese der Versammlung zur Einsicht vorgelegt. Hatte man alles hinlänglich eingesehen, dann schritt man zur nähern Untersuchung; man erwog die Gründe für und wider die Sache, und sammelte dann die Stimmen. Die Mehrheit derselben entschied. Zuweilen sagte jeder Anwesende seine Meynung nur kurz, ohne die Gründe beyzusetzen. Betraf es einen Irrthum, oder ein Verbrechen, dessen jemand beschuldiget worden war, so wurde selbiger, wenn er entweder berufen worden, oder freywillig erschienen war, gehört, und er hatte die Freyheit sich zu vertheidigen. Gemeiniglich hielt man ein Protokoll. Alles, was in der Versammlung verhandelt wurde, alle Fragen und Antworten bey einem Verhöre, alle Gründe für und wider die Sache, welche man vortrug, alle Stimmen, welche gegeben wurden, zeichnete man darinn nebst der Entscheidung und allen Schlüssen sorgfältig auf. Aus diesen Koncilienakten und den Synodalschreiben erwuchsen nach und nach wenigst zum Theile die Kirchenarchive, welche mit den Jahren immer ansehnlicher wurden. Die Verordnungen, welche die Koncilien machten, hiessen, wenn sie Glaubenssachen betrafen, Lehrsätze (δογματα), und betrafen sie Dinge, die man ausüben sollte, Regeln (κανονες).

Allerdings stunden die Koncilien im grossen Ansehen; denn sie stellten alle Christen derjenigen Provinzen vor, worinn sie gehalten wurden. Doch gab es zu dieser Zeit kein einziges, und es ließ sich auch der damaligen Verfassung nach keines denken, dessen Verordnungen und Schlüsse allgemein verbindlich gewesen wären. Die Kirchen hatten noch die kostbare Freyheit, daß sie ihren eigenen Einsichten folgen konnten, und sich nicht fremde Ueberzeu-

gung aufbringen lassen mußten. Die Verbindlichkeit der Synodalschlüsse erstreckte sich daher nur auf diejenigen Gemeinden, welche durch Abgeordnete selbigen beygewohnet, oder auf irgend eine Art daran Theil gehabt, und auf diejenigen, welche selbige förmlich angenommen hatten. Man ließ sichs nicht beyfallen, die Kirchenversammlungen für untrüglich zu halten; sondern betrachtete die Bischöfe und Geistlichen, auch wann sie versammelt waren, immer noch als Menschen, welche menschlicher Irrthümer, Absichten und Leidenschaften fähig wären. Ein merkwürdiges Beyspiel menschlicher Schwachheit gaben gewiß die zu Antiochien zweymal versammelten Väter, indem sie sich durch den verschlagenen Paul von Samosata täuschen liessen, und ihn seines Irrthums nicht überführen konnten. Eben so schwach handelte die unter dem Römischen Bischofe Dionysius gegen den Alexandrinischen Bischof Dionysius zusammengetretene Versammlung, da sie auf ganz falsche Voraussetzungen ein Verdammungsurtheil gründete. Man hat endlich Beyspiele, daß sowohl einzelne Bischöfe und Lehrer die Schlüsse oder Verfügungen manches Konciliums öffentlich verwarfen, als auch ganze Kirchenversammlungen sich widersprachen. Heraklas, Bischof von Alexandrien widersprach einem vorhergegangenen Koncilium offenbar, durch die That, indem er den Origenes, welchen jenes abgesetzt hatte, in seinen vorigen Stand wieder einsetzte. Auf einem Koncilium zu Karthago vom Jahre 262 wurde der zu harte Schluß gegen die Abgefallenen, welcher ein Jahr zuvor in einer Versammlung abgefaßt ward, reformirt, und man nahm gelindere Grundsätze an. Obwohl auf einer Synode zu Karthago die Ketzertaufe bereits verworfen ward, so erregten doch einige Bischöfe

dieser Gegend einen Widerspruch gegen diesen Schluß, welcher ein neues Koncilium nöthig machte. Dergleichen Thatsachen lassen eben nicht vermuthen, daß man den Koncilien eine Unfehlbarkeit zutraute. In einem Synodalschreiben der Kirchenversammlung zu Karthago vom Jahre 252 an den Römischen Bischof Kornelius lieset man zwar die merkwürdige Stelle: Es hat uns auf Angebung des heiligen Geistes, und auf Anweisung des Herrn, durch viele und klare Offenbarung gefallen ꝛc. Allein hieraus läßt sich wohl noch auf keine Untrüglichkeit schliessen. Cyprian, der Verfasser des Synodalschreibens, welcher überhaupt von den Bischöfen so gern hohe Begriffe verbreitete, hat hier offenbar nur das Cirkularschreiben der zu Jerusalem versammelten Apostel nachgeahmt, um den Schlüssen seines Koncilіums ein grössers Ansehen zu verschaffen. Bedenket man überdies, daß ein Jahr zuvor eine Synode unter eben diesem Bischofe einen ganz andern Schluß in eben derselben Sache abgefaßt habe, so läßt sich nicht begreifen, daß der heilige Geist gerade in der zwoten Versammlung auf ihn und die übrigen Bischöfe gewirkt haben sollte, und in der ersten nicht. Daher kann die kühne Versicherung von einer Eingebung des heiligen Geistes kaum für etwas anders angesehen werden, als für eine Art von Kanzleyformel. Ueberhaupt läßt sich aus guten Gründen annehmen, daß die Verbindlichkeit derjenigen Synodalschlüsse, welche die Kirchenzucht, oder die äussere Kirchenverfassung betrafen, grösser gewesen, als derjenigen, wodurch Religionsstreitigkeiten entschieden wurden.

Der Einfluß, welchen die Koncilien auf die innere und äussere Verfassung der Kirche hatten, war unläugbar groß, wenn gleich ihre Verbindlichkeit nicht

allgemein war. Es ist ausser allen Zweifel gesetzt, daß erst in diesen Versammlungen die philosophische Kirchensprache in Erklärung der Glaubenssätze gewissermassen ihre pragmatische Sanktion erhielt. Spitzfindige Erklärungen solcher Dinge, worüber man zuvor viel einfacher gedacht hatte, kunstmässige Ausdrücke, welche weit über die Fassungs- und Beurtheilungskraft der gemeinen Christen reichten, wurden bey dieser Gelegenheit zu unentbehrlichen Glaubenslehren erhoben, und wurden beym Volksunterricht eingeführt. In subtilen Köpfen wurde dadurch zuweilen der Geist des Widerspruches angefachet, und Zweifel und Zänkereyen nährte man dadurch, anstatt sie zu ersticken.

Auf die äussere Verfassung der Kirche wirkten die Koncilien beynahe noch mächtiger. Durch sie verloren die christlichen Gemeinden nach und nach ihre Freyheit. Ehe diese Art, die Angelegenheiten der Kirche zu besorgen, eingeführt wurde, konnte jedes einzelne Mitglied der Gemeinde in wichtigen Dingen seine Meynung sagen. Man konnte der ganzen Gemeinde nichts neues aufdringen, was nicht die grössere Zahl ihrer Mitglieder genehmiget hatte. Jetzt aber traten die Bischöfe als Abgeordnete der Gemeinden in den Versammlungen auf. Was jene beschlossen hatten, mußten sich diese gefallen lassen. Auf solche Art bekamen die Bischöfe das Uebergewicht über ihre Gemeinden, und wurden die Gesetzgeber derselben. Aber auch zur Befestigung einer bedeutenden Rangordnung unter den Bischöfen selbst trug diese Gewohnheit sehr vieles bey. Die Bischöfe der Hauptstädte einer Provinz bekamen dadurch Gelegenheit, sich über andere zu erheben. Sie waren es meist, welche die Koncilien ausschrieben; sie hatten den Vorsitz, sie leiteten alle Geschäfte

der Versammlung, und hatten da mehr als Gelegenheit, sich eine sichtbare Ueberlegenheit über die übrigen zu verschaffen. Durch die Synoden ward also das Metropolitansystem fester gegründet.

Wenn man die meisten Kirchenversammlungen aufmerksam durchgeht, so findet man, daß Aufrechthaltung des hierarchischen Systems weit öfter der Gegenstand, oder wenigst der Beweggrund derselben gewesen ist, als die Beförderung der innern Religion. Die Vorzüge der Geistlichkeit vor dem Stande der Layen für immer zu sichern, war seitdem die angelegentlichste Sorge der Bischöfe. Mit eben dem Eifer arbeiteten einige Bischöfe, sich in dem Besitze eines einmal behaupteten Vorzuges vor ihren Mitbischöfen zu erhalten. Daher rühren so viele Kirchengesetze, welche nur diese Gegenstände allein zum Zwecke hatten; daher entsprangen aber auch so viele unwürdige Streitigkeiten.

Eine Kirchenversammlung, welche in Aegypten gehalten worden, hatte die Verordnung gemacht, daß kein Christ eine gottesdienstliche Person bey seinem Absterben zum Vormunde seiner Kinder ernennen soll. Eine geraume Zeit hierauf ernannte Geminius Viktor zu Furnes in Afrika dieses Kirchengesetzes ungeachtet einen Presbyter, Geminius Faustinus zum Vormunde seiner Kinder. Diese Uebertretung des gedachten Synodalschlusses kam den Bischöfen dieser Gegend so bedenklich vor, daß sie (§. 249.) eine Kirchenversammlung zu Karthago deswegen hielten. Nachdem sie die Sache in Ueberlegung genommen hatten, faßten sie den Schluß ab, man sollte den Verbrecher auch nach seinem Tode noch als einen mit dem Kirchenbanne belegten Menschen betrachten. Von einem ziemlich ähnlichen Gehalte waren folgende Vorschriften, welche in den

Kanonen der Apostel vorkommen, daß ein Geistlicher nicht zugleich ein weltliches Amt verwalten, und ein Bischof kein Bürge für jemand werden soll. Wenn auch diese, oder manche andere in den apostolischen Kanonen und Konstitutionen enthaltene Verordnungen in keiner Kirchenversammlung gemacht, oder in mehrern Kirchen durch einen förmlichen schriftlichen Befehl eingeführt worden, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß wenigst der Innhalt derselben vermöge eines Herkommens in einigen Kirchen vollzogen wurde. Und man ersieht wenigst daraus, was für ein Geist damals, als diese Sammlungen von Kirchengesetzen veranstaltet wurden, gegen das Ende des dritten Jahrhunderts unter dem Klerus herrschte, und welche Grundsätze selbiger allgemein zu verbreiten bemüht war. Beynahe die meisten Vorschriften, welche in den sogenannten Kanonen und Konstitutionen der Apostel vorkommen, sind von ähnlichem Innhalte. Die Verordnungen, daß die Diakonen und Presbyters nur von Bischöfen eingeweiht werden sollten, daß jeder Bischof von zween oder dreyen andern Bischöfen ordinirt werden müsse, daß kein Klerikus ohne Erlaubniß seines Bischofes sich an einen andern Ort begeben, kein Bischof ohne Erlaubniß desselben einen fremden Geistlichen annehmen, oder bey irgend einem Kirchenamt anstellen, kein Bischof ausserhalb seiner Grenzen jemand weihen dürfe; endlich daß ein Diakon oder Presbyter nichts ohne Einwilligung des Bischofes unternehmen, daß das Zeugniß eines einzigen gegen einen Bischof nicht gelten soll, und dergleichen mehr, haben offenbar alle den Zweck, die Rechte der Geistlichkeit, und die gegenseitige Verbindlichkeit zwischen Klerus und Layen auf festen Fuß zu setzen.

Eine aus diesen Verordnungen hatte im dritten Jahrhunderte zu einer lebhaften Streitigkeit Anlaß gegeben. Origenes hatte sich zur Zeit (§. 215.), als der Kaiser Caracalla die Christen zu Alexandria grausam verfolgte, nach Cäsarea in Palästina geflüchtet. Der Ruf seiner Talente und Gelehrsamkeit hatte sich damals schon weit verbreitet, und seine vortreflichen Geistesgaben waren auch dem Bischofe dieser Stadt, so wie dem Bischofe zu Jerusalem nicht unbekannt geblieben. Aus Hochschätzung ertheilten ihm daher beyde die Freyheit, öffentlich in ihren Gemeinden, selbst in ihrer Gegenwart, die heilige Schrift auszulegen. Nie war er zwar als ordentlicher Lehrer angestellet worden; gleichwohl munterten sie ihn selbst dazu auf. Dieß empfand sein eigener Bischof Demetrius sehr übel, und rief ihn nach Alexandrien zurück. Vergebens vertheidigten sich die Bischöfe von Neucäsarea und Jerusalem durch die Anführung einiger Beyspiele, daß es Bischöfe schon ehemals fähigen Männern, wenn sie gleich keine ordentlichen Lehrer waren, erlaubt haben, öffentlich in den gottesdienstlichen Versammlungen zu lehren. Demetrius behauptete dessen ungeachtet, dieses Verfahren der gedachten Bischöfe sey unerlaubt. Diese Irrung zog jedoch keine weitern Folgen nach sich; man machte Einwendungen und Gegeneinwendungen, und ließ die Sache damit beruhen. Aber in einigen Jahren ward eben diese Streitigkeit durch einen neuen Vorfall zum zweytenmal aufgeweckt, und auf beyden Seiten mit weit mehr Hitze geführt. Die Gemeinden in Achaja wurden damals von verschiedenen Ketzereyen beunruhiget. Mit dem aufrichtigen Wunsche, sie aus ihrem Kreise zu vertilgen, und in dem festen Vertrauen, niemand würde sich ihnen mit glücklicherm

Erfolge widersetzen können, als ein Mann von so ausgezeichneten Talenten, wie Origenes, ersuchten sie ihn, sich zu ihnen zu verfügen, und mit seinem bekannten Eifer fürs Gute an diesem heilsamen Werke zu arbeiten Origenes befriedigte ihren Wunsch. Er gieng (§. 228.) selbst mit einem Empfehlungsschreiben von seinem Bischofe versehen, nach Achaja, und bestritt die Ketzereyen mit gutem Erfolge. Sein Ruhm ward dadurch ansehnlich vergrössert. Allein nicht bloß diesen Ruhm, daß seine Bemühungen erwünschte Früchte getragen haben, sondern auch eine andere Belohnung seiner Verdienste brachte er mit nach Hause zurück. Als er durch Palästina gereist war, hatten ihn die beyden Bischöfe von Neucäsarea und Jerusalem zum Aeltesten geweiht. Ehrenvoll war dieses für ihn allerdings, daß zween fremde Bischöfe seine Verdienste richtig zu schätzen wußten; es war aber auch dieser Vorfall die Quelle einer grossen Verfolgung, welche sogleich nach seiner Ankunft in Alexandrien über ihn ausbrach. Es war einmal wider die Kirchengesetze, oder wenigst wider die durch das Herkommen angenommene Verfassung der Kirche, irgend einen Menschen ohne Wissen und Genehmigung seines eigenen Bischofes in einem fremden Kirchsprengel zu weihen. Vielleicht hielt man in Aegypten über diese und andere dergleichen Regeln strenger, als in Palästina und Jerusalem. Genug, Demetrius, Bischof zu Alexandrien fand sich durch diese Erhebung des Origenes in seinen Rechten so sehr gekränkt und beleidiget, daß er einen förmlichen Prozeß gegen ihn erhob, und sogar eine Kirchenversammlung deswegen berief. Immer würde man (§. 230.) den Bischof haben entschuldigen können, wenn er durch weise Mäßigung in diesem Handel gezeigt hätte, daß es ihm nur

um Aufrechthaltung der Kirchenverfassung zu thun sey. Er verrieth aber, daß Leidenschaft einen gröfsfern Antheil an seinem Betragen hatte, als die Liebe zur Gerechtigkeit. Nicht zufrieden, um was es hier eigentlich zu thun war, in der Versammlung zur Sprache zu bringen, nämlich gegen die widerrechtliche Erhebung des Origenes zur Würde eines Presbyters Klage zu führen, suchte er noch andere, und verfänglichere Beschuldigungen hervor, um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen. Was er ehemals an Origenes als einen Beweis einer grossen Selbstverläugnung betrachtet und gepriesen hatte, daß er sich nämlich selbst entmannet habe, rechnete er ihm nun als ein Verbrechen an. Uebesdies beschuldigte er ihn einer Verfälschung der christlichen Lehre, und folglich der Ketzerey. Diese Klagen, welchen Demetrius allen denjenigen Nachdruck zu geben nicht ermangelte, welchen er zur Befriedigung seiner Leidenschaft für nöthig erachtete, thaten auch in der Versammlung die gewünschte Wirkung. Origenes wurde verurtheilet, daß er sich künftig nicht nur des Lehramts an der katechetischen Schule zu Alexandrien enthalten, sondern auch diese Stadt selbst meiden sollte. Doch selbst durch diesen harten Schluß war die Rachsucht des Bischofes Demetrius noch nicht befriediget. Origenes hatte Alexandrien nicht sogleich verlassen; vielleicht in der Ueberzeugung, man müsse das, was gesetzwidrig vorgenommen worden, vielmehr denen zur Last legen, welche ihm die Würde eines Presbyters ertheilet hatten, als dem, der sie erhalten habe. Demetrius aber dachte nicht so. Ihm war es leichter einen ihm untergebenen Mann, dessen grosse Verdienste und Ruhm ohnehin seine Eifersucht rege gemacht hatten, zur Strafe zu ziehen, als von aus-

wärtigen Bischöfen Genugthuung zu erhalten. Er versammelte daher aufs Neue einige ägyptische Bischöfe, und in dieser Versammlung wurde das oben angeführte Urtheil nicht nur bestätiget, sondern Origenes auch der Würde eines Presbyters förmlich entsetzt. Ehe man also zu gewaltsamen Mitteln schritt, verließ er Alexandrien im Jahre 231, und begab sich nach Palästina.

Hier ward er mit eben der Achtung und Liebe empfangen, die man ihm schon seit langer Zeit aufrichtig bewiesen hatte. Denn die Gemeinden zu Palästina, Arabien, Phönicien und Achaja hatten die Schlüsse der beyden Koncilien, die gegen ihn ergangen waren, nicht angenommen. Theoktistus, Bischof zu Cäsarea in Palästina trug ihm sogar das Amt auf, allein die heilige Schrift in den gottesdienstlichen Versammlungen zu erklären. Auch ertheilte Origenes an diesem Orte Unterricht in den theologischen Wissenschaften, in der Philosophie und Mathematik. Doch in sehr kurzer Zeit darauf gieng Demetrius mit Tod ab, und mit dessen Leben hörte auch die Verfolgung des Origenes auf.

Daß ausser den obengenannten Gemeinden die meisten übrigen dem Urtheile der zu Alexandria versammelten Bischöfe beygetretten sind, ist gewiß. Auch das versichern einige Schriftsteller, daß der Römische Bischof Fabian die Sache des Origenes mit seinem Klerus in Berathschlagung genommen habe. Daß aber der Schluß der Aegypter auf einer ordentlichen Kirchenversammlung zu Rom genehmiget, oder eine solche wirklich gehalten worden sey, kann aus den dürftigen Nachrichten des Eusebius, Hieronymus und Rufinus *) nicht erwiesen werden.

*) *Rubin. L. II. in Hieronym. Tom.* 4. *Opp. part.* 2. und *Epist.* 65. *ad Pammoch.* ingleichen *Euseb. Hist. eccles.* §. 36.

Von solcher, oder ähnlicher Art waren die meisten Geschäfte, welche in den Kirchenversammlungen dieses Zeitraumes vorkamen. Doch kann man einen wichtigen Unterschied zwischen den meisten Koncilien in Asien und Griechenland, und zwischen den afrikanischen und abendländischen, wovon der Grund vielleicht in der Verschiedenheit der Anlage, Kultur und Denkungsart dieser beyden Partheyen lag, nicht unbemerkt lassen. So wie die Asiater und Griechen sich mehr mit der Philosophie abgaben, und daher auch die Religion mehr philosophisch behandelten, als die Afrikaner und Abendländer (nur die Katecheten zu Alexandrien allein ausgenommen); so beschäftigten sich auch ihre Koncilien mehr mit diesen Gegenständen, als die Synoden der letztern. Jenen schien die Erklärung des Logos wichtig; sie liessen es sich ihr erstes Geschäft seyn, Streitigkeiten über diesen Punkt beyzulegen, eine gewisse Kirchensprache festzusetzen, und ihr eine allgemein verbindliche Kraft beyzulegen; diese sorgten mehr für das Aeusserliche, für Gesetzgebung und Polizey in der Kirche; und die Hierarchie wurde so sehr der Gegenstand ihrer Theilnahme, daß endlich diese Gesinnung selbst in ihrer Dogmatik allmählig sichtbar wurde. Auch hatten in der Folge die Abendländer und vorzüglich die Afrikaner weit mehr Koncilien gehalten, als die Asiater und Griechen, die doch eigentlich die Erfinder derselben waren; vermuthlich weil schon ihr Gegenstand au sich viel fruchtbarer zu solchen Verhandlungen war, und schon zum voraus den Keim zu weit mehrern und mannigfaltigern Vorfällen und Streitigkeiten enthielt.

Vierzehntes Kapitel.

Kirchenzucht. Verschiedene Verordnungen zur Beförderung derselben. Koncilium zu Elvira. Ausschliessung von der Gemeinde. Kirchenbusse.

Ein wichtiger Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit der Koncilien war auch die Einführung und Erhaltung einer zweckmässigen Kirchenzucht. Das Christenthum hatte sich in diesem Zeitraume, wie wir bisher gesehen haben, sehr ausgebreitet, und eben darum war unter so vielen Menschen, die demselben beygetreten waren, sogleich einerley moralisch gute Stimmung nicht zu erwarten. Daß viele auch noch als Christen roh und ungebildet und Sklaven ihrer Leidenschaft blieben, oder im Glauben wankten, davon hat uns die Geschichte mehr als einen Beweis aufbehalten. Aber zu einer Zeit, da das Christenthum von allen Seiten so viele aufmerksame Beobachter hatte, die auf die geringste Gelegenheit es verhaßt zu machen gierig lauerten, war es gewiß höchst nöthig, daß die Kirche auf das Betragen jedes einzelnen Christen, er mochte nun Bischof, oder Aeltester, oder Laye seyn, die strengste Aufsicht hatte, daß sie grobe Verbrechen zu verhindern, ärgerlichen Sitten Einhalt zu thun suchte, und, wenn sie je ein Verbrechen nicht hatte verhüten können, selbiges doch wenigst bestrafte.

In dieser Rücksicht hatten einzelne Bischöfe und Koncilen nach und nach verschiedene Verordnungen und Einrichtungen gemacht, den Ruhm des Christenthums unbefleckt zu erhalten. Schon zur Zeit des Römischen Bischofes Kornelius war in den mei-

sten Kirchen die Gewohnheit eingeführt, daß ein Mensch, der sich in der Krankheit hatte taufen lassen, nicht zu einem Presbyter ordinirt werden sollte. Man befürchtete nämlich, ein solcher Mensch habe sich nicht aus wahrer Ueberzeugung, sondern bloß aus Noth, oder Furcht vor dem Tode taufen lassen, und versprach sich daher wenig von ihm *). Diese Gewohnheit wurde endlich im vierten Jahrhundert in der Kirchenversammlung zu Neucäsarea zu einem ordentlichen Gesetze erhoben **). Aus der Ursache, weil öffentliche Sünder dem Christenthume zur Unehre gereichten, wurde allen denjenigen, welche grosser Verbrechen, oder eines schändlichen Lebenswandels überführet waren, die Taufe versagt. Daß man die Katechumenen theils von dem Gottesdienste der Gläubigen ausschloß, theils gewisse Lehrsätze vor ihnen verheimlichte, hatte wohl keinen andern Grund, als dem Christenthume dadurch Ehrfurcht zu verschaffen, oder es vor dem Gespötte neugieriger oder wankelmüthiger Menschen zu sichern, und die Standhaftigkeit der angehenden Christen zu prüfen.

Aus keiner andern Ursache, als um die Ehre des Christenthums zu retten, wurde vermuthlich den Geistlichen das Zusammenwohnen mit den sogenannten Agapeten oder Liebesschwestern verboten. Mit diesen hatte es folgende Beschaffenheit. Da man den Geistlichen seit geraumer Zeit zufolge einer verdorbenen Sittenlehre von den Vorzügen des ehelosen Standes so viel vorgeprediget, und hier und da sogar schon versucht hatte, ihnen die Ehe zu verbieten, so suchten sich viele durch einen besondern Kunstgriff in dem Besitze ihres natürlichen Rechtes

*) *Cornel. ap. Euseb. Histor. eccles. Lib. 6. cap. 43.*

**) *Concil. Neocæsar. can. 12.*

zu erhalten. Sie hielten sich Mädchen zu Hause, wohnten mit ihnen zusammen, und schliefen sogar bey ihnen in einem und demselben Bette; beyde aber versicherten, sie lebten mit einander in Friede und Tugend, und in der größten Enthaltsamkeit. Auf solche Art erreichten sie einen doppelten Zweck zugleich; heimlich konnten sie das Vergnügen der Liebe geniessen, und öffentlich setzten sie sich in den Ruf einer vorzüglichen Enthaltsamkeit. Allein in die Länge konnten sie doch eine solche Lebensart nicht führen, ohne daß entweder die Erfahrung ihr Vorgeben widerlegte, oder wenigst sehr häufig ein gegründeter Verdacht gegen sie entstand. Schon Cyprian klagte wehemüthig über diesen schändlichen Mißbrauch. Aus seinen Briefen wissen wir, daß man wirklich solche Mädchen, die sich einer groffen Enthaltsamkeit rühmten, in den Betten bey Geistlichen angetroffen habe. Besonders wird in einem dieser Briefe eines Diakons gedacht, welcher eines so unerlaubten Umganges überführt wurde. Cyprian lobt denjenigen, der ihm dieses berichtete, daß er den Diakon, und alle übrigen, welche bey Mädchen zu schlafen pflegen, von ihren Amtsverrichtungen ausgeschlossen, und ertheilet ihm den Rath, diese Mädchen durch Hebammen genau besehen zu lassen, und sie zur Gemeinschaft der Kirche nur in dem Falle zuzulassen, wenn sie als Jungfern würden befunden werden, sich von ihrem sogenannten Bruder getrennet, und hinlängliche Busse gethan hätten, jedoch mit der Drohung, daß sie im Falle, wenn sie ihren unerlaubten Umgang künftig je wieder fortsetzen wollten, und mit einer Mannsperson in einem Hause oder unter einem Dache wohnten, eine schärfere Kirchenstrafe zu erwarten hätten, und die Wiederaufnahme in die Kirche so leicht

nicht würden erhalten können *). Je mehr diese zügellose Freyheit wuchs, desto mehr Stoff zum allgemeinen Aergerniß häufte sich. Daher suchten nicht nur einzelne Bischöfe, sondern auch ganze Kirchenversammlungen diesem Mißbrauche zu steuern. Die Liebesschwestern wurden im vierten Jahrhunderte in den Koncilien zu Elvira und zu Ancyra verboten **).

Die Aufmerksamkeit der Kirchenpolizey verfiel endlich auch auf die Ehen. Schon sehr frühezeitig hielt man die Heurathen des Christen mit Ungläubigen für unerlaubt; man berief sich deswegen auf Stellen in den Briefen des Apostels Paulus ***). Tertullian dachte eben so †). Erst später machten einige Koncilien über diesen Gegenstand verschiedene Schlüsse. Die Ehen wurden wirklich ein besonderer Gegenstand der Aufsicht des Klerus. Es läßt sich aber nicht historisch gewiß angeben, wann man eigentlich angefangen habe, es für nöthig zu halten, daß die Heurathen mit Wissen der Geistlichkeit, und unter gewissen von der Kirche vorgenommenen Feyerlichkeiten geschehen sollten. Wofern es erwiesen wäre, daß eine Stelle in dem Briefe des Bischofes Ignatius an Polykarp ächt ist, so wäre zugleich auch erwiesen, daß sich die Geistlichkeit schon im ersten Jahrhunderte das Recht einer wesentlich nothwendigen Dazwischenkunft bey den Heurathen zugeeignet habe ††). Allein dieses Zeugniß ist wenigst

*) *Cyprian. Epist.* 6. *al.* 14. *Id. ep.* 62. *Edit. Paris.* 1666 *pag.* 15. 98. & 99.

**) *Concil. Illiberit. c.* 26. *Concil. Ancyran. c.* 19.

***) *Ep. Pauli I. Cor. VI.* 15. & *II. Cor. VI.* 14.

†) *Tertull. contra Marcion. L.* 5. *c.* 7.

††) Πρεπει τοις γαμοσι και ταις γαμουναις μετα γνωμης τω επισκοπω την ενωσιν ποιεισθαι. ινα ὁ γαμος ᾖ κατα τον θεον και μη κατ' επιθυμιαν. *Epist. Ignat. ad Polycarp.* §. 5.

verdächtig. So viel erhellet aber doch aus Tertullian, daß die priesterliche Einsegnung der Verlobten schon zu seiner Zeit bekannt gewesen sey *). In Ansehung der Frage: ob man nach einer rechtmässigen Scheidung zu einer zwoten Ehe schreiten könne, waren die Meynungen der ersten Lehrer getheilt. Origenes läugnete es **); andere aber erlaubten es nach seinem eigenen Geständnisse.

Unter allen Kirchenversamlungen dieser Periode, welche für die Erhaltung guter Sitten und einer zweckmässigen Kirchenzucht sorgten, war keine reichhaltiger an Verordnungen dieser Gattung, als jene zu Elvira (§. 305.) in Spanien. Ein und achtzig Kanonen sind von ihr zuverlässig bekannt, welche alle auf diesen edlen Zweck hinausgehen. Gleich die erstern Kanonen handeln von Leuten, welche nach der Taufe den Göttern noch opferten, ja sogar das Amt eines heidnischen Priesters noch beybehielten. Die erstern durften der Verordnung dieser Synode zufolge nicht einmal in der Stunde des Todes in die Gemeinschaft der Christen wieder aufgenommen werden; die andern nur in dem Falle, wenn sie ihre Schuld nicht durch noch andere Verbrechen vergrössert, und hinlängliche Busse gethan hatten. In den übrigen Kanonen werden verschiedene andere Verbrechen genannt, und für diejenigen, welche sie begangen haben, angemessene Strafen bestimmet. Menschen, welche einen andern ermordeten, Frauen, welche im Zorn ihre Mägde so sehr schlugen, daß sie darüber unter Schmerzen den Geist aufgaben, Leute, welche Hurerey trieben, oder Ehebruch begien-

*) Unde sufficiam ad enarrandam tantam felicitatem matrimonii, quod ecclesia conciliat, & confirmat oblatio, & obsignat benedictio. *Tertull. ad uxor. L. 2. c. 9.*

**) *Origen. Homil. 7. in Matth.*

giengen, oder nach gethaner Busse neuerdings in solche Laster verfielen, Frauen, welche ohne recht. mässige Ursache und förmliche Ehescheidung ihre Männer verliessen, und andere heuratheten, Christen, welche in Städten wohnten, und drey Sonntage nach einander nicht in der Kirche erschienen, Katholiken, welche zu einer ketzerischen Sekte übergegangen, und hernach wieder zur katholischen Kirche zurückgekehrt waren, Christen, welche Götzen in ihren Häusern behielten, Ehebrecherinnen, welche überdies ihr Kind ermordet hatten, Knabenschänder, falsche Zeugen, Spieler, Pasquillanten, Wucherer, diese und noch mehr andere Verbrecher mußten vermöge dieser Kanonen verschiedene, ihren Verbrechen angemessene Strafen ausstehen. Eben so scharf bewies sich diese Synode gegen die Kleriker, wenn sie etwas verbrochen hatten. Wenn Bischöfe, Presbyters oder Diakonen entdeckt wurden, daß sie einen Ehebruch begangen hatten, daß sie Wucher getrieben, oder daß sie fremde Frauenzimmer (Agapeten) bey sich hatten, so hatten sie ihre bestimmte Strafe zu erwarten. Auch von Gott geweihten Jungfern geschieht darinn Meldung, welche sich den Ausschweifungen der Wohllust überliessen. Einige Kanonen enthalten Vorschriften über den Lebenswandel der Kleriker. Bischöfe, Aelteste und Diakonen heißt es darinn, sollen keinen Handel treiben, nicht in den Provinzen herumziehen, die Märkte nicht besuchen, Leute, welche in der Jugend fleischliche Sünden begangen, sollen nicht als Subdiakonen angestellet werden, Bischöfe, Aelteste und Diakonen sollen sich von ihren Gemahlinnen enthalten, Priester sollen für die Ertheilung der Taufe sich nicht bezahlen lassen, Kleriker mit den Juden keine Speise genieſſen, kein ehemaliger Ketzer

soll zum geistlichen Stande befördert werden. Andere Kanonen haben die Aufrechthaltung der Hierarchie zum Zwecke. Vermöge derselben soll ein Gebannter nur von demjenigen Bischof in die Gemeinde wieder aufgenommen werden, der ihn ausgeschlossen hatte. Einen Menschen, welcher auswärts getaufet worden, soll man nicht zum geistlichen Stande befördern, weil man nicht wissen könne, welchen Lebenswandel er zuvor geführt habe; und wenn ein Christ von seinem Bischofe ein schriftliches Zeugniß mit auf die Reise bekommen hatte, daß er zu Hause bisher in der Gemeinschaft und im Frieden mit seiner Kirche gelebt habe, so soll dieses Zeugniß von dem Bischofe des andern Ortes, wohin der Reisende kömmt, vorzüglich aber von dem ersten Bischofe dieser Provinz untersucht werden. Es war nämlich in diesem Zeitraume gewöhnlich, daß man reisenden Christen solche Zeugnisse (litteras communicatorias) zu dem Ende mitgab, damit sie auch in einem auswärtigen Kirchsprengel zum Abendmahle zugelassen wurden. Ferners soll ein Diakon ohne Bischof und Presbyter niemand taufen, doch im Nothfalle soll auch ein Laye die Macht dazu haben; und wer einen Bischof, oder Presbyter, oder Diakon erdichteter Verbrechen wegen anklaget, ohne seine Beschuldigung beweisen zu können, soll auch am Ende seines Lebens nicht zur Gemeinschaft gelassen werden.

Noch andere Kanonen dieser Synode enthalten Verordnungen, welche sich auf besondere Punkte der Kirchenzucht, der gottesdienstlichen Verfassung und Kirchengebräuche beziehen. Das Fasten an den Sonnabenden wurde verworfen, auch das Brennen der Lichter in den Kirchhöfen bey Tage wurde untersagt, damit die Seelen der Heiligen nicht beun-

ruhiget werden. Frauenzimmern wurde es verboten, in den Kirchhöfen zu wachen, weil sie oft unter dem Vorwande des Gebets heimliche Sünden begiengen. Das Koncilium setzte ferners fest, daß in den Kirchen keine Bilder aufgestellet werden sollten, daß man Götzenstürmer nicht in die Zahl der Märtyrer setzen, und den Katechumenen, wenn sie einen erbaulichen Lebenswandel geführt haben, nach zweyen Jahren die Taufe ertheilen soll. Auch auf die Ehen erstreckte sich die Aufmerksamkeit dieser Synode. Sie verbot, den Heiden christliche, und den Ketzern und Juden katholische Mädchen zur Ehe zu geben, erklärte es für unerlaubt, wenn jemand seine Stieftochter heurathete, und bestimmte eine Strafe für diejenigen Aeltern, welche die Treue der Eheverlobnisse brechen würden. Man ersieht hieraus, daß die Kirche sich schon zu dieser Zeit bey der Schliessung der Ehen einen wesentlichen Antheil zueignete, und daß sie schon verbotene Grade und andere Hindernisse der Ehen festsetzte.

Merkwürdig bleibt diese Kirchenversammlung gewiß immer, und zwar in einer doppelten Rücksicht. Man lernet daraus nicht nur, welche Laster damals unter den Spanischen, und vielleicht auch unter den Christen in vielen andern Gegenden geherrschet haben, sondern ihre Kanonen geben uns auch einen Begriff, wie die Kirchenzucht damals beschaffen gewesen, worauf die Kirche vorzüglich gesehen, was sie für Vorschriften ertheilet, was sie verboten, und auf welche Art sie die Uebertretungen der Gesetze bestrafet habe. Denn ein grosser Theil dessen, was die Kanonen des Koncilius zu Elvira enthalten, war ohne Zweifel auch in den meisten übrigen Kirchen theils durch Gewohnheit, theils durch ausdrückliche Verordnungen eingeführt. Ueberdies stellet uns

diese Synode einen sehr wichtigen Unterschied in der Denkungsart zwischen der damaligen und heutigen abendländischen Kirche vor. Was die heutige als nothwendige Uebungen gebietet, oder als löblich empfiehlt — das Fasten an den Sonnabenden, den Gebrauch der Bilder in der Kirche, das Brennen der Lichter an den Gräbern, das hatte die alte Kirche als schädlich oder unzulässig verworfen.

Die Kirchenzucht der ersten Jahrhunderte zielte zwar hauptsächlich auf die Einschränkung einer ungebundenen Freiheit zu handeln. Man suchte das durch Verbrechen zu hindern, und das Christenthum durch eine empfehlenswürdige äussere Verfassung, und durch einen untadelhaften Lebenswandel seiner Mitglieder in guten Ruf zu setzen. Nebenbey aber hatte sie gemeiniglich auch die Wirkung, daß der strenge Ernst, mit welchem sie betrieben wurde, dem Metropolitan einen Vorzug des Ansehens vor dem gemeinen Bischofe, diesem einen Vorzug vor dem gemeinen Priester, und der Klerisey überhaupt einen Vorzug des Ansehens und der Macht vor den Layen verschafte, oder wenigst den Begriffen, die man schon davon hatte, neue Nahrung und Stärke gab. Gelegenheitlich ward also allemale das hierarchische Subordinationssystem mit befördert. Allein der einzige Zweck der Kirchenzucht war weder dieses noch jenes. Ihr Augenmerk war auch auf die Erhaltung der Einigkeit sowohl in der Lehre, als in der gottesdienstlichen Verfassung und in den Ceremonien und Gebräuchen gerichtet. Im Ganzen wurde auch gemeiniglich dieser Zweck glücklich erreicht. Alle rechtgläubige Christen kamen in den Hauptlehren ihrer Religion überein. So sehr sich auch einzelne Lehrer in künstlichen Erklärungen von einander entfernten, so blieb doch die Sache selbst immer

ungetheilt, und alle Kirchen hatten in wesentlichen Dingen einerley Denkungsart. Und lief ja die Lehre hier und da Gefahr, durch grobe Irrthümer entstaltet zu werden, so boten sich die verschiedenen Kirchen sogleich gemeinschaftlich die Hand, um die Gefahr mit vereinigten Kräften zu heben. Eine schloß sich redlich an die andere an; eine erholte sich in wichtigen Fällen bey der andern Raths; eine theilte der andern ihre Entschliessungen und besondern Verfügungen mit; und so erhielten sie sich alle aufrecht durch gegenseitigen Beystand. Eben so verhielt es sich auch mit der gottesdienstlichen Verfassung. Was immer wesentlich zum Gottesdienste gehörte, das war unstreitig in allen Kirchen zu finden, so wie auch die Beobachtung allgemeiner Vorschriften, welche die Disciplin betrafen, überall sichtbar war. Aber in minder wesentlichen Dingen, sie mochten nun die Lehre, oder die Disciplin, oder die gottesdienstliche Verfassung betreffen, in Kirchengebräuchen und Ceremonien, ward eine vollkommene Einigkeit nicht nur nicht überall erzielet, sondern nicht einmal in allen Stücken strenge gefodert. Nicht alle Kirchen hatten ein und dasselbe Symbolum oder Glaubensbekenntniß, wenn sie gleich in der Hauptsache einen und denselben Glauben hatten; nicht alle hatten eben denselben Kanon, oder ein gleiches Verzeichniß der ächten heiligen Schriften; denn manche Gemeinde erkannte dieses oder jenes Stück nicht für ächt, welches in der andern angenommen war. So hatten auch die meisten Kirchen ihre eigenen Liturgien, oder Vorschriften über die kirchlichen Ceremonien, welche oft sehr von einander abwichen. Einige Gemeinden feierten das Pascha, wie wir bereits gehört haben, zu einer andern Zeit, als die abendländischen Kirchen; einige liessen die Ketzertaufe gelten, andere nicht.

Ein vorzüglich wichtiger und nothwendiger Gegenstand, womit sich die Kirchenpolizey beschäftigte, war unstreitig auch die Bestrafung oder vielmehr Besserung derjenigen Christen, welche sich grosser Verbrechen schuldig gemacht hatten. Es ist einleuchtend, daß die besten Vorschriften der Kirche unwirksam und unnütz gewesen wären, wenn sie nicht auch Mittel gehabt hätte, ihnen den nöthigen Nachdruck zu geben, und die Uebertretung derselben zu hindern. Eigentlich waren alle die Stufen von Busse, denen sich ein öffentlicher Sünder unterziehen mußte, keine Strafe im strengen Verstande dieses Wortes; man betrachtete sie gewissermassen nur als eine Genugthuung für das öffentliche Aergerniß, das sie durch ihre Verbrechen gegeben hatten.

Die gewöhnliche Züchtigung, wodurch man diesen Zweck zu erreichen suchte, war die Ausschliessung von der Gemeinschaft. Sie war aber nicht immer von einerley Art. Eigentlich gab es zween Grade derselben. Der erste war derjenige, daß man den Verbrecher von dem Genusse des heiligen Abendmahles ausschloß. Er durfte in diesem Falle zwar die Vorlesungen aus der heiligen Schrift und die Reden des Aeltesten an das Volk mit anhören, durfte mit den übrigen Gläubigen beten, aber es war schon Herabwürdigung genug, gerade an dem wichtigsten Theile des Gottesdienstes, an dem so frohen Brudermahle zum Andenken an den Tod Jesu keinen Theil nehmen zu dürfen. Der zweyte Grad war noch etwas strenger. Verbrecher, welche diese Züchtigung verdienet hatten, wurden unter harten Ausdrücken ganz aus der Kirche gestossen, durften auch den übrigen Theilen des Gottesdienstes nicht beywohnen, und genossen nicht mehr der Rechte und der Vortheile eines Christen. So verhielt es sich

auch in Ansehung der Zeit, auf welche sich diese Strafe erstreckte. Je nachdem die Sünde, die jemand begangen hatte, grösser oder geringer war, war auch die Ausschliessung von längerer oder kürzerer Dauer. Einige blieben fünf, zehn und noch mehr Jahre, andere bis an die Stunde ihres Todes ausgeschlossen; noch andere wurden nicht einmal am Ende ihres Lebens wieder aufgenommen. Am schwersten wurden Todschlag, Ehebruch und Abfall von der christlichen Religion bestrafet. Die gänzliche Ausschliessung traf gemeiniglich auch diejenigen, welche der Ketzerey überwiesen waren, und ihre Meinungen nicht änderten. Alle diese Gattungen der Ausschliessung hiessen der Kirchenbann. Eine Art desselben wurde zuweilen sogar über die Verstorbenen verhängt. Sie bestand darinn, daß die Kirche verbot, für einen solchen Sünder nach seinem Tode während des Gottesdienstes ein Opfer zu bringen, und zu beten *); denn es war damals, wie bereits gezeigt worden, gewöhnlich, daß man für alle Verstorbene ohne Ausnahme in der Kirche betete, und Opfer brachte. Geringer, oder solcher Sünden wegen, welche nicht öffentlich begangen worden, wurde niemand aus der Kirche ausgeschlossen. Nur wenn dadurch die Gemeinde geärgert worden, oder wenn sie beträchtlich und erwiesen war, zog sie diese Strafe nach sich. Der Beklagte mußte nämlich sein Verbrechen entweder selbst eingestanden, oder glaubwürdige Zeugen mußten gegen ihn ausgesagt haben, oder sein Verbrechen mußte wenigst ohnehin allgemein bekannt seyn †). Es gab Sünden, die man nur einmal begangen haben durfte, um sogleich in den Kirchenbann zu verfallen. Dieses geschah näm-

*) *Cyprian. Epist. ad Cler. Furnit.*

†) *Origenes Homil. 24. in Josuam.*

lich, wenn diese oder jene Sünde schon zum voraus unter der Strafe des Bannes verboten war. In andern Fällen hingegen erfolgte die Ausschliessung gewöhnlich nicht ohne vorläufige Warnung. Auch war es nicht Sitte, jemanden ungehört zu verurtheilen.

Das Recht, Mitglieder aus der Kirche zu stossen, hatte anfänglich die ganze Gemeinde. Als hernach die Macht der Bischöfe empor stieg, ward zwar dieses Recht dem Volke nicht sogleich ganz aus den Händen gewunden; die Ausschliessung geschah noch immer gemeinschaftlich; aber der Antheil, den das Volk daran hatte, wurde doch nach und nach geringer. Der Bischof that gemeiniglich den Ausspurch, und das Volk willigte ein Zuweilen wurde der Bann in Kirchenversammlungen ausgesprochen, wenn es Fälle galt, welche eine reifere Berathschlagung erfoderten. Aber es mochte nun entweder ein ganzes Koncilium, oder nur ein einzelner Bischof in Gemeinschaft mit dem Volke einen Sünder mit dem Banne belegt haben, so konnte ihn doch weder dieser, noch jenes, von der Gemeinschaft der ganzen christlichen Gemeinde ausschliessen; eine so weit sich ausdehnende Kraft hatte der Bann an und für sich nicht. Die Ausschliessung schränkte sich allemal nur auf diejenige Kirche oder Gemeinde ein, zu welcher der ausgeschlossene Verbrecher gehörte. Aber die natürliche Billigkeit, und selbst der Vortheil der Religion und der Kirche erfoderte es, daß ein Sünder, den die eine Kirche wegen des Aergernisses, das er gegeben, ausgeschlossen hatte, nicht in der andern willfährig als Bruder erkannt wurde. So oft man daher jemanden von der Gemeinschaft ausschloß, gab man den übrigen Gemeinden davon Nachricht, damit auch diese zu eben

demselben Zweck gemeinschaftlich mitwirken, und ihn als einen Gebannten ansehen möchten. Diese Anstalt verfehlte auch selten ihren Zweck; die meistenmale traten die andern Kirchen dem Urtheile der erstern bey, wofern es gegründet und billig gefunden ward. Dennoch hieng es ganz von der eigenen Einsicht und Freiheit dieser übrigen Gemeinden ab, einen, den seine Kirche einmal ausgeschlossen hatte, als einen Bruder zu erkennen oder nicht. Aus dieser Ursache war es gewissermassen nothwendig, daß man ihnen das Urtheil, das gegen jemanden ergangen war, bekannt machte; aber ihr Beytritt war darum nicht nothwendig. Fanden sie es unrechtmässig, so erfolgte er nicht, und man sah in diesem Falle irgend eine Kirche doch für rechtgläubig an, wenn gleich ein auswärtiger Bischof aus schwachen Gründen oder Uebereilung die Gemeinschaft aufgehoben hatte. Ein merkwürdiges Beyspiel von dieser Wahrheit hatte der Römische Bischof Viktor in der Streitigkeit über das Pascha geliefert. Er hatte den andern Gemeinden davon Nachricht gegeben, daß er einige Asiatische von der Gemeinschaft seiner Kirche ausgeschlossen habe; gleichwohl fand sein Verfahren keinen Beyfall. Viele waren zwar seiner Meinung in Ansehung der Paschafeier; aber in die Aufhebung der Gemeinschaft mit den Asiatischen Kirchen stimmten sie nicht mit ein. So blieb jede Parthey unangefochten im Rufe der Rechtgläubigkeit, und des rechtmässigen Antheiles an der ganzen christlichen Kirche. Beynahe eben dieselbe Begebenheit wurde etwas später bey Gelegenheit der Streitigkeit über die Ketzertaufe fast auf die nämliche Art wiederholet. Diese beyden Begebenheiten lassen uns schon gewissermassen den Anfang von dem Mißbrauche sehen, welcher in der Folge so häufig von dem Banne gemacht wurde.

Wollte einer, der von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen worden, sich je mit ihr versöhnen, und in selbige wieder aufgenommen werden, so mußte er sich einer bestimmten Busse unterwerfen. Es hieng aber wieder ganz von dem Bischofe und der Gemeinde selbst ab, ob und wann sie einen zu dieser Bußübung zulassen wollten. Schon im zweyten Jahrhunderte, da Irenäus lebte, war sie eingeführt. Der Sünder mußte durch Klagen, Thränen und andere Zeichen seine Reue zu erkennen geben, und dieses Betragen vertrat die Stelle eines öffentlichen Bekenntnisses seiner Sünden. Die Schriftsteller des folgenden Jahrhunderts geben uns eine ausführlichere Beschreibung davon. Der Sünder mußte erst sein Verbrechen öffentlich bekennen, mußte durch ein demüthiges Betragen, durch Seufzer, Klagen und Thränen Mitleiden zu erwecken suchen, mußte unaufhörlich zu Gott beten, fasten, Werke der Liebe und Wohlthätigkeit ausüben, und die Aeltesten und Bekenner bitten, daß sie ihm die Aussöhnung mit der Kirche verschaffen möchten.

Erst alsdann, wann sie solche unverdächtige Beweise ihrer Reue abgelegt hatten, wurden sie unter der Auflegung der Hände zur öffentlichen Kirchenbusse zugelassen. Im schmutzigen Anzuge eines Trauernden, in einen Sack gehüllet, und mit Asche bestreuet, mußten sie vor der Kirchenthüre stehen bleiben, und die Vorübergehenden bitten, daß sie um ihre Wiederaufnahme für sie beten möchten. Nach dem Verhältnisse ihrer Verbrechens mußten sie mehr oder weniger Wochen oder Monate in dieser Stellung vor der Kirchenthüre stehen, und man nannte diese Gattung der Büsser die Weinenden. Sie erhielten ihren Platz bey den Katechumenen. Sie durften gegenwärtig seyn, wann die Gemeinde ihre Gesänge

anstimmte, durften die Vorlesungen aus der heiligen Schrift und die Anrede des Aeltesten oder Bischofes anhören, was auch Ketzern, Juden und Heiden erlaubt war. Aus dieser Ursache nannte man sie die Hörenden oder Zuhörer. Sobald aber die Gebete der Gläubigen anfiengen, mußten sich jene, so wie diese entfernen. Nach einer geraumen Zeit wurde ihnen weiter hinein in der Kirche ein Platz angewiesen; da mußten sie knien, weswegen sie auch die Niedergeworfenen hiessen; durften aber zugleich dem Gebete beywohnen, welches die Gemeinde für sie sprach. Der Bischof legte ihnen, so oft sie der Versammlung beywohnten, die Hände auf, und sie mußten durch verschiedene Uebungen unzweifelhafte Proben ihrer Reue und Besserung geben. Hatten sie sich nun so betragen, daß man keinen Grund hatte, an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zu zweifeln, so erhielten sie endlich die Erlaubniß, mit den Gläubigen an einem und demselben Platze in der Kirche zu stehen; sie durften nun zugegen seyn, wann die Gläubigen beteten, die Opfer brachten, und das heilige Abendmahl genossen, und hiermit hatten sie der Gemeinde die gefoderte Genugthuung für das gegebene Aergerniß geleistet. Es ward ihnen bald hierauf erlaubt, das heilige Abendmahl selbst zu geniessen, sie traten in alle Rechte der Christen wieder ein, nahmen an allem Theil, was diesen heilig war, und so war dann ihre Aussöhnung mit der Kirche vollendet.

Diese Busse galt jedoch in ihrer ganzen Strenge nur denjenigen Sündern, welche die Gemeinde durch sehr grosse Verbrechen geärgert hatten. Wer geringere Verbrechen begangen hatte, oder wem die Kirche aus andern Gründen Nachsicht angedeihen ließ, mußte sich nicht eben der ganzen Busse nach allen

eben angegebenen Stufen unterziehen. Sie wurde verkürzt und gemildert. Aber auch, so wie die Ausschliessung selbst, oder so wie die Annahme zur Busse, hieng es wieder von dem gemeinschaftlichen Gutbefinden des Bischofes und der Gemeinde ab, ob man dem Sünder eine härtere oder gelindere Busse auflegen, und ob man ihn früher oder später als ein vollkommenes Mitglied der Kirche wieder ansehen wollte. War auch wirklich die Zeit der Busse durch Gesetze oder besondern Ausspruch zum voraus bestimmet, vor deren Verlaufe der Sünder die Gemeinschaft mit der Kirche nicht sollte erlangen können, so stund es gewöhnlich dem Bischofe und der Gemeinde doch frey, so wie in der Strenge der Busse selbst etwas nachzulassen, so auch den Termin ihrer Dauer zu verkürzen. Diese sanft bessernde Gelindigkeit, deren sich die Kirche zuweilen bediente, war unter dem Namen der Nachlassung bekannt. Erst später wurde in der Römischen Kirche der Begriff derselben verdreht, und in einen Ablaß (indulgentiam) verwandelt, von welchem man behauptete, er habe die Kraft, den Sündern die Nachlassung der Strafe von Gott zu erwecken.

Bis ungefähr in die Zeit des Kaisers Decius waren die öffentlichen Bußübungen immer unter der Leitung des Bischofes vorgenommen worden. Vor ihm, und der Gemeinde, mußten die Sünder ihr Verbrechen öffentlich bekennen, von ihm wurden sie mit Einwilligung derselben als Büsser angenommen; er legte ihnen die Hände auf; er ließ sie zu einer nähern Stufe der Aussöhnung mit der Kirche zu; er sprach sie endlich mit Wissen und Willen der Gemeinde von der Busse los, und nahm sie in die Gemeinde wieder auf. Allein da zur Zeit des Kaisers Decius (§. 249.) sich mit der Menge derjeni-

gen, die vom christlichen Glauben abgefallen waren, auch die Zahl derjenigen ansehnlich vermehrte, welche sich der Kirchenbusse unterziehen mußten, so reichte an manchem Orte der Bischof allein nicht mehr hin, um über alle Büssenden die nöthige Aufsicht zu haben. In einigen Kirchen wurde daher ein besonderer Aeltester für die Büssenden aufgestellet. Seiner Aufsicht und Leitung wurden nun diese übergeben. Anstatt daß sie zuvor ihr Verbrechen vor dem Bischofe und der Gemeinde öffentlich bekannten, mußten sie eben dieses nun vor dem Aeltesten thun; von ihm erhielten sie die Anweisung, wie sie sich künftig zu verhalten hatten; er bestimmte die Busse für sie, und die Dauer derselben; jedoch nicht nach seinem eigenen Belieben, nicht ohne Vollmacht von seinem Bischofe, sondern nach der Vorschrift der Kirchengesetze oder des Herkommens.

In dieser Anstalt haben in der Folge einige den Ursprung der Ohrenbeichte zu finden geglaubt, welche in der Römischen Kirche weit später eingeführt worden ist. Wahr bleibt es immer, daß durch diese neue Einrichtung das öffentliche Bekenntniß der Sünde in ein Privatbekenntniß verwandelt worden. Aber mit der heutigen Ohrenbeichte hatte dieses letztere doch nicht die geringste Aehnlichkeit. Die Verbrecher bekannten ihre Sünde dem Aeltesten nicht in der Absicht, damit er ihnen durch die Lossprechung die Vergebung von Gott verschaffe; man glaubte damals noch nicht, daß die Bischöfe und Aeltesten die Macht hätten, die Sünden im Namen Gottes zu vergeben; man hoffte durch sie nur Vergebung von der Gemeinde zu erlangen, welche durch die Sünde geärgert worden. Nicht alle Sünden heimlich zu bekennen, waren die Christen verbunden, sondern nur solche, wodurch sie ein öffentliches Aer-

gerniß gegeben hatten. Das Bekenntniß anderer Sünden war ihrem eigenen freyen Willen überlassen. Die Bußübung selbst wurde dessen ungeachtet in ihrem ganzen Umfange noch öffentlich vorgenommen, wenn gleich das Bekenntniß nicht mehr öffentlich geschah. Auch machte man sich nicht eben durch dieses Bekenntniß der Empfangung des heiligen Abendmahles würdig, sondern blieb vielmehr nach demselben eine geraume Zeit hindurch davon ausgeschlossen. Die ganze Bußübung zielte nur auf eine Aussöhnung mit der Kirche, nicht auf eine Aussöhnung mit Gott. Freilich konnte sie ohne Zweifel auch zu dieser viel beytragen, in so fern innigliche Bestürzung und Reue über die begangene Sünde, und redlicher Vorsatz sich zu bessern, damit verbunden war. Aber für ein nothwendiges Mittel, sich die Vergebung von Gott zu erwerben, sah man weder die äusserliche Bußübung überhaupt, noch viel weniger das Bekenntniß ins besondere an.

Fünfzehntes Kapitel.

Einfluß der Märtyrer und Bekenner in die Regierung der Kirche, und in die Kirchenzucht. Streitigkeit über die abgefallenen Christen.

So sorgfältig auch die Bischöfe über die Erhaltung einer guten Kirchenzucht wachten, so fieng doch die Strenge derselben gerade um diejenige Zeit an abzunehmen, da sie vermuthlich am nöthigsten gewesen wäre; zur Zeit nämlich, da einige Römische Kaiser dem Christenthum am heftigsten zusetzten, und der häufige Abfall von demselben den standhaften Christen zum Aergerniß, und ihren Feinden, den Heiden zum Frohlocken ward. Gerne wären zwar manche

Bischöfe der alten Verfassung standhaft getreu geblieben, wie sie Herkommen und Kanonen vorschrieben; hätten gern die Verbrecher mit gewöhnlicher Schärfe in Ansehung der Büssung behandelt; allein sie fanden mächtige Hindernisse von aussen. Was man kaum hätte glauben sollen — selbst diejenigen, welche für die christliche Religion Leib und Leben gewagt, und alle Glücksgüter gering geschätzt hatten, die Märtyrer und Konfessoren fiengen an, die alte Kirchenzucht zu untergraben.

Diese Männer hatten sich durch ihren unerschütterten Heldenmuth, mit welchem sie das Christenthum öffentlich vor ihren Verfolgern bekannt hatten, die unbeschränkte Hochachtung aller Christen erworben. Man bedachte nicht, daß sie auch Menschen seyen, fähig menschlicher Schwachheiten, Vorurtheile und Leidenschaften; daß vielleicht mancher aus ihnen mehr aus unüberlegter Hitze und Schwärmerey, als aus wahrer Ueberzeugung sich in die Gefahren der Verfolgung freiwillig gestürzt habe; und daß es diesen Leuten bey allem ihren warmen Eifer fürs Christenthum doch an wahren christlichen Einsichten, an moralisch guter Bildung, an gemässigter Denkungsart und Bescheidenheit fehlen konnte. Ohne auf diesen Umstand irgend eine Rücksicht zu nehmen, war man ihnen mit blinder Ehrfurcht ergeben, verehrte sie gleichsam als Heilige, sah alles, was sie thaten und sprachen, gleichsam für eben so viele Vorschriften und Ausspräche der Gottheit selbst an, und achtete sogar die Worte der Bischöfe nicht mehr, wenn sie mit dem Ausspruche dieser Leute in Widerspruch kamen.

Viele, welche wegen verschiedener Verbrechen eine Kirchenbusse hätten ausstehen sollen, benützten nun diese allgemeine Stimmung, wandten sich an die

Märtyrer und Konfessoren, und suchten es dahin zu bringen, daß ihnen durch die Fürsprache derselben die Kirchenbusse entweder ganz und gar erlassen, oder wenigst gemildert werde. Den meisten gelang es, sich auf diesem Wege der gefürchteten Kirchenbusse zu entziehen. Anfänglich zwar legten die Märtyrer nur Fürbitten für solche Sünder ein; und so lange sie die Grenzen der Bescheidenheit dabey nicht überschritten, konnte man ihre Fürbitten immer als einen Beweis ihrer Menschenliebe und Duldsamkeit gelten lassen. Der Beyspiele waren bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts nur wenige, daß sich Märtyrer und Bekenner zum Besten der Sünder verwandten, und da man eben noch keine üblen Folgen davon befürchtete, so befriedigte man ihre Wünsche nicht ungern *). Als sich aber in der Folge die Anzahl der Sünder, besonders der Abgefallenen häufte, so flößte vermuthlich den Märtyrern und Konfessoren bey dem Bewußtseyn der ausserordentlichen Hochachtung, die sie genossen, die Menge derjenigen, die um ihre Fürsprache baten, mehr Zuversicht zu sich selbst ein, und sie wurden nun ungestümm. Ihre Fürbitten verwandelten sich in ausdrückliches Verlangen, in Machtsprüche, die manchmal einen trotzenden Stolz verriethen. Ja man hat Beyspiele, daß sich einige Märtyrer und Konfessoren ihrem ordentlichen Bischofe mit kühnem Eigensinne förmlich widersetzt haben.

Diese Veränderung zog in Ansehung der Regierung der Kirche sehr üble Folgen nach sich. Das Ansehen der Lehrer und der Vorsteher der Kirche sank desto mehr, je mehr jenes der Märtyrer und Konfessoren empor wuchs Das Volk, das gemeiniglich das Ausserordentliche liebt, und der rechtsmäs-

*) *Dionys. Alexandr. ap. Euseb. Hist. eccles. L. 6. c. 42.*

mäßigen Obrigkeit abgeneigt ist, hielt immer lieber die Parthey der Märtyrer, als jene der Bischöfe; diese waren in der Ausübung ihres Amtes gehindert; sie waren auffer Stand gesetzt, ihre Gemeinde nach dem Herkommen oder nach den Kirchengesetzen zu leiten. Ein Märtyrer oder Konfessor durfte nur das Gegentheil vorschreiben oder behaupten, so mußte der Bischof, wenn er auch die wichtigsten Gründe für sich hatte, zurückstehen. Manche Bekenner hielten die Gegenparthey des Bischofes, weil sie wirklich ihre eigene Meinung für die bessere hielten, einige vielleicht aus Stolz, ganz gewiß aber auch einige, weil sie durch äussere Triebfedern dazu waren gereizt worden. Mancher Christ, manche reiche Christinn, durfte sich nur hinter einen Märtyrer stecken, durfte ihm nur ein reichlichers Allmosen schicken, als der Bischof, dem die Verpflegung dieser Leute oblag, aus der gemeinschaftlichen Armenkasse ihm reichen konnte; sie durften nur den Märtyrer oder Bekenner durch dieses, oder irgend ein anders Mittel gewinnen, wenn sie irgend einen Christen, sey auch sein Verbrechen noch so groß gewesen, von der verdienten Strafe befreyen, oder sonst ein Vorhaben ausführen, oder dem Bischofe, dem sie nicht günstig waren, einen Streich spielen wollten; und sie konnten versichert seyn, daß sie durch dieses Mittel ihren Zweck unfehlbar erreichen würden. Besonders wurde am Anfange des vierten Jahrhunderts eine reiche Dame Lucilla bekannt, welche sich der Märtyrer und Konfessoren zu solchen Absichten zu bedienen suchte, und da sie gehindert ward, endlich das grosse Feuer der Donatischen Streitigkeiten anzündete, welches fürchterlich um sich griff, wovon unten nähere Nachricht erfolgen wird.

Ohne Zweifel gereichte diese Verkehrtheit auch der

Moralität zum grossen Nachtheile. Da den Bischöfen das Auflegen der Busse erschweret, den Sündern die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft dadurch erleichtert ward, so waren nun wenig Beweggründe mehr vorhanden, die sie von schweren Verbrechen abschrecken konnten. Die Hoffnung, sich bald und auf eine leichte Art mit der Kirche wieder aussöhnen zu können, wurde durch häufige Beyspiele so sehr in ihnen gestärket, daß sie leicht über die Furcht zu sündigen siegte. Dieses Uebel riß gleichsam von Tage zu Tag gewaltsamer ein. Besonders machten sich diejenigen, welche vom Glauben abgefallen waren, in der Afrikanischen Kirche, diese Freyheit zu nutzen. Ganze Schaaren solcher Leute drangen mit Empfehlungsschreiben der Märtyrer und Bekenner in die Gemeinde herzu, und verlangten mit Ungestümm die Wiederaufnahme. Manche hatten solche Schreiben nur durch niedrige Kunstgriffe erschlichen, manche sie vielleicht gar mit Geld erkauft; manchen hatten die Märtyrer sie ohne vorher vorgenommene Prüfung der Person, ohne hinlängliche Kenntniß ihres Verbrechens oder Zustandes ertheilet. Einige wiesen Empfehlungsschreiben für sich auf, ohne daß ihre Namen darinn ausgedrückt waren. Dieser Unfug ward zur nämlichen Zeit getrieben, da Cyprian lebte.

Zum Unglücke befand sich dieser für die Religion jederzeit so redlich beeiferte Bischof damals nicht bey seiner Gemeinde. Er lebte verborgen in einem Zufluchtsorte, wohin er sich wegen der Verfolgung gerettet hatte. Sein Klerus aber, welcher bey der Gemeinde geblieben war, besaß die nöthige Klugheit und Mäßigung nicht, um in diesem kritischen Falle so zu verfahren, daß zu gleicher Zeit die Unordnung vermieden, und dem Verfalle der guten

Kirchenzucht vorgebeugt worden wäre. Ohne ihm von dem Vorfalle Nachricht zu geben, oder ihn um sein Urtheil zu fragen, und Verhaltungsbefehle von ihm einzuholen, handelten seine Geistlichen blos nach ihrem eigenen Gutdünken. Sie prüften die Sünder nicht, ob sie die Wiederaufnahme ohne vorhergegangene Busse sogleich verdienten, oder nicht, belehrten sie nicht über die Nothwendigkeit derselben, legten ihnen die Hände nicht auf, liessen sie nicht einmal ein öffentliches Bekenntniß ihrer Sünden ablegen, sondern gedachten ihrer wieder im öffentlichen Kirchengebete, die Gewalt, womit man sie zum Abfalle zwang, mochte nun groß oder geringe gewesen seyn, und liessen sie gleich den übrigen Christen, welche immer standhaft ausgeharret hatten, zum heiligen Abendmahle zu.

Mit Wehmuth sah Cyprian aus der Ferne dem Unfuge zu; eine geraume Zeit unschlüssig, was er nun thun, ob er sogleich mit seiner ganzen Amtsgewalt sich entgegensetzen, oder einer politisch klugen Nachsicht bedienen sollte. Auf der einen Seite schwebte ihm die Gefahr lebhaft vor Augen, welche der Kirchenzucht und dem Christenthume durch ein so gelindes Betragen gegen die Sünder drohte, wodurch sie zur Verläugnung des Glaubens mehr aufgemuntert, als davon abgeschreckt wurden; auf der andern Seite rieth ihm die Furcht vor dem Vorwurfe, er wolle durch standhafte Widersetzlichkeit nur die erlittene Beschimpfung rächen, Bescheidenheit ein. Denn offenbar waren durch das eigenmächtige Betragen der Geistlichkeit seine bischöflichen Rechte gekränket worden. Doch behielt am Ende der Eifer für die gute Sache die Oberhand. Er ließ daher an die Märtyrer und Konfessoren ein Schreiben ergehen, des Innhalts: Er wünsche, sie

möchten sich durch die Beobachtung der übrigen Vorschriften Christi eben so rühmlich auszeichnen, als sie sich durch ihre Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Glaubens hervorgethan hätten. Es sey zu bedauern, daß einige Abgefallene den übereilten Schrit gethan hätten, um Empfehlung bey ihnen anzusuchen; noch weniger aber sey es den Vorstehern der Gemeinde zu vergeben, daß sie weder den Märtyrern vernünftige Gegenvorstellungen gemacht, noch die Abgefallenen besser belehret und zurückgewiesen hätten. Sie, die Märtyrer, hätten selbst die Absicht nicht gehabt, darauf zu dringen, daß die Gefallenen ohne alle Prüfung, und gegen die Kirchengesetze wieder aufgenommen werden sollten. Künftig liege ihnen nichts wichtiger ob, als Behutsamkeit.

Andere Schreiben schickte er zu gleicher Zeit an die Aeltesten und Kirchendiener zu Karthago, und an die Gemeinde. In dem ersten bestrafte er sie ernstlich wegen ihres Betragens; er stellte ihnen vor, welche grosse Sünde die Verläugnung des christlichen Glaubens, und wie nothwendig daher denjenigen, die sich derselben schuldig gemacht haben, die Busse sey, welche sogar bey geringern Verbrechen erfodert werde. Er schloß mit der ernstlichen Drohung, sie würden, wofern sie in ihrem Eigensinne verharrten, endlich selbst eine Zeitlang aus der Kirche gestossen werden. Die Gemeinde warnte er in einem besondern Schreiben vor allen übereilten Handlungen, und schärfte ihr ein, sie sollte sich durch das Beyspiel der Lehrer ja nicht verführen lassen. Uebrigens versprach er, daß die Sache nächstens mit Zuziehung der Gemeinde gründlich untersucht werden sollte.

Um eben diese Zeit, da Cyprian durch diese Briefe

dem Verderben zu steuern suchte, lief auch ein Schreiben des Römischen Klerus an die Lehrer zu Karthago ein. Der bischöfliche Sitz zu Rom war damals durch den Tod des Bischofes Fabians eben erlediget. Die Römischen Aeltesten, denen die neuesten Unruhen zu Karthago nicht unbekannt geblieben waren, entschuldigten in ihrem Schreiben Cyprians Flucht, und ertheilten den Lehrern zu Karthago den Rath, die abgefallenen Christen zur Besserung zu ermahnen, und sie, wenn sie krank würden, und hinlängliche Proben der Reue über ihre Sünde gäben, in die Rechte der Christen wieder einzusetzen. Wirklich brachen auch bald hierauf zu Karthago Krankheiten ein; und da die Abgefallenen mit Ungestümm zudrangen, um die Wiederaufnahme in die Gemeinde zu erhalten, so flößten diese Umstände dem Bischofe Cyprian etwas gelindere Gesinnungen ein. Er ertheilte in besondern Schreiben einem jeden Presbyter, und im Falle der Noth auch einem jeden Diakon die Macht, den Abgefallenen, welche Empfehlungsschreiben von Märtyrern aufwiesen, wenn sie eine gefährliche Krankheit ergriffen hätte, nach dem Bekenntniß ihrer Sünde, das sie erst vor diesen ablegen müßten, die Hände aufzulegen, und mit der Gemeinde wieder vollkommen auszusöhnen. Die andern aber, welche keine Krankheit vorschützen konnten, und sich der Busse unterziehen wollten, ermahnte er indessen zur Geduld. Doch hiermit waren die Unruhen bey weitem noch nicht gehoben.

Unter den Bekennern befand sich Lucianus, ein Mann von grossem Eifer für den Glauben, den er mit unerschütterter Standhaftigkeit während der Verfolgung bekannt hatte. Auch sehr viel Redlichkeit und Güte des Herzens konnte man ihm nicht

abſprechen. Allein bey allen dieſen löblichen Eigenſchaften vertraute er doch zu viel auf ſich ſelbſt, war dreiſt, zudringlich, ungeſtümm, und ſeine natürliche Hitze riß ihn zu unbehutſamen Handlungen, oder unbeſonnenen Foderungen hin, wie dann der Enthuſiaſmus gemeiniglich ein Feind der Ueberlegung und Klugheit iſt. Dieſer Mann warf ſich nun öffentlich zum Sachwalter der Abgefallenen auf. Ohne Prüfung und Wahl gab er einem jeden Gefallenen, der ſich an ihn wandte, ein Empfehlungsſchreiben, ſo daß die Zahl derſelben ungemein hoch hinanſtieg. Einige ertheilte er im Namen des Märtyrers Paulus, da dieſer noch lebte; und nach deſſen Tode unter der Verſicherung, er habe von demſelben noch vor ſeinem Ende den Auftrag dazu erhalten; andere im Namen des Märtyrers Aurelius, welcher nicht ſchreiben konnte. An ihn ſchloſſen ſich die übrigen Bekenner an, und ſie widerſetzten ſich ihrem rechtmäſſigen Biſchofe mit vereinigten Kräften. Lucian ſchrieb dem Cyprian: Er und die übrigen Bekenner hätten diejenigen Büſſer, deren ſpätere Aufführung den Afrikaniſchen Biſchöfen keine Urſache zur Klage gegeben hätte, in die Gemeinſchaft mit der Kirche bereits wieder aufgenommen. Er hoffe, Cyprian werde nicht widerſprechen, ſondern lieber durch ſeine Beyſtimmung die kirchliche Gemeinſchaft mit den heiligen Märtyrern noch ferners beybehalten wollen.

Einige glauben, Lucian ſey durch äuſſere Triebfedern in Bewegung geſetzt worden, und habe ſich durch einige Aelteſte von Karthago, welche bekanntlich über Cyprians Wahl zum Biſchofe mißvergnügt waren, aufhetzen laſſen, ihm entgegen zu arbeiten, und in einem Tone mit ihm zu ſprechen, der von einer offenbaren Drohung begleitet war. Wahr-

scheinlich bleibt diese Meinung immer; dann wirklich hatten schon gleich am Anfange dieser Streitigkeit die Aeltesten alle Hochachtung gegen ihren Bischof aus den Augen gesetzt; aber aus Mangel hinlänglicher Zeugnisse läßt sie sich nicht mit historischer Gewißheit vertheidigen. Es mag aber dieser Umstand, oder Lucians unüberlegte Hitze, ihn zu dieser Widersetzlichkeit verleitet haben; genug, der Ton, der in seinem Schreiben herrschte, war die Sprache eines unverzeihlichen Trotzes. Wäre es jedem aufbrausenden Kopfe, der das Verdienst einer unerschrockenen Standhaftigkeit in Bekennung des Glaubens für sich aufzuweisen hatte, erlaubt gewesen, dem rechtmäßigen Bischofe den Gehorsam aufzukündigen, ihn in der Ausübung seines Amtes zu hindern, oder wohl gar die Gemeinschaft mit ihm aufzuheben, so wäre es ganz gewiß nicht nur um alles Ansehen der Bischöfe, sondern auch um alle Kirchenzucht und Moralität der Christen geschehen gewesen. In der That wirkte auch dieser Trotz des Bekenners Lucian auf die Abgefallenen so schlimm, daß sie nun mit verdoppelter Zudringlichkeit ihre Wiederaufnahme verlangten. Einige waren sogar verwegen genug, dem Cyprian im Namen der Kirche trocken zu melden, sie wären bereits ohne ihn durch den Märtyrer Paulus in die Rechte der Christen wieder eingesetzt worden, und bedürften also seiner Beystimmung nicht mehr.

Wirklich fühlten sich jetzt einige Bischöfe in Afrika nicht stark genug, der Zudringlichkeit zu widerstehen. Gezwungen erkannten sie die Abgefallenen als Brüder. Aber Cyprian, der aus einer solchen Verkehrtheit den Verfall der guten Sitten vorausah, blieb unerschüttert. Sein Muth wuchs gleichsam mit dem Widerstande. Er schrieb an die Aeltesten

zu Karthago, sie sollten den Abtrünnigen einschärfen, daß sie sich indessen ruhig verhalten sollten, bis ihr Betragen, selbst nach dem Verlangen der Bekenner, genauer untersucht worden wäre. Diejenigen Konfessoren, welche unverschämt hochmüthig auf ihre Wiederaufnahme durch den Märtyrer Paulus gepochet hatten, bestrafte er ernstlich in einem andern Schreiben, und erinnerte sie an ihre Pflicht, ihren rechtmässigen Vorgesetzten zu gehorchen. Er erklärte sogar alle diejenigen als Ausgeschlossene von der Gemeinde, welche mit solchen Christen die Gemeinschaft ferners unterhielten. Besonders günstige Aussichten öffneten sich jetzt für Cyprians Sache, da von den Römischen Lehrern und Bekennern Schreiben an die Lehrer und Bekenner zu Karthago und Sicilien einliefen. Cyprian hatte nämlich während dieser Streitigkeit an die gedachten Lehrer geschrieben, theils um ihnen von seinem Betragen in dieser Sache Nachricht zu geben, theils um sie um ihre Meinung und ihren Beystand zu bitten. Sie billigten sein Betragen, und erklärten es für eine unzulässige Handlung, daß die Abtrünnigen ihre Aussöhnung mit der Kirche mit Gewalt durchsetzen wollten. Cyprian ermangelte nicht, Abschriften dieser beyden Briefe ringsherum auszubreiten, und hatte das Vergnügen, sich zu überzeugen, daß sie überall grossen Beyfall erhielten.

Die Wuth der Verfolgung war indessen vertobet; die Christen konnten nun mit mehr Ruhe ihre Angelegenheiten besorgen, und Cyprian begab sich wieder zu seiner Gemeinde. Das erste, was er sich nun zu bewirken bestrebte, war die Wiederherstellung einer gänzlichen Eintracht durch eine Kirchenversammlung. Der Umstand, daß auch die Römischen Lehrer seiner Meinung waren, und der grosse

Beyfall, den ihre Schreiben erhielten, liessen ihn allerdings einen erwünschten Ausgang dieser Streitigkeit hoffen. Selbst die Zänkereyen, die Trunkenheit, und die Ausschweifungen in der Wohllust, denen sich nun in den Zeiten der Ruhe selbst einige Konfessoren zum Aergerniß der übrigen Christen überliessen, mußten für die Abgefallenen und die Gemeinde überhaupt ein belehrender Beweis seyn, daß auch Märtyrer und Konfessoren bey aller ihrer Standhaftigkeit doch nicht allemal wahrhaft tugendhafte Christen seyen. Alles dieses wirkte vortheilhaft für Cyprians Sache. Die Kirchenversammlung ward um Ostern (J. 251.) zu Karthago eröffnet. Auch eine andere Ursache, nämlich die Novatianische Spaltung, hatte sie nöthig gemacht, wovon weiter unten ausführliche Nachricht erfolgen wird.

Um in Betreff der gegenwärtigen Streitigkeit nach richtigen Grundsätzen zu urtheilen, sahen sich die versammelten Bischöfe erst um Stellen aus der heiligen Schrift um, welche in dieser Sache zur Vorschrift dienen konnten. Nach einer redlich müheſamen Untersuchung erfolgte endlich der Schluß. Er fiel so aus, wie man ihn von billigen Männern erwarten konnte. Man machte zwischen den Abgefallenen einen Unterschied, der schon in der Natur der Sache gegründet war. Diejenigen, welche den Glauben nur schriftlich verläugnet, oder sich von der Obrigkeit schriftliche Zeugnisse hatten geben lassen, daß sie keine Christen seyen, wurden sogleich in den vorigen Stand wieder hergestellet. Denjenigen, welche den Götzen geopfert hatten, wurde die Entbindung von der Kirchenbusse in der Stunde des Todes, oder nach der Beschaffenheit des Verbrechens, auch etwas früher versprochen. Denjeni-

gen hingegen, welche hartnäckig sich gar keiner Busse unterziehen wollten wurde die Fähigkeit, die Kirchengemeinschaft zu erlangen, selbst in dem Falle, wenn sie in einer Krankheit selbige verlangen würden, gänzlich abgesprochen. Auch auf gottesdienstliche Personen erstreckten sich die Schlüsse. Wer immer aus ihnen den Glauben auf irgend eine Art verläugnet hatte, dem ward es zwar frey gestellet, Busse zu thun; aber seiner bischöflichen Würde, oder seines Lehramtes, oder seiner Kirchenbedienung, wurde er für immer verlustig erkläret. Diese Schlüsse wurden durch Synodalschreiben der Römischen und mehr andern Gemeinden bekannt gemacht. Der Gegenstand war wichtig genug, um von mehrern Gemeinden in Ueberlegung genommen zu werden. Dieses bewog den Römischen Bischof Kornelius, gleichfalls ein Koncilium zu veranstalten. Auf selbigem wurden die Schlüsse der Kirchenversammlung zu Karthago bestätiget.

Durch alles dieses ward jedoch die Zwietracht noch nicht vollkommen gestillet. Von Zeit zu Zeit erhoben sich noch immer Zweifel und Schwierigkeiten, die aufs Neue einen gewaltsamen Ausbruch befürchten liessen. Cyprian berief daher schon im folgenden Jahre die Bischöfe zu einer zwoten Kirchenversammlung zu Karthago, bey welcher sechs und sechzig Bischöfe erschienen. Eine Frage, welche einige Bischöfe in dieser Versammlung aufwarfen, gab Gelegenheit, daß man jetzt einen in dem vorigen Koncilium gefaßten Schluß wieder zurücknahm. Drey Christen hatten in der vorhergegangenen Verfolgung viele Martern standhaft erduldet. Endlich siegte der zu heftige Schmerz über sie, und sie entsagten dem Glauben. Seitdem verharrten sie in der Busse. Die Bischöfe verlangten nun eine Entschei-

dung, ob sie in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen werden könnten. Da erfolgte ein Schluß, welcher nicht nur diese drey Christen, sondern alle aufrichtige Büsser begünstigte. Man befürchtete, es möchte manchem Christen zum Verderben gereichen, wenn man sie von dem heiligen Abendmahle bis zur Stunde ihres Todes ausschlösse, und verordnete daher, da man ohnehin den Einbruch einer neuen Verfolgung voraussah, daß allen Büssenden die Einsetzung in die vollkommenen Bruderrechte zu Theil werden sollte.

Während daß diese Streitigkeiten die Afrikanische Kirche zerrütteten, hatte Cyprian sein berühmtes Buch von den Gefallenen geschrieben. Seine Absicht war gewesen, diese Christen zu ermuntern, daß sie sich bestreben sollten, sich durch die Busse der Wiederaufnahme in die Gemeinschaft würdig zu machen. Auch gegen diejenigen eiferte er darinn, welche den Abtrünnigen ihre Wiederaufnahme zu sehr erleichterten. Ueberhaupt aber setzte Cyprian sehr vernünftig voraus, der Sünder müsse erst Gott genug gethan, das ist, sich wirklich gebessert haben, ehe die Gemeinde die Genugthuung für das gegebene Aergerniß, die er ihr schuldig ist, von ihm annehmen könne.

Sechszehntes Kapitel.

Spaltung des Novatus und Felicissimus zu Karthago. Novatianische Trennung in der Römischen Gemeinde.

Mit der Streitigkeit über die abgefallenen Christen ist noch eine andere verbunden, welche um eben diese Zeit zu Karthago ausbrach, und in eine förmliche Trennung ausartete. Der erste welcher den Funken der Zwietracht weckte, war Novatus, ein Aeltester zu Karthago. Dieser Mann hatte sich durch seinen schlechten Charakter die Abneigung aller ehrlich denkenden zugezogen, die ihn aus seinen Handlungen näher kannten. Er wußte listig zu schmeicheln und zu hintergehen; scheute keine Mühe, wenn es Geheimnisse auszuforschen gab, um sie wieder verrathen zu können; sein Geiz konnte nie befriediget werden; er war raubsüchtig, stolz, aufgeblasen, ein unruhiger, störrischer Kopf, stets zu Meutereyen und Aufruhr geneigt. Ueberdies hatten ihn die andern Lehrer wegen Ketzerey und heimlichen Unglaubens stets im Verdachte. In dieser abscheulichen Gestalt schildert ihn uns Cyprian, sein erklärter Gegner, der aber schon bey mancher andern Gelegenheit gezeigt hatte, wie sehr er durch die Hilfe einer feurigen Beredsamkeit auch mittelmässige Dinge herauszuheben vermochte. Leider haben wir keine andern Quellen, als seinen Bericht. Dieser ist vielleicht übertrieben; er gründet sich vielleicht auf übertriebene Volkssagen, die sein Feind ohne Prüfung als Wahrheit aufnahm. Allein es wäre unbillig, den Mann, dessen Ehrlichkeit sonst erkannt ist, hier ganz zum Lügner machen zu wollen.

Novatus hatte durch seinen schlechten Lebenswandel den Bischof, der immer mit so vielem Eifer auf gute Sitten drang, auf sich aufmerksam gemacht. Bereits ward eine Untersuchung gegen ihn (J. 250.) veranstaltet. Allein die Verfolgung der Christen, welche unter dem Kaiser Decius einbrach, hinderte sie. Cyprian flüchtete sich an einen entfernten Ort; denn der heidnische Pöbel zu Karthago foderte mit rasendem Ungestümm, man sollte ihn den Löwen vorwerfen, und man suchte ihn bereits auf. Nun verschafte dem erstern die Abwesenheit des Bischofes Gelegenheit, sich wegen dessen, was selbiger mit ihm vorgehabt hatte, entweder zu rächen, oder gegen eine weitere Untersuchung sicher zu stellen, oder wenigst ihm entgegen zu arbeiten. Ohne Wissen Cyprians ernannte er einen neuen Diakon in der Person des Felicissimus. Offenbar war dieses ein Eingriff in die Rechte des Bischofes. Ueberdies war Felicissimus einer Kirchenbedienung nicht würdig, wenn anders das Gemählde, das uns ebenfalls nur sein Gegner, Cyprian, liefert, getreue Wahrheit enthält. Nach diesem waren Geiz und Hang zur Wohllust die Hauptzüge seines Charakters. Er soll sich öfters der Betrügerey und mehrerer Räubereyen schuldig gemacht, die ihm anvertrauten Gelder entwendet, und Hurerey und Ehebruch begangen haben.

Cyprian fühlte den Schimpf, welchen die Verletzung seiner Rechte mit sich führte; dies zeigen seine Handlungen. Er schickte aus seinem Zufluchtsorte zween Bischöfe, Kaldonius und Herkulanus, und zween Aelteste, Regatianus und Numidikus, welche zugleich angesehene Bekenner waren, nach Karthago, mit der Vollmacht, den Armen Allmosen auszutheilen, diejenigen, welche eine Kunst treiben

wollten, gleichfalls mit Gelde zu unterstützen, und um Leute umzusehen, welche zu kirchlichen Aemtern befördert zu werden verdienten. Dadurch fand sich nun Felicissimus in seinen Rechten eben so sehr gekränket, als zuvor Cyprian durch dessen Anstellung in den seinigen; denn unstreitig war bisher die Austheilung des Allmosens unter die armen Christen das ausschließliche Geschäft der Diakonen gewesen. Als daher die gedachten Bischöfe und Aeltesten ihren Auftrag vollziehen wollten, stand Felicissimus öffentlich gegen sie auf, und widersetzte sich ihnen. Er drohte sogar, die Kirchengemeinschaft mit denjenigen aufzuheben, welche dem Bischofe gehorchen würden. Die Abgeordneten säumten nicht, dem Cyprian von diesem unerwarteten Vorfalle Nachricht zu geben, wodurch nicht nur sein, sondern auch ihr eigenes Ansehen litt; und dieser ertheilte ihnen sogleich den Auftrag, den Felicissimus mit dem Kirchenbanne zu belegen, und einem andern, der mit ihm gemeine Sache gemacht hatte, mit gleicher Strafe zu drohen. Die Abgeordneten thaten mehr, als ihnen Cyprian befohlen hatte: sie schlossen noch mehrere von der Gemeinschaft aus, welche sich öffentlich als Anhänger des Felicissimus gezeigt hatten.

Nun brach die Empörung in helle Flammen aus. Schon zuvor waren einige Umstände vorhanden gewesen, welche ein geheimes Mißvergnügen über Cyprian im Stillen ernährten. Diese kamen jetzt dem Partheygeist zu Hilfe. Viele Mitglieder von strengern Grundsätzen mißbilligten es sehr, daß Cyprian aus Furcht vor der Verfolgung seine Gemeinde verlassen hatte. Sie hielten dieses für eine unerlaubte Handlung, oder wenigst für einen Beweis einer tadelswürdigen Schwachheit. Vielleicht ha-

ben Novatus und Felicissimus diese Denkungsart bey einem Theile des Publikums absichtlich genähret, und heimlich die Meinung ausgestreuet, oder unterstützt, Cyprian habe sich durch seine Flucht seiner bischöflichen Rechte selbst verlustig gemacht. Und die Vermuthung ist eben nicht unwahrscheinlich, daß Novatus im Vertrauen auf diesen Grundsatz den Felicissimus eigenmächtig zum Diakon ernannt, und dieser letztere aus eben diesem Grunde den Befehlen Cyrians sich widersetzt habe. Andere waren aus ganz entgegengesetzten Ursachen mit Cyprian unzufrieden. Dieser Bischof hatte während seiner Entfernung strengere Grundsätze geäussert, als einige wünschten, und die zu geschwinde Wiederaufnahme der Abtrünnigen ohne hinlängliche Busse zu hindern gesucht. Natürlich brachte er dadurch nicht nur alle Abgefallenen gegen sich auf, sondern auch alle diejenigen, denen das Bewußtseyn ihrer eigenen Schwachheit eine ähnliche Verläugnung des Glaubens in der Zukunft befürchten ließ. Die Streitigkeit über diesen Punkt wurde lebhaft, wie wir bereits gesehen haben, und mit der Lebhaftigkeit derselben wuchs auch das Mißvergnügen. Vornehmlich ward sie durch fünf karthaginensische Aelteste aufgewecket, die es unmöglich verdauen konnten, daß Cyprian zum Bischofe gewählet worden. Schon damals hatten sie mehrere Christen auf ihre Seite zu ziehen gewußt, welche seitdem die Gegenparthey des Bischofes ausmachten. Da sie nun in Ansehung der Verläugner des Glaubens gelindere Grundsätze befolgten, so konnten sie leicht ihre Parthey durch alle Abgefallenen und durch viele Märtyrer und Bekenner verstärken, welche in dieser Sache wesentlich interessirt waren. Diese Aeltesten erklärten sich nun öffentlich für Felicissimus, und zogen,

was man allerdings erwarten konnte, ihre ganze Parthey auf seine Seite. Auf solche Art entstand eine förmliche Spaltung.

Es ist schwer zu bestimmen, ob auch Novatus einer aus diesen Aeltesten, und welchen Grundsätzen er zugethan war. Sollte man aus seinen spätern Handlungen auf seine ganze Denkungsart schliessen dürfen, so müßte man glauben, er habe ein gelindes Betragen gegen die Verläugner des Glaubens verworfen. Denn sehr bald verließ er die Parthey des Felicissimus, und machte mit Novatianus zu Rom gemeinschaftliche Sache, welcher bekanntlich sehr strenge Grundsätze vertheidigte. Vielleicht wechselte er in seinen Gesinnungen, und bekannte sich jederzeit wenigst äusserlich zu solchen Meynungen, bey denen er von Zeit zu Zeit seine Rechnung fand. Dieses läßt sein Charackter muthmassen, so wie ihn uns Cyprian schildert. Genug, Novatus trennte sich von Felicissimus, und seitdem spielte dieser die Hauptrolle allein.

Eine beträchtliche Anzahl Christen aus der karthaginensischen Gemeinde hatte sich bereits öffentlich mit ihm vereiniget. Die Unordnungen nahmen von Tage zu Tag zu. Die kräftigsten Vorstellungen Cyprians fruchteten nicht. Vielmehr wurde die gegenseitige Erbitterung noch grösser, da dieser seinen Gegnern Ketzerey und solche Handlungen vorwarf, wodurch alles Ansehen, und alle rechtmässige Gewalt der Priester zerstöret werde. Als er hierauf nach dem Ende der Verfolgung wieder nach Karthago zurückkam, wurde die Untersuchung dieses Handels in einer Kirchenversammlung zugleich mit der Untersuchung der Streitigkeit über die Gefallenen vorgenommen. Felicissimus wurde samt den fünf Aeltesten, die seine Sache bisher so mächtig unterstützt

stützt hatten, vorgefodert, und zur Verantwortung gezogen. Da man sie grober Verbrechen, und unter diesen vorzüglich einer verderblichen Nachsicht gegen die Abtrünnigen überführte, so schloß man sie von der Gemeinschaft aus. Ein ähnliches Urtheil ergieng auch wider den Novatus.

Von dieser Zeit an bildete die Parthey des Felicissimus eine eigene Gemeinde. Sie wählte sich sogar einen eigenen Bischof in der Person des Fortunatus, welcher einer aus den fünf Aeltesten war, die an dieser Sache einen so lebhaften Antheil nahmen. Fünf Numidische Bischöfe, Privatus, Felix, Jovinus, Maximus und Repostus weihten ihn ein. Was gemeiniglich jeder neuen Parthei eigen ist, daß sie sich so sehr, als möglich, zu verstärken suchet, das that auch diese. Sie hoffte, viel zu gewinnen, wenn sie den Beyfall der Römischen Kirche erhielte, welche in so grossem Ansehen stund. Felicissimus gieng daher als Abgeordneter seiner Gemeinde nebst einigen andern Mitgliedern nach Rom, und suchte es dahin zu bringen, daß der Römische Bischof Kornelius seine Gemeinde als rechtmässig anerkenne. Und hätte nicht Cyprian sein ganzes Ansehen verwendet, um dieses zu hindern, so würde Kornelius ohne allen Zweifel beygetreten seyn. Denn Kornelius harmonirte in seiner Denkungsart in Ansehung der Abgefallenen mehr mit dem Felicissimus und seiner Parthey, als mit dem Bischofe Cyprian. Doch die Beredsamkeit dieses letztern siegte endlich über den Wankelmuth des Römischen Bischofes.

So weit reichen Cyprians einseitige Nachrichten. Da man die Gegenparthey nicht hören kann, so läßt es sich nicht entscheiden, welche von beyden Partheyen die Grenzen der Billigkeit mehr übers

schritten habe. Cyprian hat indessen schon zum voraus ein Vorurtheil gegen sich. Sein ganzes Bestreben gieng bekanntlich dahin, die bischöfliche Gewalt zu erhöhen. Beynahe kein Bischof hatte noch seine Foderungen in Betreff dieses Gegenstandes so hoch gespannet, wie er. Aus dem Umstande, daß er seine Gegner eigenmächtig mit dem Banne belegte, was doch verfassungsmässig nur mit Einwilligung des Volkes hätte geschehen sollen, erhellen seine Absichten deutlich genug. Vielleicht widersetzte sich die Gegenparthey im Grunde nur diesem kirchlichen Despotismus, ohne die Vorwürfe ganz zu verdienen, welche ihr die katholische Parthey immer gemacht hat. Wie lange sich übrigens diese Trennung erhalten habe, ist nicht bekannt. Vermuthlich hat sie mit Cyprians Tod aufgehört.

Von einer längern Dauer, und von grösserer Wichtigkeit war die Novatianische Spaltung, welche um eben diese Zeit zu Rom ausbrach, und in mehrern abendländischen Kirchen und in Afrika grosse Unruhen verursachte. Zu Rom war der bischöfliche Sitz durch Fabians Tod eben erlediget, und die Gemeinde war im Begriffe, sich einen neuen Vorsteher zu wählen. Damals lebten in der Gemeinde zween Aelteste, Kornelius und Novatianus; beyde waren den Römischen Christen durch rühmliche Eigenschaften bekannt; beyde genossen deswegen die Achtung derselben. Kornelius war eines sanften Temperamentes; menschenfreundlich duldsam, und immer redlich beeifert, Menschen, wenn sie etwas verbrochen hatten, mehr durch gelinde Mittel zu bessern, als durch ein strengers Verfahren muthlos zu machen. Durch ungeheuchelte Frömmigkeit, und durch getreue Erfüllung seiner Pflichten hatte er sich die Zuneigung der Gemeinden erworben. Ohne

daß er aus Ehrgeiz nach höhern Würden strebte, hatten ihn seine Verdienste durch alle Stufen der niedern Kirchenbedienungen zur Würde eines Lehrers emporgehoben. Ein Schriftsteller war er nicht; was man unter seinem Namen aufweiset, ist unterschobene Arbeit, bis auf mehrere Briefe. Zween derselben an Cyprian, und ein Stück des Schreibens an Fabius, Bischof zu Antiochien hat Eusebius aufbehalten; die übrigen sind verloren gegangen.

Novatianus war ehe ein Heide gewesen, und hatte sich schon damals wegen seiner Gelehrsamkeit in einen sehr vortheilhaften Ruf gesetzt. Vornehmlich war er in der Philosophie sehr bewandert. Er wurde hierauf ein Christ, und empfieng die Taufe, weil er eben krank war, im Bette. In der Römischen und einigen andern Gemeinden hielt man zwar die Betttaufe (Baptismum clinicorum) nicht für ganz vollkommen, weil sie nicht durch vollkommenes Untertauchen geschah. Auch hielt man einen Christen, welcher auf solche Art getaufet worden, für unfähig, kirchliche Aemter zu bekleiden. Allein der Römische Bischof, der ihm das Amt eines Aeltesten übertrug, glaubte hier eine Ausnahme machen zu dürfen, und machte sie wirklich; doch nicht ohne Einwilligung des übrigen Römischen Klerus, welcher anfänglich Einwendungen machte, aber endlich seinen Vorstellungen nachgab. Novatianus ward also Presbyter. Als Christ hatte er verschiedene Schriften verfertiget, wovon aber wenig oder nichts bis zu unsern Zeiten gekommen ist. Die Schriften vom Pascha, vom Priester, vom Gebete, und mehr andere sind nicht mehr vorhanden; die noch vorhandene Abhandlung über die Beschneidung ist sicher die Arbeit eines andern; ob er der Verfasser einer

Schrift von den jüdischen Speisen sey, ist ungewiß; am wahrscheinlichsten wird ihm die Schrift von der Glaubensregel, oder von der Dreyeinigkeit beygelegt. Er hat darinn Tertullians Erklärungen über diesen Gegenstand in einem Auszuge zusammengestellet. Von ihm rühret auch ein Schreiben her, welches die Römische Klerisey an Cyprian in der Streitsache über die Abgefallenen erlassen hatte.

Aus diesem Schreiben ersieht man, daß Novatian in Rücksicht auf die Abgefallenen damals eine sehr gemässigte Denkungsart hatte, wofern er darinn seine eigenen, und nicht etwa vielmehr die Gesinnungen der Römischen Geistlichkeit überhaupt ausdrückte, in deren Namen er schrieb. Ist das wirklich seine Gesinnuug gewesen, so hat er sie unstreitig in der Folge geändert. Er nahm äusserst strenge Grundsätze an, und behauptete gegen Kornelius, man müsse die Abtrünnigen zur Gemeinschaft der Kirche ewig nicht wieder zulassen. Auf eben diese Verschiedenheit der Meynungen zwischen ihm und Kornelius gründete sich die Spaltung, welche er hierauf anrichtete. Dieser letztere legte ihm Furcht vor dem Tode zur Zeit der Verfolgung, und Wankelmuth im christlichen Glauben zur Last. Nach seiner Versicherung soll er sich bey dieser Gelegenheit in sein Zimmer verschlossen, und, als ihn die Kirchendiener auffoderten, herauszugehen, und den nothleidenden Brüdern zu Hilfe zu kommen, voll Unwillens sich geweigert, und geantwortet haben, er wolle nicht mehr Aeltester seyn, sondern sich einer andern Philosophie ergeben. Aber freylich darf man, wenn man von dieser Thatsache liefet, nicht vergessen, daß derjenige, der sie erzählet, Novatians Nebenbuhler und Feind war. Ausserdem wuß-

ten ihm selbst seine Feinde weder eine Ketzerey, noch ein Laster vorzuwerfen; und bey den wenigen Nachrichten, die von ihm übrig sind, läßt sich eben nicht vieles von seinem Charackter bemerken, ausser einem schwermüthigen, mürrischen, unbiegsamen und asketisch unfreundlichen Wesen. Dieses war vielleicht die Quelle seiner strengern Grundsätze in Ansehung der Abgefallenen, und seiner Abneigung in der Verfolgung seinen Brüdern beyzustehen, weswegen ihn Kornelius tadelte.

Die Aufmerksamkeit der Römischen Christen war vorzüglich auf diese zween Männer, auf Kornelius und Novatianus gerichtet, als sie im Begriffe waren, einen neuen Bischof zu wählen. Jeder von diesen beyden hatte sowohl unter der Geistlichkeit, als unter dem Volke seine Freunde und Anhänger. Diejenigen, welchen die gar zu grosse Strenge der Kirchenbusse, und die ewige Ausschliessung der Abtrünnigen aus der Gemeinde mißfiel, wünschten sich den nachgiebigern Kornelius zum Bischofe; die Parthey der Eiferer hingegen war dem Novatian zugethan. Dieser letztere hatte jedoch keine ehrgeizigen Absichten. Er schwur, wie selbst sein Gegner versicherte, er verlange die bischöfliche Würde nicht.

So waren die Gemüther gestimmet, als man zur Wahl schritt. Die Parthey derjenigen, welche gelindere Grundsätze vorzogen, war stärker. Durch die Mehrheit der Stimmen wurde daher Kornelius wider seinen Willen, wie er selbst versichert, zum Römischen Bischof erwählet. Was sich zum voraus erwarten ließ; diese Wahl erregte die Unzufriedenheit aller derjenigen, welche dem Kornelius ihre Stimmen nicht gegeben hatten. Nicht als hätten sie ihm diese Würde mißgönnet, sondern weil es ihnen ein Unrecht zu seyn schien, daß ein Mann das Amt ei-

nes Bischofes versehe, welcher sich gegen die Abgefallenen so gelinde bezeigte, gaben sie sogleich ihr Mißvergnügen laut an den Tag. An ihrer Spitze befand sich Novatianus; mit ihm hatten mehrere Aelteste, und mehrere angesehene Bekenner eine gleiche Gesinnung. Diesen letztern hatte ohnehin das Bewußtseyn ihrer eigenen Standhaftigkeit, Verachtung ihrer schwächern Mitbrüder, und eine gewisse Hartherzigkeit gegen sie eingeflößt. Denn je mehr der Mensch sich selbst mit grossen Vorzügen begabt fühlet, desto mehr ist er geneigt, auch an andern grosse Foderungen zu thun. Wahrscheinlich haben alle diese sich sogleich von Kornelius getrennet, ohne noch zur Zeit eine eigene, mit einem Bischofe versehene Gemeinde zu bilden.

Um eben diese Zeit kam Novatus aus Karthago nach Rom, und nahm an diesen Händeln einen lebhaften Antheil. Er schlug sich sogleich zu Novatians Parthey; denn es war ihm vermuthlich schon zum voraus bekannt, daß Cyprian, sein Feind, heimlich des Kornelius Sache begünstige. Oeffentlich aber hatte sich Cyprian und seine Kirche für den Kornelius aus weiser Vorsicht noch nicht erkläret. Dieser hatte ihm zwar von seiner Erhebung zur bischöflichen Würde Nachricht gegeben. Allein es war zu Karthago und im übrigen Afrika auch schon bekannt, daß zu Rom eine Unzufriedenheit herrsche, und Kornelius nicht mit allgemeinem Beyfalle als Bischof anerkannt werde. Behutsam sandte man also erst zween Abgeordnete, die Afrikanischen Bischöfe Kaledonius und Fortunatus nach Rom, damit sie genauere Kenntniß einholen sollten, ehe man es wagte, sich öffentlich für ihn zu erklären. Die Briefe, die man ihnen mitgab, waren nicht an Kornelius, sondern an die Römische Geistlichkeit über-

haupt, und an diejenigen fremden Bischöfe gerichtet, welche der Wahl beygewohnet hatten.

Die Gesandten vollzogen den Auftrag in kurzer Zeit, und brachten ihrer Gemeinde die Nachricht zurück, die Wahl des Kornelius sey vollkommen rechtmässig durch die Mehrheit der Stimmen geschehen. Eben dieses versichern Stephanus und Pompejus, welche die dem Kornelius ergebene Gemeinde zu Rom als Abgeordnete nach Karthago sogleich nachgeschickt hatte. Kornelius wird hierauf ohne Widerrede von der karthaginensischen Kirche als rechtmässiger Römischer Bischof erkannt. Cyprian erläßt auch sogleich Schreiben an alle zu seiner Provinz gehörigen Kirchen mit der Nachricht, daß man des Kornelius Wahl als rechtmässig erkenne. Eine ganz andere Wendung aber nahm die Sache zu Rom.

Novatus hatte seiner ganzen Thätigkeit aufgeboten, so viele Menschen, als er konnte, zu bereden, Kornelius sey kein rechtmässiger Bischof. In der That wirkte seine Beredsamkeit so kräftig auf die Gemüther, daß viele, welche zuvor entweder dem Kornelius günstig, oder wenigst unschlüssig waren, zu welcher Parthey sie sich bekennen sollten, nun öffentlich dem Novatian beytraten. Ja er brachte sie sogar dahin, daß sie sich entschlossen, selbigen zu ihrem eigenen Bischofe zu wählen. Novatian wollte zwar lange von diesem Vorschlage nichts hören; der Mann war vermuthlich eines so schwermüthigen Temperaments, um gierig nach hohen Ehrenstellen zu streben. Als aber Novatus, und ein gewisser Evaristus an der Spitze ihrer Parthey nicht nachliessen, in ihn zu dringen, gab er endlich den ungestümmen Vorstellungen nach. Seine Parthey ernannte ihn zu ihrem Bischofe. Drey Bischöfe aus

kleinen Italiänischen Städten wurden berufen, ihn durch Auflegung der Hände zu diesem Amte förmlich einzuweihen. Kornelius, sein Gegner, versicherte, man habe diese drey Bischöfe, welche ohnehin wegen ihres rohen, bäurischen Wesens, und wegen ihrer Einfalt keine Aufmerksamkeit verdienten, unter verschiedenen falschen Vorspiegelungen nach Rom gelocket; dort habe man sie eingeschlossen, bezechet, und mit Gewalt genöthiget, ihn zum Bischofe zu weihen. Einer aus ihnen habe in der Folge seine Handlung bereuet, habe die Gemeinde um Vergebung gebeten, und sey zur Kommunion der Layen zugelassen worden. An die Stelle der beyden übrigen habe Kornelius zween andere Bischöfe geweihet, und ihnen die bestimmten bischöflichen Sitze angewiesen. Man erräth ohne Schwierigkeit, daß an dieser Erzählung ein aufgebrachtes Gemüth einen grössern Antheil hatte, als die Liebe zur Wahrheit. So viel mag indessen wohl richtig seyn, daß die drey Bischöfe eben nicht die vernünftigsten Männer gewesen, und daß sie dadurch verleitet worden seyen, dem Novatianus die Hände aufzulegen.

Die erste Sorge der Novatianischen Parthey war es nun, es dahinzubringen, daß Novatianus auch von andern Gemeinden als rechtmässiger Bischof erkannt werde. Er selbst suchte sich jetzt, weil er nun einmal, wiewohl wider seinen Willen, ernannt worden war, in dieser Würde zu behaupten. Er und die Seinigen schickten daher Briefe an viele christliche Gemeinden in dieser Absicht. Nach Karthago wurden zweymal Gesandte abgeordnet. Allein sie wurden von Cyprian und seiner Parthey nicht angehört. Vergebens, sagt Cyprian, wären sie mit Lästerungen aufgezogen gekommen, und hät-

ten verlanget, man sollte die Verbrechen des Kornelius untersuchen, welche sie erweisen wollten. Dennoch, setzet dieser Bischof hinzu, sey es ihnen gelungen, sich zu Karthago eine Parthey zu machen; sie seyen von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus herumgeschlichen, um die Leute auf Novatians Seite zu ziehen. An einem andern Orte berichtet Cyprian, man habe von den Briefen, welche sowohl Kornelius als Novatianus nach Karthago geschickt hatten, nur die Schreiben des Kornelius der Gemeinde öffentlich vorgelesen, die Briefe des Novatian aber absichtlich unterdrückt. Freylich mag Behutsamkeit und der Wunsch, den Anhang Novatians nicht zu verstärken, den Cyprian zu diesem Schritte verleitet haben. Er benahm aber auch dadurch seiner Gemeinde das Mittel, auch die Gegenparthey zu hören, die Sache der beyden Nebenbuhler mit einander zu vergleichen, und darüber selbst ein Urtheil zu fällen. Beynahe zeuget diese Thatsache von einem unredlichen Vorsatze Cyprians, die Sache absichtlich zum Vortheile desjenigen zu drehen, den er einmal zu unterstützen beschlossen hatte, und, ohne das Volk verfassungsmässig einen wesentlichen Antheil nehmen zu lassen, despotisch selbst zu entscheiden. Gleichwohl fielen dem Novatian viele Christen nicht nur im Römischen Afrika, sondern auch sogar zu Karthago bey. Auch in Gallien und Asien erkannten ihn mehrere als rechtmässigen Bischof.

Kornelius hatte indessen die oben angeführte Kirchenversammlung gehalten, worinn die Streitsache über die Abgefallenen untersuchet, und Cyprians Meynung gebilliget wurde. Auch Novatianus erschien bey derselben, und widersprach. Da aber alle übrigen anwesenden Bischöfe dem Kornelius beystimmten, so wurde Novatian mit allen seinen An-

hängern in den Bann gethan. Dieser Vorfall war für den Novatian von nachtheiligen Folgen. Viele, welche sich ehe zu seiner Parthey bekannt hatten, fiengen jetzt an zu wanken; viele trennten sich sogleich von ihm, und vereinigten sich mit Kornelius. Unter diesen befanden sich besonders einige angesehene Bekenner. Denn nur gar zu gern lassen sich die Menschen von dem Strome hinreissen, und folgen eigennützig derjenigen Parthey, welche sie in dem Augenblicke als die zahlreichere und mächtigere erkennen. Auch hatten Kornelius und Cyprian nicht unterlassen, seine Gemeinde mündlich und schriftlich mit schwarzen Farben zu schildern, und durch verschiedene Vorstellungen und Kunstgriffe versucht, seine Anhänger von ihm abwendig zu machen. Bey dieser Gelegenheit soll Novatian, wie wenigst seine Gegner versichern, seine Leute, da er ihnen das Abendmahl reichte, bey der Hand ergriffen, und genöthiget haben, ihm zu schwören, daß sie ihn nie verlassen, und die entgegengesetzte Parthey ergreifen wollten.

Man hat keine hinlänglich glaubwürdigen Nachrichten, woraus man beurtheilen könnte, in wie weit die Novatianische Parthey in diesem Handel Anstand und Billigkeit aus den Augen gesetzt habe. Die Gegenparthey aber gab durch ihre eigenen Nachrichten einen Beweis, daß sie sich einer Heftigkeit überlassen habe, welche Kirchenvorstehern nicht zur Ehre gereichet. Novatian hielt unstreitig des Kornelius gelinde Denkungsart für einen höchstschädlichen Irrthum. Daß er nun über seine Wahl mißvergnügt gewesen, ist ganz gewiß seiner entgegengesetzten Ueberzeugung zuzuschreiben, und daß er Bedenken getragen, mit einem solchen Manne in Gemeinschaft zu leben, ist wohl keine so boshafte

Handlung, daß man ihn deswegen mit Cyprian einen Abtrünnigen von der Kirche, einen Lehrer des Stolzes, einen Verfälscher der Wahrheit nennen sollte. Kornelius scheinet im Gegentheile wirklich in seiner Gelindigkeit zu weit gegangen zu seyn. Eine vorzügliche Gelegenheit, ihm dieses vorzuwerfen, gab er der Gegenparthey, da er schon Bischof war, durch die geschwinde Wiederaufnahme des Trophimus. Dieser ehe ein Lehrer der Christen, hatte den Götzen geräuchert, und dadurch viele andere zum Abfalle verführt. Kornelius hatte ihn zwar zur Kirchenbusse verurtheilet, aber in kurzer Zeit als einen Layen wieder angenommen. Unstreitig hat dadurch dieser Bischof gegen die gewöhnliche Kirchenverfassung gehandelt. Cyprian schloß aus Novatians Strenge, mit welcher er den Abtrünnigen zwar nicht die Kirchenbusse, aber die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft versagte, er spreche ihnen die Hoffnung der ewigen Seligkeit ab; allein das war wohl gewiß seine Gesinnung nicht. In seinen Schreiben, die er an alle christliche Gemeinden erließ, sagte er vielmehr ausdrücklich, man müsse die Abgefallenen zwar zur Busse ermahnen, die Vergebung ihrer Sünde aber Gott allein überlassen *). Dieser allein habe die Macht, sie zu ertheilen. Unstreitig dachte er hierinn vernünftiger, als seine Gegner. Er glaubte nämlich, die Vergebung der Sünden, welche die Kirche ertheilet, sey allein zur Seligkeit nicht hinlänglich, und eben darum nicht schlechterdings dazu nothwendig. Cyprian baute seine Beschuldigung auf den Satz, niemand könne selig werden, der ausserhalb der wahren Kirche lebt. Novatian hingegen bestimmte diesen Satz anders, und behauptete, niemand kön-

*) *Socrat. Histor. eccles. L. 4. c. 28.*

ne ausserhalb der wahren Religion die Seligkeit erlangen. Er betrachtete Kirche und Religion als zwey verschiedene Dinge, da sie im Gegentheile die katholische Parthey miteinander vermengte. Diesem Grundsatze zu Folge, und da allerdings das wesentliche Mittel, die göttliche Vergebung zu erlangen, die aufrichtige Reue und innere Besserung des Sünders ist, nahm er dann an, daß diese göttliche Vergebung sehr wohl erfolgen könne, ohne daß die kirchliche Vergebung vorhergegangen, so wie im Gegentheile die Kirche eine Sünde bereits kann vergeben haben, ohne daß sie darum auch von Gott vergeben ist.

In diesem Stücke hatte er nun die katholische Parthey freylich zum Gegner, welche um diese Zeit die göttliche Vergebung der Sünden mit der kirchlichen sich so innigst verbunden dachte, daß sie glaubte, niemand könne die Frucht derselben, die Seligkeit, erlangen, der nicht ein Mitglied der christlichen Kirche auf Erde, und, wenn er wegen eines Verbrechens davon ausgeschlossen worden, durch die kirchliche Vergebung in dieselbe wieder aufgenommen worden sey. Novatian entfernte sich auch darinn von der herrschenden Denkungsart, daß er der Kirche die Gewalt, solche Sünden zu vergeben, welche in der heiligen Schrift mit der Verdammniß bedrohet worden, schlechterdings absprach. Dessen ungeachtet kann man ihm nicht den Namen eines Kezers beylegen; denn er läugnete und verfälschte keine Wahrheit, welche nothwendig zum christlichen Glauben gehöret. Cyprian selbst gab es zu, daß der Hauptlehrsatz Novatians, die Verläugner des Glaubens seyen zur Gemeinschaft mit der Kirche nicht wieder zuzulassen, von vielen ältern Kirchenvätern angenommen, und ihnen nicht zur Last gelegt wor-

den. Man kann daher den Novitian, dessen Hauptfrage nichts anders als einen Gegenstand der Kirchenzucht betraf, nur als einen Schismatiker betrachten, welcher die Gegenparthey verließ, weil er sich in Beantwortung derselben mit ihr nicht vereinigen konnte.

Da Novatian im Grunde seine eigene Parthey für die wahre Kirche hielt, so taufte er alle diejenigen wieder, welche von der rechtgläubigen Kirche zu der Seinigen übertraten. Offenbar ahmte er dadurch das Beyspiel vieler Afrikanischen und Asiatischen Kirchen nach, welche sich durch ihre Standhaftigkeit in der bekannten Streitigkeit über diesen Punkt so merkwürdig gemacht hatten. Ausser dieser Ceremonie und seinen Grundsätzen von der Vergebung der Sünden hatte er nichts Eigenes. Etwas weiter sind seine Anhänger gegangen. Zum Zeichen, daß ihre Parthey durch die Wiederaufnahme grober Sünder sich nicht entehre, nannten sie sich die Reinen. Hatte ihr Anführer die ewige Ausschliessung aus der Gemeinschaft blos für die Abgefallenen bestimmet, so dehnten jetzt seine Nachfolger dieses Urtheil auch auf diejenigen aus, welche andere grobe Verbrechen, besonders Mordthat und Ehebruch begangen hatten. Einige aus ihnen verwarfen auch die zwote Ehe. Dieses thaten aber nur diejenigen, welche sich in Phrygien festgesetzt hatten. Daß die Novatianer die nach der Taufe gewöhnliche Salbung unterliessen, versicherte Theodoretus; er ist aber auch der einzige Schriftsteller, welcher diese Nachricht mittheilte. Im übrigen unterscheiden sich die Novatianer in ihrer gottesdienstlichen und hierarchischen Verfassung von den Katholicken nicht im geringsten. Sie hatten ihre Bischöfe, Aelteste, Diakonen, die übrigen Kirchenbedienungen, Landbischöfe, und in

der Folge sogar Mönche. Ihre Angelegenheiten besorgten sie ebenfalls in Kirchenversammlungen, wovon aber keine aus diesem Zeitraume bekannt ist. Sie feyerten eben dieselben Feste, welche die Katholicken begiengen, und ihre Verwaltung der Sakramente wurde auch von den meisten für gültig erkanut.

Ihre vornehmsten Gemeinden bestunden zu Rom, zu Konstantinopel, Nice, Nikodemien, Kotiäus in Phrygien, zu Cyzikum in Bithynien und Pontus, in Afrika, Mauritanien, zu Karthago, zu Alexandrien, in Scythien, Gallien und Spanien. Zu Rom war die Gemeinde sehr zahlreich, wiewohl man sich ihnen dort überaus heftig entgegen setzte. Sie hatten dort mehrere Kirchen und einen eigenen Bischof. Auch zu Karthago befand sich ein Novatianischer Bischof, obwohl sich Cyprian so geschäftig bewies, diese Parthey zu unterdrücken. Der Bischof Fabius von Antiochien war anfänglich ebenfalls dem Novatian sehr geneigt. Und hätten sich nicht Kornelius von Rom und Dionysius von Alexandrien so viele Mühe gegeben, ihn auf andere Gedanken zu bringen, so würde er ihm ohne Zweifel förmlich beygetreten seyn. Dessen ungeachtet bildete sich zu Antiochien eine Parthey, welche dem Novatianus ergeben war. Sie muß viel Aufsehen erregt haben; denn man veranstaltete bereits eine Kirchenversammlung in dieser Angelegenheit zu Antiochien; es ist aber ungewiß, ob sie wirklich zu Stand gekommen sey. Erst nach Kornelii Tode waren die meisten Novatianer dieser Gegend zur katholischen Kirche wieder zurückgetreten. In den meisten übrigen Gegenden aber erhielten sie sich, und noch gegen das Ende des fünften Jahrhunderts war die Parthey nicht ganz erloschen.

Es hatte indessen nie an wichtigen Gegnern gefehlet, die sich ihr durch Wort und That widersetzt hatten. Ausser der oben angeführten Kirchenversammlung zu Rom ward auch eine zu Karthago gehalten, worauf die Novatianer mit dem Banne belegt wurden. Einzelne Bischöfe suchten ihnen gleichfalls Abbruch zu thun. Kornelius und Cyprian waren an ihrer Spitze. Dionysius von Alexandrien, welcher anfänglich sehr duldend von ihnen geurtheilet hatte, änderte in der Folge seine Sprache, und verwarf die Novatianische Lehre in sehr harten Ausdrücken. Vermuthlich haben die heftigen Vorstellungen des Kornelius und Cyprian seine sonst so gemässigte Denkungsart umgestimmet. Bald nach dem Ausbruche der Spaltung hatte auch ein Ungenannter ein Buch wider den Novatian geschrieben, welches man in der Folge dem Cyprian fälschlich beylegte. Einige Jahre später verfertigte Rheticius, Bischof zu Autun in Gallien ein grosses Werk gegen die Novatianer, welches aber verloren gegangen. Mehr andere, welche diese Parthey in eigenen Schriften bestritten, gehören in den folgenden Zeitraum.

Siebenzehntes Kapitel.

Trennung des Meletius in Aegypten. Kirchengesetze des Bischofes Petrus von Alexandrien. Anfang der Donatistischen Händel. Kirchenversammlungen zu Ancyra und Neu-Cäsarea.

Die grausame, aber auch die letzte Verfolgung der Christen, welche bald hierauf (J. 303.) unter dem Kaiser Diokletian ausbrach, gab gleichfalls zu zwoen Spaltungen von einer ähnlichen Art Anlaß,

nämlich zur Meletianischen und Donatistischen. Anfänglich verrieth zwar dieser Kaiser, welcher seine Länder unter drey Mitregenten getheilet hatte, und die Regierung gemeinschaftlich mit ihnen führte, nicht den geringsten Haß gegen die Christen. Sie übten ihre Religion öffentlich und ungestört aus, hatten nun schon öffentliche und ansehnliche Gebäude zum Gottesdienste, und viele aus ihnen bekleideten sogar wichtige Hofämter. Aber einer der Mitregenten Diokletians, Galerius, ein erklärter Feind derselben drang so lange in ihn, bis er ihn endlich bewog, sie zu verfolgen. Die übrigen Heiden an seinem Hofe, welche die Christen um ihre Ruhe und ihren Wohlstand beneideten, trugen ohne Zweifel ebenfalls sehr viel dazu bey.

Einige Schriftsteller sprechen zwar von einer Verfolgung, welche schon vor dem Ende des dritten Jahrhunderts über die Christen ergangen seyn soll. Allein sie war weder heftig, noch von einiger Dauer. Einigen heidnischen Wahrsagern waren ihre Versuche mißlungen; sie schoben daher die Schuld auf die anwesenden Christen. Dieser Umstand, oder vielmehr die Zudringlichkeit der Wahrsager, bewog den Kaiser, zu verordnen, daß alle Hofbediente und Soldaten, welche Christen wären, durch Schläge gezwungen werden sollten, zu opfern. Einige Soldaten sollen nun bey dieser Gelegenheit ihr Leben verloren haben. Eine andere Erzählung von einer frühern Verfolgung unter diesem Kaiser ist unstreitig falsch. Maximianus, sagt man, einer der Mitregenten des Kaisers, habe die thebäische Legion, die aus sechstausend sechshundert Mann, lauter Christen bestund, aus den Morgenländern abgeordnet, die Christen in den Abendländern zu verfolgen. Mitten auf dem Marsche, in der Ebene

von

von Acaunum hätten sie sich nun geweigert, ihren Auftrag zu vollziehen. Die ganze Legion, deren Befehlshaber Mauritius war, sey hierauf einem Befehle des Kaisers zufolge ermordet worden. Kein einziger gleichzeitiger Geschichtschreiber thut von dieser Begebenheit eine Meldung. Erst im fünften Jahrhunderte verbreitete sich die Nachricht davon durch unächte Schriften; und selbst die innern Umstände, daß sich der Kaiser einer christlichen Legion sollte bedienet haben, um Christen auszurotten, und daß er eine ganze Legion habe niederhauen lassen, weisen dieser Begebenheit wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit einen Platz unter den Fabeln an. So viel versichert Theodoret, daß der Kaiser einen Tribun oder Obersten Mauritius mit siebenzig Soldaten zu Apamea in Syrien um des Christenthums willen habe hinrichten lassen, und hieraus mag vielleicht die erweiterte Geschichte entstanden seyn.

Mit weit mehr Zuverlässigkeit, ja mit vollkommen historischer Gewißheit kann man behaupten, daß die Verfolgung unter diesem Kaiser erst am Anfange des vierten Jahrhunderts, nämlich im J. 303. ausgebrochen sey. Galerius beredete ihn dazu mit vieler Mühe. Ein Brand, der bald hierauf im kaiserlichen Pallast ausbrach, und welchen man den Christen Schuld gab; der unverzeihliche Trotz, mit welchem ein Christ in Nikomedien, der selbst ein öffentliches Amt bekleidete, den gedachten Befehl des Kaisers in Stücken zerriß, und eine Empörung, die um diese Zeit in Armenien und Syrien entstand, gaben seinen Vorstellungen noch mehr Nachdruck. Eine Menge Christen im ganzen Römischen Reiche hatten in dieser Verfolgung ihr Leben eingebüßt, eine Menge waren in Gefängnisse gesteckt worden, und hatten die härtesten Leibes-

strafen erduldet. Die Standhaftigkeit vieler Christen aber erlag unter den Martern, und sie lieferten der heidnischen Obrigkeit ihre heiligen Schriften aus. Denn eigentlich war es nicht so fast darauf angesehen, sie zu tödten, als vielmehr zum Abfalle zu zwingen.

Die Verfolgung hatte auch den Meletius, Bischof zu Lykopolis in Aegypten nebst mehrern Lehrern getroffen, und sie soll so widrig auf ihn gewirkt haben, daß er den Götzen opferte. Als er hierauf in einer Versammlung von Bischöfen, welche der Bischof Petrus von Alexandrien deswegen berief, seines Amtes entsetzet wurde, soll er, ohne den geringsten Schritt zu seiner Rechtfertigung zu thun, sogleich eine Spaltung in der Aegyptischen Kirche angerichtet haben. So erzählet die Sache Athanasius, sein Zeitgenosse, der selbst in Aegypten lebte, aber auch ein erklärter Gegner seiner Parthey war. Ganz anders, und weit wahrscheinlicher trägt sie Epiphanius vor, der zwar in spätern Zeiten lebte; aber auch seiner bekannten Verketzerungssucht wegen gerade da den meisten Glauben verdienet, wo er von Ketzern schonend urtheilet, oder wohl gar Menschen aus der Liste der Ketzer oder Schismatiker herausnimmt.

Nach diesem ward Meletius nebst dem Bischofe Petrus von Alexandrien und vielen andern Bekennern auf Befehl des kaiserlichen Statthalters in Aegypten ins Gefängniß gesetzt worden. Er stund in Kirchensachen unter dem Bischofe Petrus, als seinem Metropolitane; war aber nach ihm der vornehmste Bischof in Aegypten. Während der Zeit, da sie im Gefängnisse saßen, starben viele heldenmüthig als Märtyrer, andere aber fühlten sich nicht stark genug, den Martern zu widerstehen, und opfer-

ten den Götzen. Darunter befanden sich nicht nur Layen, sondern auch Aelteste, Diakonen und andere Kirchendiener. Auf die That folgte, wie gewöhnlich, die Reue, und der Wunsch, in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen zu werden. In dieser Absicht wandten sich nun die Abgefallenen an die Bekenner und noch lebenden Märtyrer um eine Fürsprache, daß sie zur Kirchenbusse gelassen werden, und Vergebung und Wiederaufnahme von der Gemeinde erlangen möchten. Dieses gab zu einer grossen Bewegung unter den Märtyrern Anlaß, welche sich noch im Gefängnisse befanden. Einige behaupteten, diejenigen, welche vom Glauben abgefallen waren, ohne eine Standhaftigkeit in Bekennung desselben zu bezeigen, sollte man zur Kirchenbusse nicht annehmen. Die Furcht, die übrigen gefangenen Christen möchten sich durch die Hoffnung, daß sie leicht die Vergebung von der Gemeinde erlangen können, desto leichter zum Abfalle reitzen lassen, verleitete sie zu diesem strengen Ausspruche. Auch äusserten sie sich zugleich, man könne den Abgefallenen die Kirchenbusse verstatten, wenn die Verfolgung vorüber wäre, und wenn diese Sünder hinlängliche Merkmale der Reue und Besserung an den Tag gelegt hätten; gottesdienstliche Personen aber sollten ihre Würde schlechterdings nicht wieder erhalten. Unter denjenigen, welche diese strengen Foderungen thaten, war auch Meletius einer. Der Bischof Petrus hingegen hatte gelindere Grundsätze. Laßt sie uns die Kirchenbusse ihnen gönnen, sagte er, und sie in die Gemeinschaft wieder aufnehmen; laßt auch die Kirchendiener ihre Würden beybehalten; diese schwachen Brüder, die doch im Herzen Christen geblieben sind, möchten sonst gänzlich abfallen, und dann gar nicht wieder geheilet werden.

Gewiß ist diese Aeusserung ein schöner Beweis eines guten Herzens, ein rühmlicher Zug von Menschenliebe und Mitleid. Nichts desto weniger war auch die härtere Gesinnung der Gegenparthey aus einem rühmlichen Eifer für die Aufrechthaltung des Christenthumes, und für die Ehre Gottes entstanden. Aber die Verschiedenheit der Meynungen setzte die Gemüther in Hitze, und diese brachte eine förmliche Trennung hervor. Als sich Meletius und seine Freunde den Anträgen Peters widersetzten, hieng letzterer mitten im Gefängnisse seinen Mantel, gleichsam als eine Scheidewand, auf, und ließ durch einen Diakonus ausrufen: Wer meiner Meynung ist, komme auf meine Seite; wer aber wie Meletius denket, trete zu ihm hinüber! Sogleich wandten sich viele Bischöfe, Aelteste und andere Bekenner zum Meletius; nur wenige traten zum Petrus. Von dieser Zeit (J. 306.) fieng sich die förmliche Trennung an; jeder Theil verrichtete nun seinen Gottesdienst und sein Gebet besonders. Petrus starb hierauf den Tod eines Märtyrers; Meletius wurde zur Arbeit in die Bergwerke verurtheilet. Auf dem Wege dahin stellte er an allen Orten, wo er hinkam, Bischöfe, Aelteste, Diakonen und andere Kirchendiener auf, und erbaute eigene Kirchen. Seine Anhänger hielten weder mit den Katholicken, noch diese mit jenen eine Kirchengemeinschaft. Sie bezeichneten auch ihre Kirchen mit eigenen Namen; an den Kirchen der Anhänger des Bischofes Petrus las man die Aufschrift: Katholische Kirche; jene der Meletianer hatten die Aufschrift: Kirche der Märtyrer. Eine geraume Zeit hierauf wurden alle Bekenner von ihrer Strafe befreyet, und kehrten in ihre alten Wohnungen wieder zurück. Auch in diesem Zustande dauerte die

Spaltung fort. Selbst zu Alexandrien hatte Meletius eine von der andern abgesonderte Gemeinde. Seine Parthey erhielt sich auch nach seinem Tode noch an vielen Orten. Aber ihre fernern Schicksale, welche sich bald mit andern Begebenheiten verflochten, können erst im folgenden Zeitraum erzählet werden.

Wenn man diese beyden sich widersprechenden Nachrichten des Athanasius und Epiphanius durch die Beyhilfe jener alten, unverwerflichen Urkunden, welche ein gelehrter Italiäner in diesem Jahrhunderte zuerst bekannt gemacht hat *), mit einander vergleichet, und überdieß noch einige andere Umstände mit in Anschlag bringet, so läßt sich bald einsehen, daß auf der Seite des Epiphanius mehr Wahrheit sey, als auf jener des wider seine Gegner aufgebrachten Athanasius. Nach diesem wäre der Umstand, daß Meletius den Götzen geopfert, und der Bann, womit ihn hierauf der Bischof Petrus in einer Kirchenversammlung belegt habe, der Grund der Spaltung gewesen. Allein wenn er dieses Verbrechens wirklich überwiesen war, wie konnte er hernach öffentlich behaupten, daß ihm Unrecht geschehen sey, und wie konnte er einen so grossen Anhang bekommen? Bekanntlich hatte die Meletianische Parthey sehr strenge Grundsätze gegen die Abgefallenen; wie konnte sie nun solche haben, wenn ihr Stifter selbst den Götzen geopfert hatte? Gewiß war also nicht das Verbrechen des Opferns, sondern die Verschiedenheit der Denkungsart in Ansehung der Abgefallenen die erste Ursache der Trennung. Sie kam endlich dadurch zur Reife, daß nun Meletius gegen die Verfassung der Kirche in fremden Kirchsprengeln Bischöfe, Aelteste, und an-

*) *Scipione Maffei Osservazioni letterarie Tom. III. p. 11. seqq.*

dere Kirchendiener ordinierte. Nur von diesen unrechtmässigen Ordinationen sprechen die gedachten Urkunden; von dem Umstande, daß Meletius den Götzen geopfert habe, melden sie nicht das geringste. Auch einige jüngere Schriftsteller, die doch gewiß den Bericht des Athanasius vor Augen hatten, und eben keine Freunde der Melitianischen Parthey waren, Theodoretus und Sozomenus, liessen in ihren Nachrichten den Hauptumstand von Meletii Abfalle weg. Athanasius selbst, welcher so oft von Meletius sprach, gedachte dieses Verbrechens nur einmal, und zwar sehr kurz, und gleichsam nur im Vorbeygehen. Endlich würde in der Folge die Kirchenversammlung zu Nicäa kaum ein so gelindes Urtheil über die Meletianer gefället haben, wenn sie die Beschuldigung wegen des Abfalles für gegründet gehalten hätte. Ob übrigens Meletius von dem Bischofe Petrus in einer Kirchenversammlung zu Alexandrien abgesetzt worden sey, wie Athanasius versicherte, ist sehr zweifelhaft. Epiphanius schwieg davon; und überhaupt läßt sich nicht wohl begreifen, wie eine solche Kirchenversammlung zur Zeit einer so gefährlichen Verfolgung möglich gewesen sey, besonders wenn Petrus damals bereits im Gefängnisse saß, aus welchem er nicht wieder loskam.

Weit wahrscheinlicher, ja beynahe historisch gewiß ist es daher, daß die gelindere Denkungsart des Bischofes Petrus über die Abgefallenen den Bruch zwischen ihm und dem weit strenger denkenden Meletius veranlasset habe. Diese Behauptung erhält dadurch gewissermassen eine neue Stärke, daß die gelinden Gesinnungen Peters durch seine eigenen Schriften erwiesen sind, wovon wir noch einige Ueberbleibsel besitzen. Petrus schrieb drey

Werke: eines von der Gottheit, ein anders vom Pascha, und das dritte von der Kirchenbusse. Nur dieses letztere verdienet in Rücksicht auf die Meletianischen Händel unsere Aufmerksamkeit. Der Bischof theilte die Abgefallenen in Klassen ein, und setzte Vorschriften fest, welche die Kirche in Bestrafung einer jeden derselben beobachten sollte. Für diejenigen, welche vor den Richter waren geführt worden, und nach unausstehlichen Martern endlich zu weichen angefangen hatten, nun aber schon eine geraume Zeit unter den Büssenden waren, bestimmte er nur noch eine Frist von vierzig Tagen, welche sie noch in der Busse zubringen sollten. Für solche, welche zwar ins Gefängniß waren gesetzt worden, aber sonst keine Marter ausgestanden hatten, setzte er die Büssung um ein Jahr länger hinaus. Wer aber ohne einiges Leiden, blos aus Furcht den Glauben verläugnet hatte, wurde zu einer Büssung von vier Jahren verurtheilet. Eine Kirchenstrafe von sechs Monaten setzte er für diejenigen fest, welche sich blos angestellet hatten, als verläugneten sie ihre Religion. Dieses geschah auf verschiedene Art. Einige wiesen schriftliche Aufsätze vor, worinn bezeugt wurde, daß sie keine Christen seyen; andere dungen sich Heiden, oder auch christliche Knechte, die an ihrer Stelle eben dasselbe bekennen mußten. Diesen letztern schrieb Petrus nur eine dreyjährige Kirchenbusse vor; den christlichen Knechten aber, welche sich zu dieser Absicht hatten gebrauchen lassen, eine Busse von einem Jahre. Diejenigen, welche sich durch die Martern zur Verläugnung des Glaubens endlich hatten hinreissen lassen, hernach aber wieder neuen Muth gesammelt, und ihre Religion standhaft bekannt hatten, wurden von der Kirchenbusse gänzlich

frey gesprochen. Doch solchen Lehrern, welche sich freywillig zur Verfolgung dargestellet hatten, und zu schwach gewesen waren, die Martern auszustehen, ohne dem Glauben zu entsagen; in der Folge aber dennoch mit neuer Standhaftigkeit den Glauben bekannten, gestattete er zwar die kirchliche Gemeinschaft, schloß sie aber doch von der Verwaltung der kirchlichen Aemter für immer aus, weil sie ohne Noth ihre Gemeinden verlassen hatten. Auch bewies es Petrus durch die Lehren und das Beyspiel Christi und der Apostel, daß ein solches freywilliges Bekenntniß des Glaubens, wodurch man sich muthwillig in die Hände seiner Feinde stürzet, nicht gefodert werde, sondern vielmehr tadelswürdig sey. Gleichwohl entschuldigte er diejenigen, welche in dem ersten Sturme der Verfolgung durch den glorreichen Anblick vieler standhafter Märtyrer hingerissen, freywillig hindrangen, das Christenthum zu bekennen, oder welche, durchdrungen vom Schmerzen über den Anblick ihrer abgefallenen Mitbrüder, durch ein freymüthiges Bekenntniß des Christenthumes den Heiden die Gelegenheit rauben wollten, höhnisch über einen Sieg zu frohlocken, den ihnen die Schwachheit der andern Christen verschaffet hatte. Gegen die Wünsche einiger Christen, daß die Gemeinde für ihre Freunde beten möchte, deren Standhaftigkeit durch die Härte der Qualen besiegt worden war, bezeigte sich Petrus gleichfalls sehr nachgiebig. Er entschuldigte auch jene Christen, welche sich durch Geld von der Verfolgung losgekauft; so wie diejenigen, welche durch die Flucht sich derselben entzogen hatten. Darüber darf man sich nun freylich um so weniger wundern, da er am Anfange der Verfolgung selbst sich verborgen hatte, wiewohl er hernach wieder

öffentlich erschien. In dem letzten dieser Kirchengesetze, welche die Kirchenbusse betreffen, wurden diejenigen Layen als Märtyrer anerkannt, von denen es durch Zeugen bewiesen werden konnte, daß ihnen die äusserste Gewalt angethan worden. Zu diesen wurden alle diejenigen gerechnet, welche die Heiden gezwungen hatten, vom Opferfleische zu essen, vom Opferweine zu trinken, oder denen sie die Hände in das Feuer gesteckt hatten, um Weihrauch zu streuen. Hatten Aelteste diese Gewalt erlitten, so ward ihnen vermöge dieser Verordnung erlaubt, in ihrem Stand und Amte zu bleiben.

Aus einem andern Buche dieses Bischofes wird gewöhnlich von den Schriftstellern noch eine andere Verordnung angeführt. Diese betrift aber nicht die Kirchenbusse, sondern das Fasten. Er vertheidigte darinn die alte Gewohnheit, nach welcher man am vierten und sechsten Tage in der Woche fastete, den Tag des Herrn aber als einen Freudentag feierte, an welchem man das Gebet nicht kniend verrichtete, weil er an selbigem auferstanden war. Diese Verordnung bestätigte nur, wie man hieraus ersieht, eine alte Gewohnheit, und schien auf die Römische und einige andere Gemeinden gerichtet zu seyn, welche seit einiger Zeit das Fasten des vierten Wochentages auf den siebenten verlegt hatten. Alle diese Kirchengesetze stunden bey der katholischen Parthey in sehr grossem Ansehen. Nur den Meletianern waren sie nicht strenge genug.

Sozomenus erzählet, Petrus habe auch die Taufe der Meletianer für ungültig erkläret. Wenn dieses Vorgeben gegründet ist, so ist es ein Beweis, daß dieser Bischof, vielleicht, weil ihn eine leidenschaftliche Hitze hinriß, weiter gegangen ist, als er nach den Vorschriften der Billigkeit hätte gehen sollen.

Freilich wurde noch zu dieser Zeit die Ketzertaufe von vielen verworfen. Allein die Meletianer waren keine Ketzer; sie läugneten oder verfälschten keinen einzigen Glaubenssatz; sie hatten eben dieselben Sakramente, eben denselben Gottesdienst, eben dieselben Gebräuche. Doch da er sie als Leute betrachtete, die sich ausserhalb der wahren Kirche befänden, so mag ihn vielleicht dieser Umstand zu seinem harten Urtheile verleitet haben. Auch Dionysius von Alexandrien hatte einst im dritten Jahrhunderte von der Taufe ausserhalb der wahren Kirche sehr nachtheilig geurtheilet.

Beynahe zu gleicher Zeit mit der Meletianischen Spaltung war die Donatistische Streitigkeit entstanden. Sie war zum Theil aus der nämlichen Quelle geflossen; an sich aber war sie weitaussehender, ärgerlicher, und von längerer Dauer. Doch ehe ich von dieser eine befriedigende Nachricht ertheilen kann, muß ich einer vorhergegangenen Begebenheit, welche mit jener in der Folge gewissermassen in Verbindung kam, in Kurzem erwähnen.

Einige Bischöfe hielten zu Cirta in Numidien zur Zeit der Verfolgung unter dem Kaiser Diokletian (J. 305.) in dem Privathause eines gewissen Urbanus Karisus, oder, wie ihn Augustin nennet, Urbanus Donatus, eine Versammlung, um nach dem Tode des Bischofes Paulus einen andern für diese Stadt zu wählen. In dieser Verfolgung hatten sehr viele Christen, Priester und Layen in Afrika, auch einige, wie es scheinet, zu Rom sich des Verbrechens schuldig gemacht, daß sie der heidnischen Obrigkeit die heiligen Schriften ausgeliefert hatten. Auch unter den versammelten Bischöfen befanden sich sechs, welche dieses Verbrechen begangen hatten. Es waren, wie Optatus von Milevum versi-

chert, die Bischöfe Donatus von Maskula, Viktor von Russikada, Marinus von Tibilis, Donatus von Kalama, Purpurius von Limata, und Sekundus von Tigisium, welcher letzterer der vornehmste Bischof in Numidien war. Einer aus ihnen, Purpurius, hatte sogar den Sohn seiner Schwester getödtet. Ehe nun die Bischöfe zur Wahl, als zur Hauptsache schritten, brachte Sekundus selbst, welcher in der Versammlung den Vorsitz hatte, diesen Gegenstand in Bewegung. Wir müssen erst erweisen, sagte er, daß wir rechtschaffene Bischöfe sind, ehe wir einen andern wählen und einweihen können. Auf seine Umfrage gestunden sogleich vier derselben ihr Verbrechen. Nachdem er aber auch an den Bischof Purpurius die Frage that, ob er nicht seiner Schwester Söhne getödtet habe, warf ihm dieser nicht nur eben dasselbe Verbrechen der Auslieferung vor, sondern drohte sogar, auch diejenigen um das Leben zu bringen, welche wider ihn wären. Diese trotzende Antwort, welche von einer wilden Verwegenheit zeigte, verbunden mit der Unzufriedenheit der übrigen Bischöfe, welche sie über die von Sekundus vorgenommene Untersuchung sichtbar äusserten, setzte ihn in Schrecken und Sorge. Um nun eine gefährliche Spaltung, die er aus diesem Vorfalle befürchtete, oder andere unangenehme Folgen zu verhüten, beschloß man, einem jeden seine Sünden ohne vorhergethane Kirchenbusse zu vergeben, und das Urtheil Gott allein zu überlassen. Dieser Schluß widersprach zwar öffenbar der Verfassung der Afrikanischen Kirche, welche in Ansehung der Kirchenbusse sehr strenge war. Gleichwohl genehmigten ihn die übrigen Bischöfe, welche von diesem Verbrechen frey geblieben waren. Man schritt hierauf zur Wahl, und diese fiel auf

den Subdiakon Silvanus, welcher durch die Auslieferung der heiligen Gefässe ein ähnliches Verbrechen begangen hatte. Eine Zeitlang blieb diese Begebenheit unbekannt. In der Folge aber, da die eigentliche Trennung der Donatisten ausbrach, wurde sie von ihren Gegnern hervorgezogen; sie vermehrte die Vorwürfe, welche ihnen selbige machten, und diese vergrösserten die gegenseitige Erbitterung.

Die eigentliche Veranlassung der Donatistischen Trennung war eine Bischofswahl (§. 311.) zu Karthago. Noch nie hatten so mannigfaltige und heftige Leidenschaften in Kirchengeschäften ihren Einfluß gezeigt, und so gewaltsam behauptet, wie diesmal. Ehrgeiz, Habsucht, Zorn eines beleidigten Weibes, alle diese drey gefährlichen Leidenschaften hatten sich mit in das Spiel gemischt, und beeiferten sich gleichsam in die Wette, sich einander den Sieg abzugewinnen. Schon bey Lebzeiten des vorigen Bischofes Mensurius hatte sich der Partheygeist unter dem karthaginensischen Klerus und dem Volke ziemlich laut geregt. Mensurius scheinet ein ziemlich richtig denkender, billiger Mann, ein Freund der Wahrheit, ein eifriger Lehrer des Volkes gewesen zu seyn. Die Tugend fand bey ihm ihren Schutz, die Schwärmerey ihre gerechte Verachtung, die Niederträchtigkeit und das Laster ihre verdiente Strafe. Zu seiner Zeit gab es Leute, welche der Fanatismus während der Verfolgung zu den Richtern hinriß, mit dem falschen Bekenntnisse, sie hätten biblische Handschriften, wollten aber selbige schlechterdings nicht ausliefern. Andere waren mit Schulden an die kaiserliche Kammer beladen, und gaben sich freywillig der Verfolgung Preis, um durch den Märtyrertod sich von selbigen zu befreyen. Wieder andere, denen das Bewußtseyn ihrer Ver-

brechen und Ausschweifungen keine Ruhe ließ, suchten ihrer Seelenqual ebenfalls durch den Märtyrertod, in den sie sich freywillig stürzten, auf einmal ein Ende zu machen. Alle diese theils fanatischen, theils niederträchtigen Menschen, genossen vom Volke, welches selten Verdienste nach ihrem wahren Werthe schätzet, eben die Achtung, womit es wahre und tugendhafte Märtyrer beehrte. Dieser Umstand schien dem Bischofe Mensurius mit Recht bedenklich. Bey dem grossen Einflusse, den sich seit einiger Zeit die Konfessoren und Märtyrer in die Regierung der Kirche, und vorzüglich in die Kirchenzucht verschaffet hatten, befürchtete er nicht ohne Grund, diese Schwärmer und Niederträchtigen möchten, so lange sie unter dem ehrenvollen Namen der Märtyrer oder Konfessoren lebten, ihr Ansehen zum Nachtheile der Kirche mißbrauchen. Er verbot daher, solche Leute als Märtyrer anzusehen und zu verehren.

Durch diese redliche Erfüllung seiner Pflicht reizte Mensurius den Zorn der berühmten Lucilla gegen sich. Diese reiche und mächtige Dame zu Karthago, stolz, ehrgeizig, zu Kabalen und Unruhen geneigt, besaß nebst allen diesen Eigenschaften Feinheit genug, künstliche Intriquen anzulegen, und männlichen Ernstes genug, die Ausführung ihrer Plane mit Standhaftigkeit zu betreiben. Sie scheute weder Mühe, noch Kosten, wenn es darum zu thun war, einen ihrer Lieblinge zu erheben, oder einen andern, dem sie nicht wohl wollte, zu stürzen. Kein Hinderniß war so groß, dem sie nicht tapfern Widerstand leistete, und alles mögliche, was ihr Vorliebe zu irgend einer Person, oder Haß gegen jemand, oder Eigensinn eingab, wußte sie durch Geld zu bewirken. Zu diesem Ende suchte sie sich vor-

züglich die Märtyrer und Bekenner durch ihre Freygebigkeit verbindlich zu machen, um sich ihrer als Werkzeuge zur Ausführung ihrer Intriquen in kirchlichen Angelegenheiten bedienen zu können. Eine Zeitlang trieb sie den Unfug fort. Als aber Cäcilian, Diakon zu Karthago, zu dessen Amt es eigentlich gehörte, den Märtyrern und Konfessoren aus der Kasse der Gemeinde den Unterhalt zu reichen, den nachtheiligen Eindruck bemerkte, den die weit grössere Freygebigkeit der Lucilla zum Umsturze des Kirchenregiments und der Kirchenzucht in den Herzen der Märtyrer machte, widersetzte er sich mit edelmüthigem Eifer, und hinderte sie, ihre politisch frommen Wohlthaten an rohe, ungebildete, zum Theile fanatische, oder zu Meutereyen geneigte Menschen zu verschwenden. Auch hatte er ihr einen Verweis gegeben, daß sie jedesmal, ehe sie das Abendmahl empfieng, den Mund eines verstorbenen so genannten Märtyrers küßte, der von der Kirche nicht einmal als ein solcher förmlich erkannt war. Durch diese Handlung ward der weibliche Stolz und Eigensinn empfindlich beleidiget. Von der Stunde an schwur sie dem Diakon im Herzen unversöhnliche Rache.

Jetzt starb der Bischof Mensurius, und die Klerisey und das Volk versammelte sich, einen neuen zu wählen. Unter den Geistlichen zu Karthago strebten vorzüglich zween Aelteste, Botrus und Cälestius, mit grossem Eifer nach der bischöflichen Würde. Um ihren Zweck desto sicherer und geschwinder zu erreichen, suchten sie es dahin zu bringen, daß die Wahl so viel als möglich beschleuniget werde. Wirklich gelang es ihnen, die Sache so einzuleiten, daß man blos die Bischöfe aus der nächsten Nachbarschaft zur Wahl einlud, und selbige vornahm, ohne die Nu-

midischen Bischöfe zu erwarten. Dieses schlauen Kunstgriffes ungeachtet wurde der Ehrgeiz zu Schanden. Wo nicht einmüthig, doch wenigst durch die Mehrheit der Stimmen, wurde der vormalige Diakon Cäcilian zum Bischofe gewählet. Felix, Bischof von Aptunga, legte ihm die Hände auf. Dieser unerwartete Vorfall war ein Donnerschlag sowohl für die beyden Aeltesten, als für Lucilla, und der Erfolg zeigte bald, welche ausschweifende Entschliessungen fehlgeschlagene Hoffnung in ehrgeizigen und leidenschaftlichen Herzen erwecken kann. Doch es mußte erst noch eine dritte Leidenschaft sich mit dieser vereinigen, um den glimmenden Brand in helle Flammen zu wecken.

Sobald Cäcilian von seinem Amte Besitz genommen hatte, trug er zweenen andern Aeltesten auf, ihm die goldenen und silbernen Kirchengefässe, welche sie in ihren Händen hatten, auszuliefern. Mensurius hatte einige Zeit vor seinem Tode diesen Aeltesten den Kirchenschmuck in Verwahrung gegeben. Die Ursache, die ihn dazu veranlaßte, war folgende. Ein gewisser Diakon Felix, welcher im Verdachte stund, daß er ein Pasquil auf den Kaiser verfertiget habe, hatte sich aus Furcht vor dem Strafgerichte bey dem Bischofe Mensurius verborgen; denn er wurde bereits aufgesuchet, um sich zu verantworten. Man schöpfte bald den Argwohn, daß ihn der Bischof heimlich beherberge, und foderte, er sollte ihn ausliefern. Mensurius lehnte diese Zumuthung von sich ab; die Obrigkeiten zu Karthago berichteten dieses an den Kaiser, und dieser sandte hierauf den Befehl zurück, man sollte den Bischof, wofern er den Diakon nicht ausliefern würde, an das kaiserliche Hoflager bringen. Mensurius mußte sich dieses gefallen lassen. Ehe die bewafnete Mannschaft

ankam, ihn in Verhaft zu nehmen, rafte er in der Eile den Kirchenschmuck zusammen, und übergab ihn zweenen Aeltesten, die er für redliche, treue Männer hielt, zur Verwahrung. Ein Verzeichniß, das er darüber verfertiget hatte, händigte er einer alten Frau ein, mit der Anweisung, selbiges, wenn er nicht wieder kommen würde, dem künftigen Bischofe zuzustellen. Nachdem er diese Anstalten getroffen hatte, reisete er an das kaiserliche Hoflager ab, verantwortete sich, und wurde endlich ohne Verletzung entlassen. Allein auf seiner Rückreise nach Karthago büßte er sein Leben ein.

Nachdem Cäcilian zum Bischofe gewählet war, hatte er durch die gedachte Frau das Verzeichniß und die Nachricht erhalten, in welchen Händen sich die Schätze der Kirche befinden. Cäcilian foderte sie also von den Aeltesten wieder zurück. Allein hier offenbarte es sich nun, daß Mensurius ihren Charakter zu wenig gekannt habe. Der Geiz hatte sich der Herzen dieser beyden Priester bemächtiget, und sie hatten längst im Herzen beschlossen, den Schmuck nicht wieder zurückzugeben. Wirklich zauderten sie, den Befehl des Bischofes zu vollziehen, unter verschiedenen Ausflüchten. Als sie aber endlich genöthiget wurden, die Schätze auszuliefern, gieng ihr unbefriedigter Geiz in Zorn und Rachsucht über, und sie entzogen sich ergrimmt der kirchlichen Gemeinschaft ihres rechtmäßigen Bischofes. Mit ihnen machten sogleich die beyden Aeltesten, Botrus und Cälesius, deren ehrgeizige Absichten durch Cäcilians Wahl vereitelt worden, gemeinschaftliche Sache, und auch Lucilla, die nun eine erwünschte Gelegenheit fand, ihre Rachsucht zu befriedigen, trat ihnen mit allen ihren Hausgenossen und Anhängern bey.

Das

Das erste, was sie nun nothwendig thun mußten, um ihre Spaltung vor den übrigen Christen zu rechtfertigen, war die öffentliche Bekanntmachung ihrer Beschwerden. Sie behaupteten also, Cäcilians Wahl und Ordination sey ungültig. Eben das, was die beyden Aeltesten Botrus und Cälesius selbst veranstaltet hatten, um das Wahlgeschäft zu ihrem Vortheile zu lenken: die Abwesenheit der Numidischen Bischöfe, mußte nun den Beweis abgeben, daß Cäcilians Wahl unrechtmässig gewesen sey. Die Numidischen Bischöfe, sagte die Gegenparthey, hätten ein unstreitiges Recht gehabt, der Wahl beyzuwohnen, und die Ordination vorzunehmen; bis zu ihrer Ankunft hätte man also billig warten sollen. Der Bischof Felix von Aptunga, der ihm die Hände aufgelegt, habe sich in der Verfolgung die Schuld aufgeladen, daß er der heidnischen Obrigkeit die heiligen Schriften auslieferte; die Ordination, welche ein solcher Mann ertheilet habe, sey daher ungültig. Endlich habe sich Cäcilian selbst dieses Verbrechens schuldig gemacht, und folglich rechtmässiger Weise zum Bischofe nicht gewählt werden können.

Durch diese und ähnliche Beschuldigungen, welche aber die katholische Parthey theils als unerweislich, theils als offenbar falsch erklärte, suchten die Mißvergnügten Cäcilians Wahl zu zernichten, und ihn von seinem Posten zu verdrängen. Bereits waren die Numidischen Bischöfe zu Karthago angelanget, um diese Sache in einer Kirchenversammlung zu untersuchen und zu entscheiden. Wahrscheinlich waren sie von den Mißvergnügten dieses Handels wegen eigens berufen worden. Es waren ihrer siebenzig an der Zahl, und darunter befanden sich auch Silvanus, Bischof von Cirta, Purpurius von Limata, und die übrigen, welche in der Ver-

sammlung zu Cirta des Verbrechens, den Heiden die heiligen Schriften ausgeliefert zu haben, sich selbst schuldig erkläret hatten. Sekundus, Bischof von Tigisium, war als Primas von Numidien an ihrer Spitze.

Gleich beym ersten Eintritt verriethen sie ihre Partheilichkeit. Sie begaben sich nicht in die Hauptkirche, wo sich Cäcilian mit der Gemeinde befand; ihre Herberge nahmen sie nicht bey den Katholischen, sondern bey Mitgliedern der Gegenparthey. Cäcilian säumte nicht, ihnen wissen zu lassen, wenn sie gegen ihn etwas erweisen könnten, so sollte ein Kläger gegen ihn auftreten, und den Beweis führen. Da legten ihm die Bischöfe zur Last, daß er von einem Traditor ungültig geweihet worden sey. Cäcilian erwiederte hierauf: Wenn sie glaubten, die Weihe, die ihm der Bischof Felix ertheilet, sey ungültig, so sollten sie ihn noch als einen Diakon betrachten, und ihn aufs Neue weihen. Da stieß Purpurius nach seiner gewöhnlichen Wildheit heftige Drohungen aus, welche den Bischof Cäcilian und seine Freunde in Schrecken setzten. Die Numidischen Bischöfe schritten hierauf sogleich weiter, und erwählten Majorinum, welcher ehe unter dem Diakon Cäcilian Vorleser in der Kirche zu Karthago gewesen war, zum Bischofe. So hatten also eben dieselben Bischöfe, welche das Verbrechen der Auslieferung der heiligen Schriften sich selbst so leicht vergeben hatten, andere wegen eben derselben Sünde ohne Schonung verurtheilet, da es nicht einmal erwiesen war, daß sie selbige wirklich begangen hatten.

Bey der Verhandlung dieses ganzen Geschäftes hatte sich Lucilla besonders thätig bewiesen. Durch rastloses Dringen in die Numidischen Bischöfe, und

durch eine ansehnliche Summe Geldes, womit sie selbige bestach *), brachte sie es dahin, daß Cäcilian ohne vorhergegangenes Bekenntniß, ja ohne gehört worden zu seyn, abgesetzt, und an seine Stelle ein Mann erwählet wurde, dessen Erhebung ihrer Eigenliebe schmeichelte; denn Majorinus war ein Hausgenosse und Hausfreund der Lucilla gewesen.

Erst durch dieses Koncilium, und durch das übereilte und partheyische Verfahren desselben, kam das Schisma vollkommen zur Reife. Anstatt einer machten nun die Christen zu Karthago zwo verschiedene Gemeinden aus; jede hatte ihre eigene Kirche; jede ihren eigenen Bischof. Da eine Parthey die andere beschuldigte, sie habe keinen rechtmässigen Bischof, ward dadurch die gottesdienstliche Gemeinschaft, die sie ehe miteinander hatten, gänzlich aufgehoben. In kurzer Zeit breitete sich dieses Schisma in ganz Afrika aus; denn die Donatistischen Bischöfe hatten nicht gesäumet, vortheilhafte Berichte allenthalben herumzusenden. In den meisten Gegenden dieses Welttheiles befanden sich nun zween Bischöfe, und Kirchen; einige wurden in der Folge wohl gar von Donatisten allein besetzt. Nur ausserhalb Afrika fiel ihnen beynahe niemand bey. Zu Rom und in andern abendländischen Kirchen war Cäcilian schon vor der Ankunft der Numidischen Bischöfe zu Karthago als rechtmässiger Bischof erkannt worden.

Indessen war im Römischen Reiche eine wichtige Veränderung vorgegangen. Konstantin hatte sich

*) Sie theilte unter die siebenzig Numidischen Bischöfe, wie es in der Folge Aktenmässig erwiesen wurde, 400 Folles aus. Höchstwahrscheinlich waren es Folles von Silber. Diese betragen eine Summe von 10000 Thalern nach heutiger Rechnung.

nach dem Sieg über seinen Gegner Maxentius das Römische Afrika unterworfen. Dieser Herr äusserte sogleich sehr günstige Gesinnungen gegen die Christen, und nahm auch an den Donatistischen Händeln Antheil. Unaufgefodert, wie es scheinet, bot er dem Bischofe Cäcilian seinen Schutz an, und ertheilte einigen Staatsbedienten in Afrika den Befehl, alle diejenigen zu bestrafen, welche sich diesem rechtmässigen Bischofe widersetzten. Allein Cäcilians Gegner liessen sogleich ein Bittschreiben an den Kaiser ergehen, daß er Bischöfe aus Gallien zu ihren Richtern ernennen möchte. Denn die Christen in Gallien waren von dem Verbrechen der Auslieferung der heiligen Schriften an die Heiden frey geblieben; folglich konnte man mit gutem Grunde voraussetzen, Gallische Bischöfe würden in einer Streitigkeit, wobey die Beschuldigung eines solchen Verbrechens zum Grunde lag, ein unpartheyisches Urtheil fällen. Konstantin gewährte ihnen ihre Bitte. Er ernennet drey Gallische Bischöfe, Maternus von Kolonia Agrippina (Kölln), Reticius von Antissiodorum (Auxerre), und Marinus von Arelate (Arles), nebst diesen noch den Römischen Bischof Miltiades, und einen gewissen Markus, welcher vermuthlich ein Römischer Presbyter war, zu Schiedsrichtern, und befiehlt sowohl dem Cäcilian, als auch seinem Gegner, jeder mit zehn Gefährten, auf einer sogenannten Kirchenversammlung, oder vielmehr bey einer Untersuchungskommission zu Rom zu erscheinen.

Zur bestimmten Zeit fanden sich beyde Partheyen zu Rom ein. Cäcilian mit zehn Gefährten seiner Parthey, und Donatus von Kasis Nigris mit zehn andern Donatisten. Dieser Bischof hatte sich, ausser Majorinus, dem Haupte der Donatisten, unter al-

len Bischöfen seiner Parthey am eifrigsten und unruhigsten betragen. Doch nicht von ihm, sondern von dem Nachfolger des Majorinus, dem Donatus von Karthago, welcher auch Donatus der Grosse genannt wurde, erhielt die Parthey ihren Namen.

Zu den obengedachten Richtern gesellten sich noch fünfzehn Italiänische Bischöfe, und diese nahmen gemeinschaftlich mit jenen das Verhör nicht in der Kirche, wo die Koncilien gewöhnlich gehalten wurden, sondern in dem Pallaste der Kaiserinn Fausta (J. 313.) vor. Konstantin hatte befohlen, die Sache mit der sorgfältigsten Genauigkeit zu untersuchen, und nach der strengsten Gerechtigkeit zu entscheiden. Die Bischöfe vollzogen seinen Auftrag, und die Entscheidung fiel für Cäcilian vortheilhaft aus. Er wurde als rechtmässiger Bischof erkläret, und von aller Anklage frey gesprochen; Donatus von Kasis Nigris aber wurde verurtheilet, daß er von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen werden sollte, weil er nach seinem eigenen Geständnisse zum zweytenmale getauft, abgefallenen Bischöfen die Hände aufgelegt, und, nach andern unumstößlichen Beweisen, zu Karthago schon zur Zeit, da Mensurius noch lebte, Unruhen erregt hatte. Die übrigen Donatisten zwang man jedoch nicht, sich mit der katholischen Parthey wieder zu vereinigen. Vielmehr suchte man durch sanfte Mittel einen Vergleich zu bewirken. Zu diesem Ende setzte man fest, daß in denjenigen Städten, wo sich sowohl ein katholischer, als ein donatistischer Bischof befand, derjenige im Amte bleiben sollte, welcher zuerst eingeweihet worden war.

Daß diese Entscheidung eine grosse Unzufriedenheit unter den Donatisten hervorgebracht habe, läßt selbst der Innhalt derselben errathen. Sie

behaupteten, man habe sie zu Rom nicht hinlänglich gehöret, und die Zahl der Richter sey zu geringe gewesen, um in einer so wichtigen Sache ein unpartheyisch gründliches Urtheil zu fällen. Konstantin war zwar anfänglich über den kühnen Ungestümm dieser Leute aufgebracht, welche bereit schienen, auch den unfehlbarsten Ausspruch, wenn er ihnen nicht günstig war, zu verwerfen. Sein Zorn flößte ihm sogar eine Abneigung gegen sie ein, die er in partheyischen Ausdrücken äusserte. Gleichwohl gab er ihnen auch jetzt noch nach, und schickte zween Bischöfe nach Afrika in der Absicht, daß sie diesen Handel aufs Neue untersuchen sollten. Diese fanden nun den Ausspruch der Römischen Versammlung gerecht, und bestätigten ihn. Da berief endlich der Kaiser, weil sich die Donatisten auch mit dieser Entscheidung nicht begnügt hatten, eine Kirchenversammlung nach Arelate, bey welcher sich alle Bischöfe seines Reiches einfinden sollten; worunter aber freylich nicht das ganze Römische Reich zu verstehen ist; denn ein grosser Theil desselben gehorchte damals noch andern Herren. Die Bischöfe reiseten auf seine Kosten an den Ort der Versammlung, und wurden daselbst von ihm frey gehalten. Marinus, Bischof von Arles, hatte den Vorsitz. Alle Bischöfe derjenigen Länder, welche dem Kaiser Konstantin damals gehorchten, erschienen zwar nicht; einige, wie der Römische Bischof Sylvester, schickten nur Presbyters als Gesandte dahin. Gleichwohl war diese Kirchenversammlung (§. 314.) die zahlreicheste unter allen, welche bisher waren gehalten worden. Aber auch diese war den Donatisten nicht günstig. Sie wurden für ungestümme und gefährliche Leute erklärt, und Cäcilian losgesprochen. Gleichwohl kann man an den Urtheilen

und Verfügungen dieses Konciliums eine rühmliche Unpartheylichkeit der versammelten Väter, eine löbliche Liebe zum Frieden, eine menschenfreundliche Nachsicht, und das Bestreben nicht verkennen, die getrennten Gemüther durch das Band der Liebe wieder zu vereinigen.

Dieses Koncilium hatte zween und zwanzig Kanonen abgefaßt, wovon sich einige auf diese Händel bezogen, andere aber mit selbigen nicht in Verbindung waren. Zu den erstern gehören die Schlüsse, daß nur diejenigen, welche des Verbrechens, die heiligen Schriften ihren Verfolgern ausgeliefert zu haben, gerichtlich überführet worden, nicht aber die von ihnen geweihten Lehrer, ihres Amtes verlustig seyn; daß man diejenigen Ankläger, die keinen gerichtlichen Beweis führen, nicht hören, und daß diejenigen, welche ihre Brüder fälschlich anklagten, bis zum Ende des Lebens im Banne bleiben sollten. Die übrigen Verordnungen betreffen besondere Punkte der Kirchenzucht und gottesdienstlichen Gebräuche. Die Ketzertaufe, welche die Katholiken in Afrika noch immer verwarfen, wurde in dem Falle als gültig erkläret, wenn sich aus den Fragen, die man an einen zur katholischen Kirche übergehenden Ketzer thue, ergeben würde, daß er im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getaufet worden; das Koncilium foderte nur, daß man einem solchen die Hände noch einmal auflege. Um eine Gleichförmigkeit in der gottesdienstlichen Verfassung herzustellen, verordnete auch diese Versammlung, daß alle Gemeinden (nämlich der abendländischen Gegenden, welche dem Kaiser Konstantin unterworfen waren) das Osterfest an einem und demselben Tage feiern sollten, welchen der Römische Bischof alle Jahre durch Ausschreiben

anzuzeigen habe. Zur Erhaltung guter Sitten und einer zweckmässigen Kirchenzucht setzte sie fest, daß Soldaten, welche in Friedenszeiten die Waffen weggeworfen, und Christen, welche bey Wettrennen Pferde führten, oder Schauspieler machten, aus der Gemeinschaft der Kirche gestossen werden sollten. Christen, welchen das Amt eines Statthalters verliehen worden, sollen schriftliche Zeugnisse ihrer Gemeinschaft mit der Kirche nehmen; doch sollte der Bischof des Ortes, wo sie sich aufhielten, auf sie ein wachsames Auge haben, und sie, wenn sie ein Verbrechen begiengen, von der Gemeinschaft ausschliessen. Ehemänner, die ihre Frauen im Ehebruche betroffen haben, soll man, so lange diese leben, von einer zwoten Ehe abzuhalten suchen. Christliche Jungfern, welche sich Heiden antrauen liessen, sollen der christlichen Gemeinschaft verlustig werden; eben das soll auch den Geistlichen widerfahren, welche Wucher treiben. Den Bekennern wurde verboten, Empfehlungsschreiben künftig auszutheilen; und in Ansehung derjenigen abgefallenen Christen, welche sich der öffentlichen Kirchenbusse nie unterzogen hatten, in ihrer Krankheit aber um die Aufnahme in die Gemeinschaft bitten, wurde festgesetzt, daß sie selbige erst alsdann erlangen sollten, wenn sie nach ihrer Genesung hinlängliche Busse gethan hätten. Einige Kanonen endlich bezogen sich zunächst auf die Hierarchie. Lehrer, heißt es, sollen an dem Orte, wo sie eingeweihet worden, bey Strafe der Absetzung bleiben; kranke Heiden, welche als Lehrlinge unter den Christen aufgenommen zu werden wünschen, soll man in diesem Stück erhören, und ihnen die Hände auflegen; Kirchendiener sollen sich nicht unterstehen, Brod und Wein zum heiligen Abendmahl

einzusegnen, und sie sollen nichts ohne Vorwissen der Aeltesten thun. Kein Presbyter oder Kirchendiener soll an einem andern Orte, als wo er angestellet worden, bey Strafe der Absetzung, den Gottesdienst verrichten; kein Bischof soll den andern in seinen Rechten kränken; niemand einen Bischof weihen, ohne sieben, oder wenigst drey Bischöfe dabey zu Gehilfen zu haben. Fremden Bischöfen aber soll es erlaubt seyn, in einer andern Stadt das heilige Abendmahl einzusegnen.

In dreyen verschiedenen Gerichten war nun Cäcilian schon frey gesprochen, und die Klage der Donatisten als ungerecht und muthwillig erkläret worden. Man hätte glauben sollen, eine so oft erlittene Niederlage würde endlich den letztern die Hoffnung zum Siege benommen, und sie bewogen haben, die Hände zum Frieden zu bieten, besonders da um eben diese Zeit die Unschuld des Bischofes Felix von Aptunga, der den Cäcilian eingeweiht, und den sie des Verbrechens der Auslieferung der heiligen Schriften beschuldiget hatten, nach einer besondern Untersuchung vollkommen erwiesen ward. Einige änderten auch wirklich ihre Gesinnung, und vereinigten sich mit den Katholiken; bey weitem der größte Theil aber verharrte in seinem Eigensinne. Diese unruhigen Leute beschuldigten auch die Kirchenversammlung zu Arelate einer ungerechten Partheilichkeit gegen sie, und verlangten, von dem Kaiser selbst gehöret zu werden. Dieser gewährte ihnen die Bitte, und verfügte sich mit den Donatisten nach Mailand, wo sich auch Cäcilian einfand. Allein auch das kaiserliche Urtheil fiel für die Donatisten ungünstig aus. Von dieser Stunde an verfuhr der Kaiser strenger mit ihnen, als er bisher gethan hatte. Den Gesetzen zu Folge, die

er gegen sie ergehen ließ (§. 316 und 317.), nahm man ihnen die Kirchen weg, die sie im Besitze hatten, und viele wurden des Landes verwiesen. Unter diesen befand sich auch Silvanus, Bischof zu Cirta. Dieser Mann, der ehe als Diakon seinen Verfolgern die heiligen Schriften ausgeliefert hatte, und dessen ungeachtet zum Bischofe gewählet worden war, hatte sich als Mitglied der Donatistischen Parthey sehr unruhig betragen, und einen ihm untergebenen Diakon Nundinarius despotisch gekränket. Da er ihm gegen alle freundschaftliche Vorstellungen anderer Bischöfe keine Genugthuung verschafte, zeigte dieser die Verbrechen desselben bey der bürgerlichen Obrigkeit an. In einer gerichtlichen Untersuchung, welche der Prokonsul Zenophilus vornahm, wurde hierauf Silvanus seiner Verbrechen überführet. Er war auch einer aus denen, welche sich von der oben gedachten Lucilla zur Beförderung der kirchlichen Unruhe bestechen liessen.

Streitsüchtige Menschen geben gemeiniglich die Hoffnung zu siegen auch alsdann nicht auf, wenn schon alle Hoffnung zu siegen verloren ist. Ihr Muth geht in Hartnäckigkeit über, und sie ergreifen in einem solchen Falle verzweifelte Mittel. Da die Bitten und Vorstellungen der Donatisten nichts nützten, fiengen sie jetzt an, in einem kühnen Tone zu sprechen. Sie erklärten dem Kaiser (§. 321.) freymüthig, sie würden mit dem Schelm, seinem Bischofe, nämlich mit Cäcilian, niemals eine kirchliche Gemeinschaft pflegen, und wären bereit, lieber alles zu leiden, als diesen Entschluß zu ändern. Zugleich baten sie ihn, er möchte diejenigen Bischöfe ihrer Parthey, welche er aus dem Lande verwiesen habe, wieder zurückberufen.

Durch diesen Ungestümm ward endlich die Geduld des Kaisers ermüdet. Er gewährte ihnen ihre Bitte, und überließ sie ihrem eigenen Schicksale. So weit reichet die Geschichte der Donatistischen Unruhen in dem gegenwärtigen Zeitraume. Die Gleichgültigkeit des Kaisers, die Wirkung seines Ueberdrusses, setzte in der Folge die Donatisten in den Stand, sich in Afrika nur desto mehr auszubreiten. Sie bedienten sich dazu sogar gewaltsamer Mittel zum Nachtheile der Katholiken. Allein die nähern Umstände davon, und alle fernern Begebenheiten derselben, können erst im folgenden Buch erzählt werden.

Ausser der Donatistischen Streitigkeit gieng in der christlichen Kirche in den letztern Jahren dieser Periode wenig merkwürdiges vor. Das erheblichste waren zwo Kirchenversammlungen (§. 315.), die eine zu Ancyra, die andere zu Neucäsarea. Beyde arbeiteten zum Besten der Kirchenzucht. Besonders bezeigte sich das Koncilium zu Ancyra sehr scharf gegen die Abgefallenen. Es schloß zwar jene Aeltesten, welche erst den Götzen geopfert, nachher aber um der Religion willen wirklich gelitten hatten, nicht von ihrem Amte aus, verbot ihnen aber, das heilige Abendmahl einzusegnen, die Gemeinde öffentlich zu lehren, oder sonst etwas vom heiligen Dienste zu verrichten. Ein ähnliches Verbot ergieng auch gegen solche Kirchendiener. Es wurde ihnen untersagt, Brod und Wein im heiligen Abendmahle herumzureichen, und die Gemeinde zum Gebet aufzurufen. Doch ward es den Bischöfen freygestellet, dieses Verbot zu mildern, wenn es die Kirchendiener durch ihre gute Aufführung verdienten. Leute, welche zum Opfern, oder zum Essen des Opferfleisches gezwungen worden waren, wur-

den für unschuldig, und der kirchlichen Gemeinschaft, und selbst des Lehramtes fähig erkläret, wenn sie während dieser gezwungenen Handlung äusserliche Merkmale ihrer Betrübniß an den Tag gelegt hatten, widrigenfalls aber zu einer fünfjährigen Kirchenbusse verurtheilet. Solchen Christen, welche in Trauerkleidern und mit Thränen in den Augen den Opfermahlzeiten beygewohnt, und vom Opferfleische gegessen hatten, gestattete die Versammlung die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft nach einer dreyjährigen Büssung, jedoch mit der Einschränkung, daß sie ihre freywillige Gaben als Gläubige nicht sogleich darbringen dürften; diejenigen hingegen, welche von jenen Speisen nicht gegessen hatten, sollten schon im dritten Jahre unter eben dieser Einschränkung die Gemeinschaft erlangen. Auch in Ansehung dieser Personen ward es der Einsicht der Bischöfe überlassen, ob sie etwas, und wie viel sie von der Strafe nachlassen wollten. Diejenigen, welche blos aus Furcht vor den Martern geopfert, und sich bereits zur Busse erboten hatten, wurden verurtheilet, bis zum grossen Tage (Ostern) unter jener Klasse von Büssern, welche die Hörenden hiessen, zu bleiben, nach sechs Jahren aber erst in die vollkommene Gemeinschaft der Kirche treten zu dürfen; nur im Falle, daß sie in Todesgefahr geriethen, sollten sie diese Vergebung früher erlangen. Für diejenigen, welche bey den Mahlzeiten der Heiden zwar gegenwärtig gewesen, aber ihre eigenen Speisen mitgebracht hatten, ward eine zweyjährige, für solche, welche sich zweymal bis dreymal zwingen liessen, Opfer zu bringen, eine siebenjährige, hingegen eine zehnjährige für diejenigen bestimmet, welche selbst ihre Brüder dazu genöthiget hatten.

Die übrigen Kanonen dieses Konciliums lauten folgendermassen: Ein Kirchendiener, welcher bey seiner Einweihung erklärte, er wolle nicht ehelos bleiben, soll sein Amt behalten, wenn er in der Folge heurathet; widrigenfalls aber selbiges verlieren. Verlobte Jungfern, welche entführet und entehret wurden, sollen denen wiedergegeben werden, welchen sie sich angelobt hatten. Diejenigen, welche vor der Erlangung der Taufe den Götzen geopfert hatten, sollten zum Lehramte geweihet werden, weil sie durch dieselbe von ihrem Verbrechen gereiniget worden. Den Aufsehern der Kirchen auf dem Lande, oder sogenannten Landbischöfen (χωρεπισκοποις) wurde verboten, Aelteste oder Kirchendiener zu weihen, und den Aeltesten, etwas ohne Erlaubniß des Bischofes vorzunehmen. In Ansehung derjenigen Aeltesten oder Kirchendiener, welche aus abergläubischer Frömmigkeit sich des Fleisches enthielten, wurde festgesetzt, daß sie es wenigst berühren sollten; denjenigen aber, welche sogar Hülsenfrüchte deswegen, weil sie mit Fleisch gekocht sind, für unrein halten würden, wurde die Verwaltung ihres Amtes entsagt. Wenn ein Aeltester während der Erledigung des bischöflichen Sitzes etwas von dem Eigenthum der Kirche verkauft hat, so soll der folgende Bischof befugt seyn, den Kauf für ungültig zu erklären. Für solche Personen, welche Sünden wider die Natur begiengen, wurde nach Beschaffenheit der Umstände eine zwanzigjährige, oder auch bis zum Ende des Lebens dauernde Kirchenbusse bestimmet, und festgesetzt, daß solche Leute beym öffentlichen Gottesdienste ihr Gebet mit der ersten Klasse der Büssenden verrichten sollten, welchen ihr Platz vor der Kirchthüre angewiesen war. Bischöfen, welche von ihrer Gemeinde nicht

angenommen wurden, ward es unter der Strafe der Absetzung verboten, sich mit Gewalt in andere Gemeinden einzudrängen, und sie wurden angewiesen, in ihren Gemeinden sich ruhig mit dem Amte eines Aeltesten zu begnügen. In Ansehung derjenigen Jungfern, welche ihr Versprechen, ehelos zu bleiben, nicht hielten, wurde verordnet, daß man sie als solche betrachten sollte, welche sich zweymal verheuratheten. Der Mißbrauch, vermöge welchem christliche Mädchen unter dem Namen der Schwestern mit Männern gemeinschaftlich lebten, wurde verboten. Gegen Ehebrecher, Mörder, Wahrsager, und gegen Frauenzimmer, welche ihre unehelichen Kinder abtrieben oder tödteten, wurden verhältnißmäßige Strafen verordnet, und besonders die Strafe gegen die letztern, welche ehe bis an das Ende des Lebens dauerte, auf zehn Jahre herabgesetzt. Endlich wurde ein Christ, welcher die Schwester seiner Braut geschändet, und hierauf diese geheurathet hatte, worüber sich die erstere aus Bestürzung erhenkte, nebst allen, die an diesem Verbrechen Theil hatten, zu einer zehnjährigen Kirchenbusse verurtheilet.

Von ähnlichem Innhalte sind die Kanonen der Kirchenversammlung zu Neucäsarea. Ein Aeltester, der sich verheurathet, heißt es daselbst, soll seines Amtes entsetzt werden, und wenn er Hurerey oder Ehebruch begeht, auch Kirchenbusse thun. Eine Frau, welche zween Brüder heurathete, soll von der Gemeinschaft der Kirche lebenslänglich ausgeschlossen seyn, und selbige nur in der Todesgefahr wieder erlangen, wenn sie verspricht, nach der Genesung der verbotenen Ehe zu entsagen. Eine strengere Busse ward gefodert, wenn eines von beyden in dieser Ehe sterben sollte. Denjenigen, welche

sich öfters verheuratheten, wurde eine Verkürzung der Busse verstattet, wenn sie sich selbiger durch ihre Aufführung würdig machten. Wenn ein Katechumenus, der bereits mit den Gläubigen betet, ein Verbrechen begeht, so soll er unter die Hörenden zurückgesetzt, und, fährt er fort zu sündigen, gänzlich aus der Gemeinde gestossen werden. Eine schwangere Frau soll auf ihr Verlangen sogleich getaufet werden, weil sich diese Handlung nicht auf ihr Kind erstrecket. Der Hochzeit eines Mannes, welcher zum zweytenmale heurathet, und eben darum Busse thun muß, soll kein Aeltester beywohnen. Den Mann einer Ehebrecherinn soll man niemals in den Lehrstand aufnehmen; ist er aber schon ein Mitglied desselben, so soll er sich von ihr scheiden, oder sein Amt verlieren. Ein Presbyter, der vor seiner Einweihung sich in der Wohllust versündiget hat, und seine Sünde bekennet, soll das heilige Abendmahl nicht mehr einsegnen; von seinen übrigen Amtsverrichtungen aber darum nicht ausgeschlossen seyn. Gesteht er aber diese Sünde nicht, und kann derselben nicht überführet werden, so soll man ihn seinem eigenen Gewissen überlassen. Ein Kirchendiener, der sich eben desselben Verbrechens schuldig gemacht hat, soll unter die geringern Kirchenbedienten zurückgesetzt werden. Vor dem dreyßigsten Jahre soll man keinen zum Presbyter weihen, weil auch Christus erst in diesem Jahre zu lehren anfieng. Diejenigen, welche sich in der Krankheit taufen liessen, soll man nicht zu Aeltesten weihen, weil es das Ansehen habe, nur die Noth habe ihren Glauben hervorgebracht; doch ein besonderer Eifer, welchen diese Personen bezeigten, und Mangel an Lehrern, sollen zu einer Ausnahme von dieser Regel berechtigen. Presbytern von dem Lan-

de ward es ferners verboten, in der Stadtkirche in Gegenwart des Bischofes und der Aeltesten das heilige Abendmahl einzusegnen oder auszutheilen; doch in der Abwesenheit derselben ward es ihnen gestattet. Den Landbischöfen ward es gleichfalls erlaubt, das heilige Abendmahl einzusegnen. Endlich wurde verordnet, daß in einer Stadt, sey sie auch noch so groß, nie mehr als sieben Kirchendiener angestellet werden sollten.

Wenn man die Verordnungen dieser beyden Koncilien mit den Kanonen der Kirchenversammlung zu Elvira vergleichet, so findet man, daß die Denkungsart und Sitten der morgenländischen Christen der Denkungsart und den Sitten der Spanischen so ziemlich ähnlich waren. In beyden Gegenden befanden sich sehr schlechte, unmoralische Christen. Aus den Verordnungen des Konciliums zu Ancyra, und aus mehrern Anstalten der letzten Jahre dieses Zeitraumes ersieht man insonderheit, wie häufig die Christen ihren Glauben verläugneten. Freylich war die Veranlassung dazu niemals stärker, als eben um diese Zeit. Doch für die Zukunft waren solche Verordnungen in Betreff dieses Punktes nicht mehr nöthig. Die politischen Verhältnisse änderten sich; dem Christenthume öffneten sich bereits erfreuliche Aussichten.

Achtzehntes Kapitel.

Politische Veränderungen im Römischen Reiche. Günstige Aussichten für das Christenthum. Bekehrung des Kaisers Konstantin.

Nachdem Diokletian und Maximian in den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts (J. 305.) die Regierung niedergelegt hatten, waren bereits ihre beyden Reichsgehilfen, die sie ehe selbst ernannt hatten, Konstantius Chlorus und Galerius, wirkliche Kaiser geworden. Dieser letztere hatte sich sogleich wieder zween andere Cäsares oder Mitgenossen des Reiches beygesellet, den Severus und den Maximinus. Galerius hatte den Vorzug der Macht, und herrschte über ganz Griechenland und Illyrikum; Britannien, Spanien, Gallien und das Römische Germanien hatte sich Konstantius vorbehalten; dem Severus wurden Italien und Afrika zu Theil; und Maximinus war Herr der morgenländischen Gegenden. Bald hierauf starb Konstantius Chlorus (J. 306.), und sein Sohn Konstantin folgte ihm in seinem Gebiete. Zu eben dieser Zeit warf sich Maxentius, ein Sohn des Kaisers Maximianus, welcher die Regierung niedergelegt hatte, zum Kaiser auf, und beredete auch seinen Vater, die Krone wieder aufzusetzen. Galerius setzte ihnen nun den Severus entgegen; und als dieser im folgenden Jahre gefangen genommen, und hingerichtet ward, stellte er den Licinius als Kaiser auf; sein eigener Neffe, Maximinus aber ließ sich von den Soldaten gleichfalls zum Kaiser ausrufen. Das Römische Reich wurde also jetzt von sechs Regenten beherrschet. Doch bald verminderte sich ihre Zahl wieder. Maximia-

nus hatte seinem Schwiegersohne Konstantin nach dem Leben gestrebt; dieser bemächtigte sich (§. 310.) desselben, und verurtheilte ihn zu einem selbst zu wählenden Tode. Im folgenden Jahre starb auch Galerius. Bald hierauf brach ein Krieg zwischen Konstantin und Maxentius aus. Der Grund desselben war Eifersucht. Einer suchte den andern zu unterdrücken, oder sein Gebiet und seine Macht auf Kosten des andern zu vergrössern. Maxentius unterlag, und büßte bey dieser Gelegenheit (§. 312.) sein Leben ein. Der Sieg verschaffte dem Konstantin die Herrschaft über Italien und über das Römische Afrika. Um eben diese Zeit stritten sich Maximinus und Licinius (§. 313.) um die Alleinherrschaft, und der erstere kam in diesem Kriege um. So waren dann nur zween Beherrscher des Römischen Reiches noch übrig: Licinius und Konstantin. Jenem gehorchte der morgenländische Theil des Römischen Reiches; diesem der abendländische. Allein auch der Herzen dieser beyden Fürsten hatte sich die Herrschsucht bemächtiget. Mit dem festen Vorsatze, sich gegenseitig zu verdrängen, griffen beyde zu den Waffen; der Krieg wurde einigemale unterbrochen und wieder fortgesetzt; endlich behielt Konstantin die Oberhand. Er bekam den Licinius (§. 323.) gefangen, und ließ ihn bald darauf hinrichten. Auf solche Art ward er allein Herr des ganzen Römischen Reiches.

Von diesem Herrn konnte sich das Christenthum viel Gutes versprechen; hatte zum Theil seit einiger Zeit schon manches Gute erfahren; denn er äusserte sehr bald eine aufrichtige Neigung zu demselben. In dem Kriege, welchen er gegen Maxentius führte, brachte ihn, wie die gemeine Sage erzählet, ein Wunder zu seinen günstigen Gesinnungen gegen die

Religion der Christen. Durch viele Beyspiele heidnischer Fürsten, die bey aller Anrufung ihrer Götter in ihren Unternehmungen unglücklich waren, von der Richtigkeit des Beystandes dieser Götter überzeugt, hielt er es, so schreibet Eusebius, für räthlich, allein jenen Gott zu verehren, welchen sein Vater hochgeschätzt hatte. In dieser redlichen Gesinnung bat er eifrig, daß sich ihm selbiger offenbaren, und ihn in seinem Krieg unterstützen möchte. Sogleich zeigte sich ihm eine wunderbare Erscheinung. Mitten auf dem Marsche, den er mit seiner Armee vornahm, sah er am hellen Tage ein aus Lichtstrahlen bestehendes Kreuz am Himmil mit der Aufschrift: Dadurch überwinde! Dieser Anblick setzte ihn und die Armee in Erstaunen. Doch Konstantin konnte sich nicht erklären, was dieses bedeuten sollte; er fiel in ein tiefsinniges Nachdenken darüber, während dessen ihn die Nacht überraschte. Da erschien ihm Christus im Schlafe mit eben dem Zeichen, das er am Himmel erblicket hatte, und befahl ihm, ein ähnliches verfertigen zu lassen, mit der Versicherung, dieses würde ihm zur sichern Schutzwehre gegen alle feindliche Anfälle dienen. Der Kaiser säumte nicht, den Befehl sogleich zu vollziehen. Der Spieß, den er mit einer Querstange in Gestalt eines Kreuzes verfertigen ließ, war mit Gold umgeben; an der Spitze desselben befand sich eine Krone, welche aus Gold und Edelsteinen zusammengesetzt war, und in der Mitte derselben waren die in einander geschlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus zu lesen. An der Querstange hieng eine prächtige, mit Edelsteinen besetzte Fahne, von purpurfarbigem, mit Gold durchwebten Seidenstoffe. Unterhalb des Zeichens des Kreuzes aber befanden sich die Bildnisse des

Kaisers und seiner Söhne. Konstantin ließ noch mehr solcher Zeichen nach diesem Muster verfertigen, und vor seinen Kriegsheeren hertragen.

Noch immer schwebte Konstantin wie in einem Traume. Er wußte noch immer nicht, welcher dann eigentlich dieser Gott wäre, der ihm erschienen war, oder was dann jene Erscheinung bedeuten sollte. Er berief daher die Ausleger der Geheimnisse desselben, und verlangte von ihnen nähere Aufschlüsse zu erhalen. Diese erklärten ihm nun, derjenige, der ihm erschienen, sey Gott, der eingebor ne Sohn des einzigen und allein wahren Gottes; das Zeichen aber, welches er gesehen habe, sey das Sinnbild der Unsterblichkeit, und das Dennkzeichen des Sieges, den derselbe zur Zeit, da er sich auf der Welt befunden, über den Tod erhalten habe. Sie ertheilten ihm zugleich einen Unterricht, warum derselbe auf die Welt gekommen, und was er unter den Menschen verrichtet habe. Nun erst fand der Kaiser seine Wißbegierde befriediget. Er fieng jetzt an, die göttlichen Schriften zu lesen, ward seitdem in dem Glauben an den höchsten Gott noch mehr gestärket, und nahm die Priester dieses Gottes in seine Gesellschaft auf. Voll Vertrauens auf dessen mächtige Unterstützung zog er wider seinen Gegner los, und besiegte denselben.

Unstreitig finden sich in dieser Erzählung alle Merkmale der Unwahrscheinlichkeit, welche sie in die Zahl der abgeschmackter Fabeln zurücksetzen. Schon die innern Umstände der Begebenheit selbst sind zum Theile so unwahrscheinlich sonderbar, zum Theile so unzusammenhängend widersprechend, daß man das Ganze nur als eine sehr ungeschickte Erdichtung betrachten kann. Es läßt sich schwer begreifen, warum gerade ein Kaiser, der dem Christenthum ohnes

hin nicht abgeneigt war, durch ein Wunder zur Begünstigung und Annahme desselben sollte geleitet werden. Weit zweckmässiger würde es gewesen seyn, wenn es sich unter einem grausamen Verfolger der Christen zugetragen hätte; es würde die menschlichen Absichten heilsam beschämet, und, so wie einst die wundervolle Bekehrung Sauls, zum Besten der Religion einen weit tiefern Eindruck auf die Heiden gemacht haben, als es jetzt unter Konstantin je machen konnte. Wenn auch Gott harte Prüfungen und Verfolgungen eine längere Zeit hindurch darum zuließ, um dadurch den Glanz des siegenden Christenthums desto mehr zu erhöhen, so ward doch dieser Zweck durch die Verfolgungen unter den Kaisern Decius und Diokletian gewiß nicht erreichet. Eben diese Verfolgungen gaben zur grossen Sünde des Abfalles einer grossen Anzahl von Christen, und zu vielen höchst ärgerlichen Händeln, die daraus entsprangen, sehr häufig Anlaß; und eben diese häufigen Abfälle, und die ärgerlichen Händel, konnten dem Christenthume in den Augen der Heiden gewiß zu keiner Empfehlung dienen, so wie sie der innern Religion selbst schadeten. Auch war wohl Konstantin der Mann nicht, um einer solchen Gnade vorzugsweise gewürdiget zu werden. Mancher seiner tugendhaften Vorfahren hätte sie weit eher verdienet. Ziemlich sonderbar ist es ferners, daß das Christenthum durch eine besondere Anordnung Gottes, und durch ein förmliches Wunder erst zu der Zeit herrschend werden sollte, da es von seiner ursprünglichen Reinigkeit schon so gar viel verloren hatte. Prüfet man weiters das Verhalten Konstantins bey dieser Sache, so entdecket man leicht eine Art von Widerspruch darinn. Er, der den Begriff vom höchsten Gotte schon von seinem

Vater erhalten, und schon beschlossen hatte, diesen höchsten Gott ebenfalls zu verehren, bittet erst nach diesem Entschlusse, dieser höchste Gott möchte sich ihm zu erkennen geben. Das Zeichen des Kreuzes erscheinet ihm hierauf, und der Kaiser, der beynahe ganze Schaaren von Christen selbst an seinem Hofe um sich hatte, und dem doch die wesentlichsten Umstände von Christo und seiner Religion unmöglich unbekannt seyn konnten, weiß nun wieder nicht, was dieses Zeichen bedeuten sollte. Auch, nachdem ihm hierauf im Schlafe Christus selbst erschienen war, ward doch dadurch seine Kenntniß um nichts erweitert; Christus ertheilte ihm nicht den geringsten Unterricht über diesen Punkt, der gerade der wichtigste war; Konstantin kannte nach einer zweymal geschehenen Erscheinung den wahren Gott so wenig, als zuvor, und war daher am Ende genöthiget, zur menschlichen Unterweisung seine Zuflucht zu nehmen. Wenn auch diese Erzählung an und für sich einige Wahrscheinlichkeit hätte, so schiene sie sich doch mit Konstantins Charakter nicht zu vertragen. Dieser erscheinet hier in einer ziemlich armseligen Gestalt, als ein unwissender, beynahe blödsinniger Mann; und das war doch Konstantin gewiß nicht. Von einem verständigen Manne, wie dieser Kaiser war, ist es auch kaum zu glauben, daß er bey seinem Eifer kein einziges von allen den häufigen und natürlichen Mitteln, zur Wahrheit zu gelangen, zuerst ergriffen, sondern sogleich auf eine wundervolle Erleuchtung Anspruch gemacht haben sollte, und das zu einer Zeit, da solche Wunder weder unter den Heiden und Juden, noch viel weniger unter den Christen mehr gewöhnlich waren. Das Wunder selbst war nicht von der Art, daß man daran die Würde eines erhabenen Lehrers der Men-

schen erkennen könnte. Christus, der doch als Stifter einer seligmachenden Religion alles Sinnliche des Judenthums aufhob, und an dessen Stelle eine innere Religion einsetzte, soll nun nichts von allem demjenigen, was die Religion auszuüben befiehlt, von ihm gefodert, soll die Verheissung seines Beystandes nicht auf die Erfüllung der innern Religionspflichten, sondern blos auf ein äusserliches Zeichen gegründet haben, welches doch zur moralischen Besserung Konstantins nichts beytrug. Auch hatte dieses Wunder eben nicht diejenige Wirkung, die man davon hätte erwarten können, und erreichte seinen Zweck nicht ganz. Nicht durch das Wunder, sondern erst durch menschlichen Unterricht, lernte der Kaiser den wahren Gott kennen. Es ward ihm auch dadurch nichts anders, als zeitliche Vortheile versprochen, nämlich Sieg über seine Feinde, und noch dazu Siege in einer offenbar ehrgeizigen Unternehmung gegen seinen Nebenbuhler. Wollte man auch annehmen, daß doch wenigst die menschliche Unterweisung durch das Wunder veranlasset worden, und dieses folglich der erste Grund von seiner Kenntniß des wahren Gottes, und einer damit verbundenen grossen Wirkung, nämlich seiner Bekehrung gewesen sey, so läßt sich doch dieses entgegen setzen, daß diese wichtige Wirkung erst nach einer sehr langen Zeit erfolgte. Erst nach vielen Jahren trat Konstantin feierlich durch die Taufe in die Zahl der Christen ein, und es ist nicht glaublich, daß ihn ein solches Wunder nicht sogleich dazu sollte vermocht haben. Er blieb nach dieser Erscheinung ehrgeizig und grausam, wie er es zuvor gewesen war, handelte treulos, und begieng manches Verbrechen; auch nach seiner Taufe war er nicht viel mehr, als ein äusserlicher Christ. Es ist wahr, der Verheis-

sung gemäß erfocht Konstantin wirklich den Sieg über seinen Gegner Maxentius; aber ähnliche Siege waren auch schon zuvor auf Orakelsprüche heidnischer Gottheiten zuweilen erfochten worden. Zudem ist es wohl eine sehr natürliche Sache, wenn ein tapferer und geübter Feldherr mit einem mächtigen Heere über einen andern siegt, welcher weniger im Kriegswesen geschickt, und ohnehin bey seinen Leuten verhaßt ist

Zu diesen innern Gründen, welche diese Begebenheit als eine höchst unwahrscheinliche Erdichtung verwerfen, kommen noch andere, welche von äusserlichen Umständen entlehnet sind. Kein einziger gleichzeitiger Geschichtschreiber thut von dieser Begebenheit mit allen Umständen, mit welchen sie oben erzählt worden ist, Meldung, ausser Eusebius. Dieser versichert, der Kaiser selbst habe ihm die Wahrheit derselben mit einem Eide betheuert; ausserdem würde man sie kaum glauben können. Aber eben dieser Bericht des Schriftstellers machet sie sehr verdächtig. Wenn die ganze Armee, die aus neun und achtzig tausend Mann bestund, die Erscheinung am Himmel mit Augen gesehen hatte, warum berief sich Eusebius nicht lieber auf das einstimmige Zeugniß so vieler Menschen, als auf die zwar eidliche, aber doch einseitige Versicherung des Kaisers, den doch, als einzelne Person genommen, seine Einbildungskraft getäuschet, oder der aus Privatabsichten auch die Unwahrheit beschworen haben konnte; denn daß er in diesem Punkte nicht sehr engbrüstig war, beweiset der Meineid, dessen er sich in der Folge gegen seinen Nebenbuhler Licinius schuldig machte. Ganz gewiß würde auch der Kaiser selbst seiner Erzählung einen weit höhern Grad von Glaubwürdigkeit verschaffet haben, wenn er sich auf das Zeug-

niß der ganzen Armee berufen hätte. Dieses wäre eben darum, weil das Heer größtentheils aus Heiden bestund, weit unverdächtiger gewesen, als die Versicherung des in seiner eigenen Sache partheyischen Kaisers. Eusebius erzählet diese wundervolle Begebenheit nur in der sogenannten Lebensbeschreibung Konstantins; einem Werke, welches mehr Lobrede als Geschichte ist, und worinn sichs dieser Schriftsteller nach seinem eigenen Geständnisse zum vorzüglichen Zweck gemacht hatte, die Religion und Frömmigkeit Konstantins herauszustreichen *). In seiner Kirchengeschichte hingegen saget er gerade an dem Orte, wo er die bequemste Gelegenheit dazu hatte, kein Wort davon. Dieser Schriftsteller, dem der Kaiser einige Gnadenbezeugungen für seine Gemeinde anbot, schlug sie großmüthig aus, und bat dafür um die Gnade, daß ihm aus dem kaiserlichen Archive die in die Kirchengeschichte einschlagenden Urkunden zum Gebrauche mitgetheilet werden möchten, damit er ja in seiner Kirchengeschichte alles Wichtige zuverlässig erzählen könne. Der Kaiser gewährte ihm seine Bitte. Sollte sich nun wohl im Archive keine schriftliche Nachricht von diesem Wunder zum ewigen Andenken an eine für das kaiserliche Haus so glorreiche Begebenheit befunden haben? Höchst wahrscheinlich hatte Eusebius das Buch seiner Kirchengeschichte, worinn die Erzählung dieser merkwürdigen Erscheinung einen Platz hätte erhalten sollen, früher verfertiget, als seine Lebensbeschreibung Konstantins. Hat er also damals von der wunderbaren Erscheinung noch nichts gewußt, weil er davon schweigt, oder sie absichtlich weggelassen? Da sich eine so grosse Menge Menschen mit Augen davon überzeugte, wie der Bericht lautet, so konnte sie wohl im Publikum

*) *Euseb. L. I. c.* 11.

nicht unbekannt seyn; vor allen würden die Christen ihr möglichstes beygetragen haben, die Nachricht davon allgemein zu verbreiten, und Eusebius konnte leicht durch glaubwürdige Augenzeugen eine zuverlässige Kenntniß davon erlangen. Wichtig war eine solche Begebenheit gewiß ebenfalls, und Eusebius hätte sie ja eben darum nicht verschweigen sollen, da er es sich zum Gesetze gemacht hatte, nichts wichtiges wegzulassen.

Eben diese Zweifel erhalten eine neue Stärke, wenn man die Nachricht lieset, welche Laktantius von eben dieser Sache lieferte *). Dieser Schriftsteller kann hier noch mehr für einen gleichzeitigen Geschichtschreiber gelten, als Eusebius; er lebte zum Theil am Hofe Konstantins, und schrieb das Buch, worinn er von dieser Begebenheit handelt, nur wenige Jahre nach derselben, da hingegen Eusebius die Lebensbeschreibung Konstantins um mehr als zwanzig Jahre später verfertiget hatte. Allein er meldete kein Wort von der Erscheinung des Kreuzes am Himmel, welche Konstantin mit der ganzen Armee gesehen haben sollte; er sagte nur, der Kaiser habe im Traume eine Ermahnung von Gott erhalten, die Schilde seiner Soldaten mit dem himmlischen Zeichen Gottes zu bezeichnen, und dann die Schlacht zu liefern, welches er auch am folgenden Tag gethan habe. Auf eine ähnliche Art sprach ungefähr hundert Jahre später Sozomenus von dieser Begebenheit **). Der Kaiser, sagte er, habe, nachdem er eben bey sich selbst überlegt hatte, wen er sich zum Beystande wählen sollte, im Traume das Zeichen des heiligen Kreuzes am Himmel glänzend gesehen; und als er darüber in Erstaunen gerieth,

*) *Lactant. de mort. persecut. c.* 44.

**) *Hist. eccles. L. I. c.* 3.

hätten die dabey stehenden Engel gesagt: Dadurch, o Konstantin, sollst du überwinden. Aus diesen Berichten, die von jenem des Eusebius so offenbar abweichen, ersieht man zur Genüge, daß selbst Christen, die doch nicht würden ermangelt haben, eine ihnen so vortheilhafte Nachricht unverfälscht und ungeschwächt zu erhalten, sehr verschieden von dieser Sache schon damals gesprochen haben. Laktantius strich das ganze Wunder weg, und gab blos einen Traum zu. Wie hätte er das als Christ thun können, wenn er zuverlässige Zeugnisse von der Erscheinung am Himmel gehabt hätte? Und nach so wenigen Jahren, da er schrieb, konnte und mußte er sie haben. Sozomenus behauptete das nämliche; daß er aber den Laktantius nicht blos abgeschrieben habe, beweiset sein Zusatz von der Anrede der Engel an Konstantin, wovon sich im Laktantius nichts findet. Es müssen also verschiedene, zum Theile widersprechende Nachrichten von dieser Sache vorhanden gewesen seyn. Sokrates erzählte die Begebenheit in seiner Kirchengeschichte dem Eusebius nach; Philostorgius aber, der um eben diese Zeit schrieb, berichtete, man habe damals in den Morgenländern das Zeichen des Kreuzes am Himmel erblicket, und die Sterne, welche sich ringsherum befanden, hätten die Worte in lateinischer Sprache vorgestellet: „Dadurch überwinde!„ So wurde das Wunder selbst durch kirchliche Schriftsteller zweifelhaft gemacht, deren Beruf es doch gewesen wäre, selbiges zu retten.

Die Heiden erklärten bekannlich schon um eben diese Zeit diese Begebenheit für eine Fabel. Dieses gesteht wenigst ein christlicher Schriftsteller selbst *). Freilich

*) *Gelasius Cizicens. Volum. Act. Concil. Nicaen. L. I. c. 4. p. 352. ap. Harduin. Concil. Tom. I.*

war von den Heiden ein günstiges Urtheil darüber kaum zu erwarten. Aber eine beynahe unbegreifliche Kühnheit wäre es doch gewesen, das zu läugnen, was neun und achtzig tausend Menschen gesehen hatten, und zu einer Zeit zu läugnen, da viele, oder wohl gar die meisten noch lebten. Und bedenket man dabey, daß Laktantius, Sozomenus und Philostorgius durch ihre ganz andern Vorstellungen dem Eusebius wirklich widersprechen, so erhält auch der Widerspruch der Heiden dadurch ein neues Gewicht. Ein einziger heidnischer Schriftsteller, Nazarius, der Lobredner des Kaisers, thut im Ernste Meldung von einem solchen Wunder. Aber freilich wieder mit ganz andern Umständen. Es ist in ganz Gallien bekannt, sagt er *), daß sich in der Luft Kriegsvölker gezeigt haben, deren Waffen einen fürchterlichen Glanz um sich warfen, und aus deren Munde man die Worte vernahm: Wir ziehen zum Konstantin; wir kommen ihm zu Hilfe! Eine so aufrichtige Aeusserung eines Heiden sollte doch auf die Vermuthung führen, daß sich dem Kaiser und seiner Armee wirklich eine Erscheinung am Himmel gezeigt habe, wiewohl man darunter freilich ohne allen Anstand eine ganz natürliche Lufterscheinung verstehen könnte. Allein man muß dabey doch auch bedenken, daß Nazarius ein Lobredner des Kaisers ist, welcher vielleicht absichtlich von jeder Volkssage gerne Gebrauch machte, wenn sie etwas beytragen konnte, seinen Helden mehr zu verherrlichen. Daß er diese Nachricht wirklich blos aus der Volkssage geschöpft habe, erhellet aus seinem eigenen Geständnisse; und wenn man auch eine Lufterscheinung wirklich zugeben sollte, so ist doch die Abweichung seines Berichtes von jenem des Eusebius zu auf-

*) *Nazarius p. 71. Genev. 1625. 4.*

fallend groß; man müßte dann annehmen, was schlechterdings unglaublich ist, ein Theil der Augenzeugen habe eine und eben dieselbe Erscheinung für ein Kreuz, der andere für Kriegsvölker angesehen; zwey Dinge, die doch nicht die allergeringste Aehnlichkeit mit einander haben.

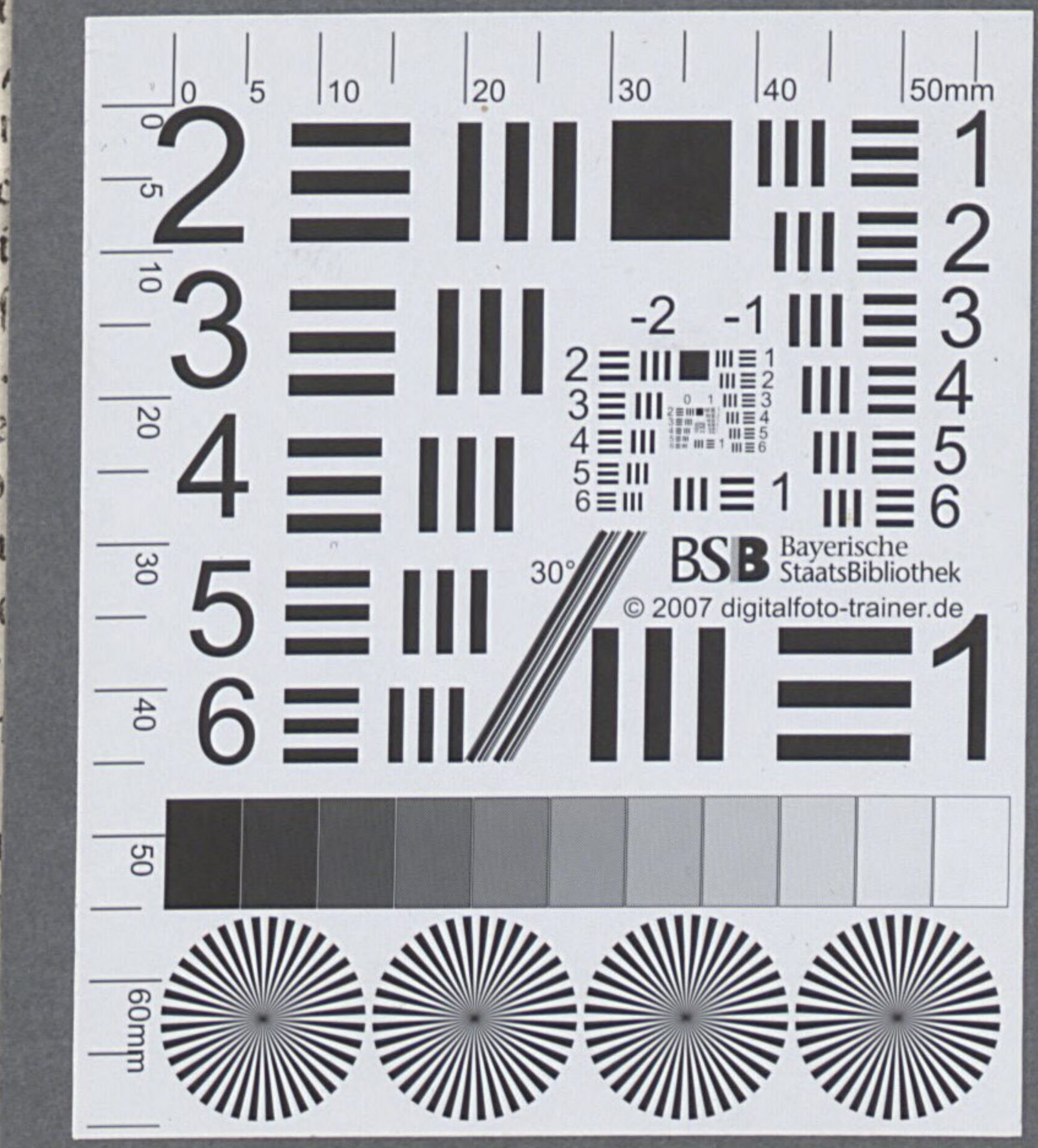
So hat dann die Meinung derjenigen, welche Wunder verwerfen, weit mehrere und bessere Gründe für sich, als die derjenigen, welche es zugeben. Ob übrigens wenigst eine natürliche Erscheinung von Konstantin und seiner Armee wirklich gesehen worden, oder ob die ganze Erzählung auch mit dieser Einschränkung eine Fabel sey; ob Konstantin selbst sie erdichtet habe, wie einige glauben, um durch diese Kriegslist den Sieg desto leichter zu erhalten, oder ob sie, wie andere dafür halten, erst später erdacht worden, vielleicht um die Geschichte der Bekehrung Konstantins desto rühmlicher vorzustellen, vielleicht um die Religion selbst dadurch zu empfehlen, oder wohl gar die abergläubische Verehrung des heiligen Kreuzes zu befördern, läßt sich kaum mit historischer Gewißheit entscheiden. Ob eben diese Begebenheit, sey sie Wunder, natürliche Lufterscheinung oder Traum gewesen, oder vielleicht eine andere Ursache, zum Beyspiele, Staatsklugheit, oder eigenes Wohlgefallen an der christlichen Religion, Konstantins Bekehrung veranlasset habe, wird wohl ebenfalls immer ungewiß bleiben. Daß er ihr aber wirklich aufrichtig zugethan war, wenn gleich sein Herz nicht viel dadurch gebessert wurde, beweisen verschiedene seiner Handlungen. Er hatte nicht nur sogleich nach dem Siege über den Maxentius an den öffentlichen kirchlichen Händeln einen lebhaften Antheil genommen, und die innerliche und äusserliche Ruhe der Kirche herzustellen gesuchet, sondern sich

auch bestrebt, durch sein eigenes Vermögen selbige in einen blühenden Zustand zu versetzen. Zu diesem Ende ließ er dem Karthaginensischen Bischofe Cäcilian drey tausend Folles, nach unserer Währung ungefähr siebenzig tausend Thaler auszahlen, damit sie unter die übrigen Diener der Kirche nach einer zweckmässigen Vorschrift vertheilet würden. Er vergrösserte auch viele Kirchen, und machte ihnen grosse Geschenke. Nicht weniger verrieth er seine Neigung zu der christlichen Religion und ihren Dienern durch verschiedene andere Anstalten und Gesetze. Die erste Verordnung, die er in Betreff dieses Gegenstandes gemeinschaftlich mit Licinius ergehen ließ, gestattete allen Christen ohne Unterschied der Sekte die vollkommene Religionsfreyheit. Als hierauf die Katholiken, wie es scheinet, darüber mißvergnügt waren, wiederholte er sie im folgenden Jahre (313.) mit der Einschränkung auf die Katholiken allein. In eben demselben Jahre befreiete er die rechtgläubigen Lehrer in Afrika von der Verbindlichkeit, öffentliche Bedienungen zu bekleiden; und höchst wahrscheinlich sprach er die Geistlichkeit auch von allen öffentlichen Abgaben los. Auch stellte er es einige Jahre hernach einem jeden frey, der rechtgläubigen Kirche in seinem letzten Willen so viel, als er wollte, von seinem Vermögen zu vermachen. Sozomenus berichtet in seiner Kirchengeschichte, der Kaiser habe es durch eine besondere Verordnung den streitenden Partheyen frey gestellet, ihre Streithändel von den Bischöfen entscheiden zu lassen, ohne daß sie verbunden wären, sich an die weltlichen Gerichte zu wenden, und festgesetzt, daß die entgegengesetzten Aussprüche der Bischöfe von grösserm Gewichte seyn sollten, als die vorhergegangenen Aussprüche der weltlichen Richter. Offenbar war dieses Gesetz eine

Bestätigung dessen, was schon einst die Apostel erlaubt oder gewünscht hatten. In einer andern Verordnung setzte Konstantin fest, daß man einem Leibeigenen vor den Bischöfen und der Gemeinde die Freiheit ertheilen könne, ohne zur weltlichen Obrigkeit, wie es bisher gewöhnlich war, seine Zuflucht nehmen zu müssen. Sogar solche Freilassungen, welche ein einzelner Geistlicher ohne alle Zeugen schriftlich oder mündlich ertheilet hatte, erklärte der Kaiser für gültig. Durch ein anders Gesetz endlich (§. 321.) führte Konstantin zuerst die strengere Feier des Sonntages ein. Er befahl nämlich, daß an diesem Tage alle Gerichte, alle Arbeiten der Künstler und Handwerker, doch mit Ausnahme des Ackerbaues, ruhen sollten. Der Zweck dieser Verordnung war, die Christen an ihre Pflichten mehr zu erinnern, und ihren bereits ziemlich erkalteten Eifer für die Religion anzufachen. Auch sogar seine heidnischen Soldaten mußten den Sonntag feiern. Doch erlaubte er, am Sonntage Leibeigene freizulassen, weil dieses eine wohlthätige Handlung sey.

So öffneten sich dann dem Christenthume unter der Regierung dieses Kaisers immer schönere Aussichten. Schade, daß gerade um diese Zeit, da der Kirche ein so wohlthätiges Licht von aussen aufgieng, das Licht der wahren Erkenntniß von innen anfieng, sich immer mehr zu verdunkeln!

Bestätigung dessen, was schon einst die Apostel erlaubt oder gewünscht hatten. In einer andern Verordnung setzte Konstantin fest, daß man einem Leibeigen
Frei
keit
nehi
welc
schri
Kais
(J.
Feie
an d
ler
bau
war
nerr
die
sche
erla
weil
©
der
sicht
Kir
das
sich



Bestätigung dessen, was schon einst die Apostel erlaubt oder gewünscht hatten. In einer andern Verordnung setzte Konstantin fest, daß man einem Leibeigenen
Freihei
keit, w
nehmen
welche
schriftli
Kaiser
(J. 3
Feier d
an diese
ler und
baues,
war, d
nern,
die Re
schen C
erlaubt
weil di
So
der Re
sichten.
Kirche
das Lic
sich im

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Milbiller, Joseph

Geschichte der christlichen Religion und Kirche

Bd.: 1

Zürich (1792)

H.eccl. 424-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00043090-2
VD18 12295043